Das

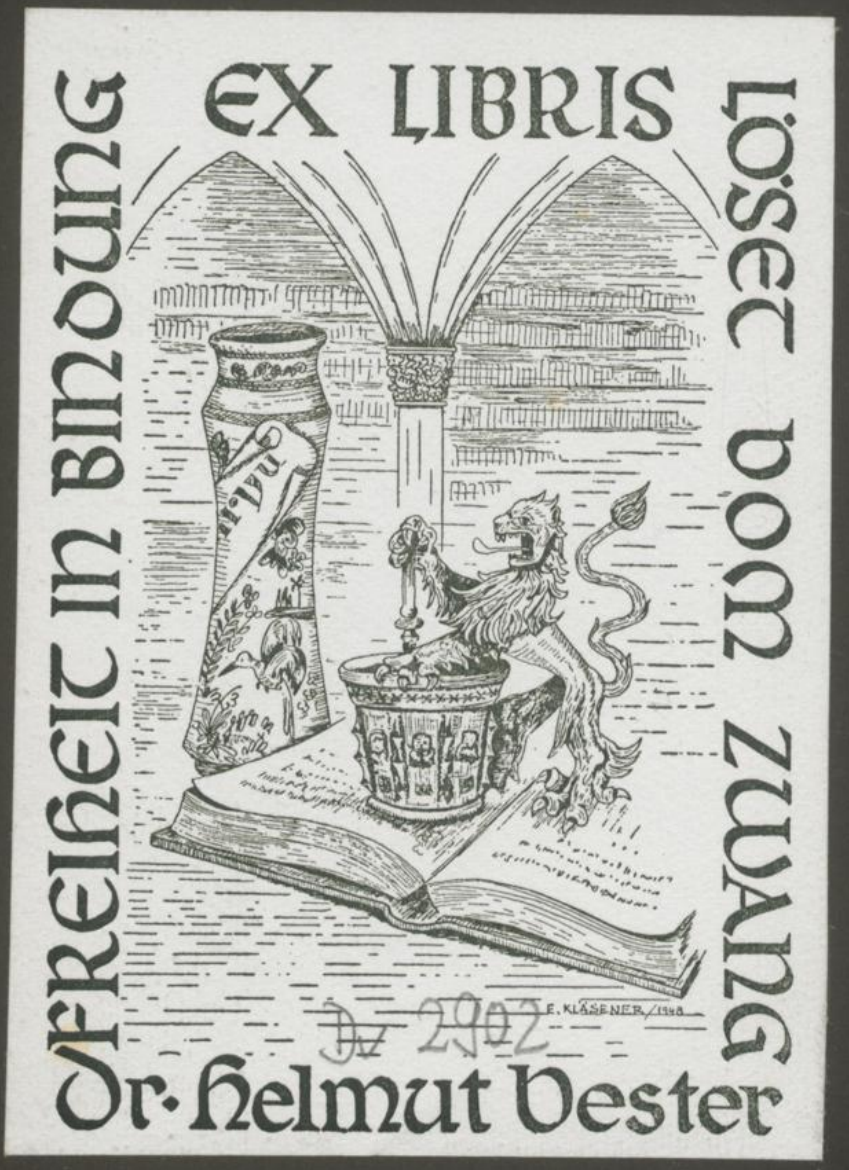
Charakterbild des Apothekers

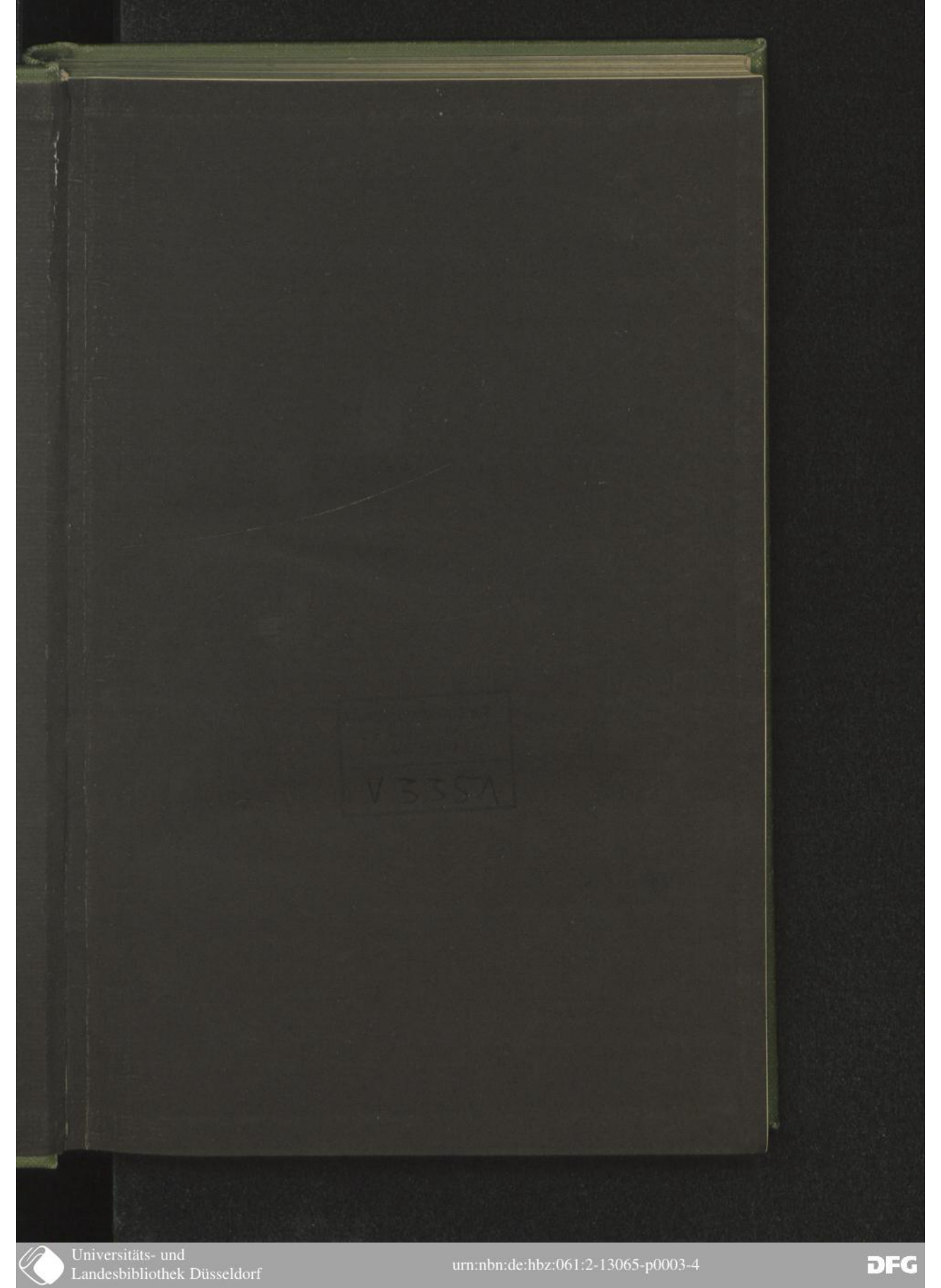
in der Litteratur

von

Hugo Maubach

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0001-3


EX LIBRIS
Dr. Helmut Dester
FREIHEIT IN BINDUNG
LÖST VOM ZWANG
E. KLÄSENER / 1948
Da 2902


V 3352
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0003-4
DFG

Das Charakterbild des Apothekers in der Litteratur.

Von

Hugo Maubach.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1898.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0005-5

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0006-1

Vorwort.

Wenn ich heute dem geneigten Leser, insbesondere meinen deutschen Fachgenossen diese Arbeit übergebe, so habe ich zunächst die angenehme Pflicht zu erfüllen, dem Leiter der „Pharmazeutischen Zeitung", welcher mich zur Herausgabe dieses Buches anregte und mir die von ihm angefertigten Vorarbeiten für dasselbe zur Verfügung stellte, für diese schätzenswerthe Unterstützung meinen tiefgefühlten Dank zum Ausdruck zu bringen.

Herr Redakteur Dr. Böttger hat bereits vor vielen Jahren den Grundstein zu diesem Werke gelegt, ohne sich indeß der Vollendung desselben widmen zu können. Wer die anstrengende Thätigkeit des Leiters des genannten großen Fachblattes kennt und zu würdigen weiß, was derselbe während einer langen Reihe von Jahren für die deutsche Pharmazie geleistet hat, wird es erklärlich finden, daß ihm die nöthige Muße fehlte, um auf den Grundmauern des Wollens und Könnens sein Werk aufführen und vollenden zu dürfen.

Ich habe mich meiner Aufgabe entledigt, so gut es in meinen schwachen Kräften stand. Leider war es nicht immer das beste und bestgetroffene Spiegelbild eines Apothekers, dem ich in den verschiedenen Werken begegnete, und oft krankte gerade das Charakterbild des Apothekers daran, daß ihm jeglicher Charakter fehlte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0007-7

Meinem verehrten Kollegen, Herrn Apotheker Eilers, sage ich für seine freundliche Unterstützung auch an dieser Stelle besten Dank.

Sollte diese oder jene meiner Darlegungen weniger den Beifall des Lesers finden, so möge er in liebenswürdiger Nachsicht denken: „stat pro ratione voluntas!“

Und damit Gott befohlen!

Lüdenscheid i./W., Oktober 1897.

Der Verfasser.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0008-2

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	III
I.	Vergangenheit und Gegenwart	1
II.	Der Apotheker in der Litteratur	7
III.	Vater und Sohn	12
IV.	Humor und Satyre	19
V.	Zwei Kapuzinerpredigten und noch eine	24
VI.	Drei Originale	39
VII.	Ein Apotheker-Sonderling	65
VIII.	Etwas Kulturhistorisches	73
IX.	Eine Meßfahrt nach Leipzig	79
X.	Ein Charakter	85
XI.	Ein Apotheker, der seinen Vater sucht	116
XII.	Ein schönes Kapitel	122
XIII.	Ein italienischer Kollege	130
XIV.	Apothekers Erdenwallen	134
XV.	Ein häßliches Kapitel	139
XVI.	Der bekehrte Alchemist	174
XVII.	Ein Gegenstück zu Heiberg's „Apotheker Heinrich"	183
XVIII.	Ein Pessimist	194
XIX.	Eine gute Seele	202
XX.	Eine kuriose Geschichte	210
XXI.	Der Herr „Hofapotheker"	218
XXII.	Künstler und Apotheker	227
XXIII.	Der Schwiegervater eines Fürsten	237
XXIV.	Ein pharmazeutisches Kraftgenie	246
XXV.	Ein Manuskript	251
XXVI.	Herr von Moser und die Pharmazeuten	263
XXVII.	Herr von Moser macht Schule	273
XXVIII.	Schluß-Kapitel	277

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0009-1

I. Vergangenheit und Gegenwart.

Wie schon Dr. Böttger in einer seiner Arbeiten über das „Apothekenwesen" richtig bemerkt, werden die Ansichten über Werth und Bedeutung der Apotheken als öffentliche Gesundheitsanstalten mit den Ansichten über Werth und Bedeutung der Arzneimittel im Allgemeinen nothwendigerweise immer in einem gewissen Zusammenhange stehen. Es ist augenscheinlich, daß zu einer Zeit, wo Kaiser und Könige sich mit der Zubereitung von Heilmitteln beschäftigten, der Apotheker viel angesehener war als augenblicklich, wo z. B. in England der Apotheker als nicht mehr zu den die sogenannte „Gesellschaft" bildenden Elementen gehörig, sondern als bloßer Handelsmann gilt.

Bagdad wird gewöhnlich als Geburtsstätte der Apotheke angesehen und der Kalif Almansor soll im Jahre 754 v. Chr. eine solche eingerichtet haben. Es wird berichtet, daß Kambyses höchsteigenhändig seine Salben, und Attalus, König von Pergamus, Cerussapflaster kochten, daß Mithridates, König von Pontus, allerdings weniger aus Liebe zur Pharmazie als aus anderen Gründen, sich eingehend mit pharmazeutischen Studien beschäftigte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Apotheker jener Zeit manches verstanden, was wir heute entweder gar nicht mehr, oder zum mindesten nicht besser verstehen als sie. Sicher ist auch die Zubereitung der Arzneimittel auf homöopathischem Wege um die Zeit der Geburt Christi bekannt gewesen, wie sich später, nach den Behauptungen Vieler, auf der Hochzeit zu Canaan unbestreitbar dargethan haben soll.

Durch die Araber wurden die Apotheken nach Europa, zu-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0011-8

nächst nach Spanien verpflanzt. Von dort gelangten sie nach Italien, wo sie eine besondere Glanz- und Luxusperiode durchgemacht haben, wie die kostbaren, mit Bibelsprüchen und Blumen bemalten Vasen, die uns aus jener Zeit erhalten sind und im Museum zu Florenz aufbewahrt werden, beweisen. Es ist uns überliefert, daß die Apotheker die Drogen zum Theriak 14 Tage vorher im Rathhause dem Publikum zur Schau ausstellten, ehe sie dieselben in Gegenwart des Magistrats auf dem Marktplatze zum Theriak einkochten. Das war die Blüthezeit der Apotheke, die Zeit, wo die Apotheker eine eigene Zunft bildeten und Banner und Wappen mit der Devise:

„Lances et pondera servant“

führten.

Zu Abrahams und Jacobs Zeiten gab es wandernde Balsamträger, welche Gewürze, Ambra, Balsam und Myrrhe verkauften und wohlgeachtet waren; als sie aber anfingen zu quacksalbern, verloren sie ihren guten Ruf.

Agrippa nennt die Apotheker: Medicorum coqui. Symphorien Champier und Lisset Benancio schelten sie: omopoles, mycopoles, qui prognoquens flibusticis, Betrüger ꝛc., Hequet nennt sie Falschmünzer u. s. w.

Zu Molière's Zeiten gab es: apothicaires boutiquiers.

Auf der tiefsten Sprosse der gesellschaftlichen Leiter standen die Apotheker s. Z. in Rom, und dort wurden sie damals der Hefe der Bevölkerung zugezählt. Einen Beweis hierfür finden wir z. B. darin, daß Horaz, als er vom Tode des Sängers Tizellius spricht, unsere Vorfahren im Fache mit Gauklern, Flötenspielern, Bettlern, Wollüstlingen und Tänzern auf eine Stufe stellt.

In Griechenland verkauften Buhlerinnen aus Phrygien und Thessalien Liebestränke zu fabelhaft hohen Preisen. Nach Seneka erließen Solon und Lykurg ein Gesetz, welches sogar eine Verjagung der Apotheker aus Lacedämonien anordnete wegen der von ihnen begangenen Schändlichkeiten.

Epikur wirft Aristoteles vor, das entehrende Handwerk eines Apothekers betrieben zu haben, und Lucilius, Horaz und Cicero eifern ernst oder ironisch gegen diese „Salbenköche“.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0012-4

Bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts bezeichnete der Ausdruck „Apotheke" in Süd- und Westdeutschland etwa dasselbe wie Gade oder Kramladen, so daß z. B. ein Tuchladen im Jahre 1301 eine apotheca genannt und von einem Hause im Jahre 1290 gesagt wird, daß sich 21 Apotheken darin befänden. (Reichsanzeiger v. 15. Juni 1872.)

Die ältesten Erwähnungen von Apotheken in Deutschland reichen nicht über die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts hinaus, z. B. 1238 ein Gerardus apothecarius zu Lübeck, der (wie öfter) ein Geistlicher gewesen zu sein scheint; 1262 in Rostock, 1270 und 1280 zu Wismar ꝛc. ꝛc.

Daß auch schon jene Apotheken unter Aufsicht der Aerzte standen, wird uns zuerst aus Ulm (1436) berichtet.

Interessant im Vergleiche mit dem heutigen Eide ist der eines Stendaler Apothekers aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts:

„Dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Joachim, Markgrafen von Brandenburg, und dem ganzen durchlauchtigsten Hause schwöre ich, Michael Faber, zur Zeit Apotheker in Stendal, bei Bereitung der verschriebenen Rezepte, und sonstigen Heilmittel, gemäß der Vorschriften approbirter Aerzte, mit der größten Sorgfalt zu verfahren, auch Wachsamkeit und Schweigsamkeit zu üben. Außerdem will ich kein Rezept zu einer Arznei ohne Zustimmung der verschreibenden Aerzte erfinden (!), mögen diese Arzneien Digestiva, Laxativa oder Confortativa sein. Auch will ich nur auserlesene Ingredienzien und keine trügerischen und kraftlosen, sondern vorschriftsmäßig zubereitete dispensiren, auch nach Möglichkeit dafür Sorge tragen, daß die Rezepte nicht von Jedermann eingesehen werden können, sondern will sie verschließen und Niemandem zeigen als dem durchlauchtigsten Fürsten!"

Ob nun ein jeder der regierenden Fürsten vor seinem Regierungsantritte einen Cursus im Lesen von Rezepten durchzumachen hatte, wird uns nicht verrathen!

Aus jenen Zeiten ließen sich hier noch viele interessante Einzelheiten anführen, so u. A., daß dem Berliner Apotheker 1488 die Zusicherung ertheilt wurde, daß außer ihm Niemand

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0013-0

in der Stadt mit Konfekt oder gefärbtem Wachs handeln dürfe, daß 1648 dem Apotheker zu Stendal die Verpflichtung auferlegt wurde, jährlich zu Neujahr den beiden regierenden Bürgermeistern Marzipan und Zucker zu liefern ꝛc., doch würde dies zu weit aus dem Rahmen unserer Betrachtungen hinausgehen. Ich verweise dieserhalb auf die oben citirte Nummer des „Reichsanzeigers", sowie auch auf die Beilage für Kunst, Litteratur und Wissenschaft des „Hamburgischen Korrespondenten," welche uns in dem Artikel „Die Apotheken in Hamburg" interessante biographische Skizzen vom Jahre 1265 bis auf die neueste Zeit (1877) bringt.

Ob nun obiger Eid in allen seinen Theilen heilig gehalten wurde, ist aus den Mittheilungen jener Tage nicht ersichtlich. Abraham a Santa Clara scheint darüber in seinem „Etwas für Alle" doch in gelinden Zweifeln befangen und wettert daher in seinem Artikel „Der Apotheker" in einer Art und Weise über gewisse Mißstände in den Apotheken, wie wir es nur noch in Paalzow's „Apotheker-Charlatanerien" wiederfinden werden.

„Sonst sind die Apotheker", heißt es hier, „fürwahr nicht genugsam zu loben, und wenn es möglich wäre, so sollte man deren Ruhm mit lauter Aurum potabile, welches sie stattlich wissen zu machen, ganz weitläufig beschreiben ꝛc., doch ist eine große Büchsen in einer und anderen Apotheken, worauf mit erkenntlichen Buchstaben steht das Wörtl „Aber". Freilich giebt es viele gute und sehr treffliche Apotheker; aber man findet doch zuweilen auch einige, die zwar viel Skrupel in den Apotheken, aber wenig im Gewissen haben. Sie prahlen, daß sie allerlei Medikamente bei Handen haben; benamlich: Emollientia, Resolventia, Condensantia, Aperientia, Constipantia, Attrahentia, Repercutientia, Abstergentia, Expurgentia, Attenuantia, Illinientia, Maturantia, Conglutinantia, Cientia, Expellientia etc., aber man findet bisweilen Fallentia, d. i., alte verlegene Species und Waaren, welche mehr dem Patienten schädlich als nützlich sind. Es kommt aber daher, weil sie zuweilen um schlechten Preis einige Sachen kaufen, die schon vorhin bei des Materialisten Ur-Andel in dem Gewölbe gelegen, auch

etwann ärger stinken, als Lazarus in dem Grabe. So geschieht es nicht selten, daß in einer Büchsen, auf welcher Alchermes geschrieben, nur eine geschimmelte Holler-Dolgen klebet, die doch der gemeine Mann gleichwohl theuer bezahlen muß."

„So giebt es auch zuweilen Einen, der sein ganzes Novitiat bei dem Mörser zugebracht, und folgsam sich auf kein Kraut versteht als auf das saure, vorzüglich, wann selbiges mit einem schweinernen Sattel versehen ist. Wie oft geschieht nachmals, daß sie gröbere Fehler begehen, als jene Propheten-Kinder zu Elisaei Zeiten, welche die bitteren Colloquinten für heilsame Kräuter gesammelt, und nachmals Nichts als das Moos in olla zu hören gewesen."

„Item sind wohl einige zu treffen, die ganz gewissenlos die Arznei zu theuer geben, und etwann 1 Handvoll Heublumen für einen Reichsthaler versilbern. Das ist aber gar höchst tadelhaft, wenn man einem armen elenden Menschen nicht um einen Kreutzerwerth einen Mithridat oder etwas Anderes umsonst giebt. Ein solcher mag mir wohl ein grober Salber sein, wann er sich auch nicht auf die Distillier-Kolben verstünde, aber alles dies trifft den rechtschaffnen Apotheker nicht, die anderen werden schon erfahren, was der Spiritus Tartari (P. Abraham meint das Höllische Feuer) ihnen zu seiner Zeit für Händel machen werde."

Eine schwere Anklage gegen unsere Herren Fachgenossen von anno dazumal, die aber, da wir, wie schon erwähnt, fast dieselben Vorwürfe in dem Buche des Kollegen Paalzow wiederfinden, nicht ganz ungerechtfertigt gewesen zu sein scheint.

Nun, das war damals, und das Wachsthum des Standesansehens und der Standesehre hat mit dem der Wissenschaft gleichen Schritt gehalten. Der deutsche Apothekerstand von heute braucht sich nicht zu schämen, sich aus einem so mißachteten Stande jener Zeit emporgeschwungen zu haben, und wenn wir heute mit Stolz und Freude von Koryphäen der Wissenschaft und Litteratur berichten, welche wie Sudermann, Henrik Ibsen, Prof. Dr. Varrentrapp, Flügge, Liebig, Löbig ꝛc. aus dem Apothekerstand hervorgegangen sind, wenn wir mehr und mehr in den Tageszeitungen von Fachgenossen lesen, welche

die höchsten staatlichen und städtischen Ehrenämter bekleiden oder bekleidet haben, — ich erinnere z. B. an den verstorbenen Abgeordneten und Kammerpräsidenten Ludwig Kirsner von Donaueschingen, an Aug. Leop. Selle, an Apotheker Hermann Wächter, Abgeordneter für Tilsit, an F. A. Mehlhausen, Abgeordneter für Wehlau-Labiau u. v. A., — so scheinen auf der anderen Seite die vielen Klagen über einen Niedergang unseres Standes nicht stichhaltig. Ich glaube vielmehr, daß seiner nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in sozialer Hinsicht noch eine goldene Zukunft wartet.

„Das Studium der Natur", schreibt Dr. Benj. Wilh. Pollak, Badearzt in Hall, in seinen Betrachtungen über die Februar-Revolution in Paris, „das Studium der Naturwissenschaften, der Medizin fördert in erster Linie den Sinn für Gleichheit und emanzipirt von allen mittelalterlichen Anschauungen, welche der Feind der Freiheit (und, sagen wir, der gesunden Fortentwicklung) sind. Zu Ehren des ärztlichen Standes muß Jeder zugeben, daß dieser in höchst seltenen Ausnahmsfällen Mitglieder in den Reihen der Dunkelmänner angetroffen, die es sich zur Aufgabe gemacht, Fortschritt und Aufklärung den Hemmschuh anzulegen und ihr Wissen und ihre Fähigkeiten anderen als modernen Zwecken nutzbar zu machen."

Das Bewußtsein, daß wir obige Worte auch auf unser Fach ausdehnen können, sei unser Stolz und unsere Hoffnung für die Zukunft.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0016-7

II. Der Apotheker in der Litteratur.

Wir wollen uns nun unserer Aufgabe zuwenden und an der Hand des uns zur Verfügung stehenden Materiales ein Charakterbild des Apothekers entwerfen.

Gewissermaßen als orientirende Einleitung wollen wir indessen zunächst vorausschicken, was unser bedeutendes Fachorgan, die „Pharmazeutische Zeitung", und ein Kollege in der „Apotheker Zeitung" über den Apotheker in der Litteratur, d. h. sowohl über den litterarisch thätigen Apotheker, als auch über die von Schriftstellern ersonnenen Apothekerfiguren schreiben.

Die „Pharmazeutische Zeitung" sagt:

„Es läßt sich nicht leugnen, daß die Pharmazie ihren Hackländer oder Freytag noch nicht gefunden hat. Die deutsche Litteratur besitzt keinen Roman, der zwischen den Kästen und Büchsen der Apotheke seine Wurzelfasern emportreibt und, von dem eigenthümlichen Geruche seines Geburtsortes umweht, uns mit kundiger Hand in die Poesie und Prosa einer Offizin oder eines Laboratoriums einführt, als Helden uns einen Apotheker giebt im Kampf gegen seine Zwitterstellung als Kaufmann und Beamter, im Kampf gegen unbillige Aerzte, verwöhnte Patienten und unkoulante Konkurrenten, kurz ein Buch, welches den approbirten und konzessionirten, revidirten und admonirten, protegirten und chikanirten deutschen Apotheker, wie er leibt und lebt, darstellt. Nicht, daß sich Dichter überhaupt nicht mit dem Apotheker beschäftigen oder beschäftigt haben — es haben dies Shakespeare, Voltaire, Molière, Goethe, Jean Paul u. A. gethan —, aber immer war es ein Brennspiegel statt

eines klaren Glases, durch welchen sie sein Bild auf das Papier fallen ließen, so daß es verzerrt und verwischt den Augen des Lesers sich darstellte. Shakespeare's Apotheker ist eine häßliche Karrikatur, Molière's und Jean Paul's Apotheker sind absichtlich herabgewürdigte, armselige Wichte, sie dienen ebenso Voltaire als Zielscheibe billigen Witzes und nur Goethe hat die stehende Hanswurstfigur des Apothekers nicht adoptirt, sondern ihn wohlwollend als Dorfhonoration neben Pfarrer und Bürgermeister gleichberechtigt gestellt. Seit jener Zeit haben die persönlichen Beleidigungen des Apothekers seitens der Dichter gewissermaßen aufgehört, oder sich doch wenigstens auf die Berliner Posse „Einer von unsere Leut'" beschränkt; indeß, wie schon gesagt, zu einem wirklichen pharmazeutischen Roman, aus der Unmittelbarkeit eigener Anschauung hervorgegangen, sind wir trotzdem immer noch nicht gelangt."

„Es ist nicht der Mangel pharmazeutischer Romanciers und Dichter, der dies verschuldet. Abgesehen davon, daß unter den jungen Pharmazeuten viele der dichterischen Muse opfern, hat die Pharmazie auch einige Dichter und Schriftsteller von Ruf im Laufe der Jahre produzirt. Ludwig Bechstein war seiner Zeit ein gefeierter Schriftsteller und hat manchen Roman geschrieben, aber, soviel wir wissen, keinen pharmazeutischen; der Hamburger Apotheker Zeise sang einst mit kräftiger Stimme im deutschen Dichterhain mit, und in der Neuzeit haben wir an schriftstellernden Apothekern Theodor Fontane, Karl Ruß, Julius Lohmeyer und die aufblühende junge Schule der naturwissenschaftlichen Poeten, meist Pharmazeuten (Jacobsen, Hoffmann, Rasenack), welche Haß und Liebe der personifizirten chemischen Elemente zu artigen Komödien verarbeiten oder die Systeme interessanter naturwissenschaftlicher Disziplinen in des Verses „süßer Rinde" vortragen. Mangel an Dichtern herrscht also in der Pharmazie nicht, wenigstens unter den Männern, denn wie Philippe behauptet, hat der Parnaß aller Völker und Zeiten nie eine Apothekerin gesehen; es müssen also besondere Gründe vorliegen, weshalb wir bisher noch keinen pharmazeutischen Roman hatten."

„Jean Paul behauptet irgendwo in seinen Schriften, daß

die Mitglieder gewisser menschlicher Berufsarten sich im Roman nicht als tragische oder selbst ernste, achtunggebietende Gestalten verwenden ließen, sondern nur als humoristische Figuren, und er nennt als solche z. B. Universitätstanzmeister, Roßärzte. Die Beschäftigung dieser Männer wirft ein gewisses Ridicule auf ihre Person, eine Art ästhetischer Anrüchigkeit umgiebt sie, wie gewisse sprachliche Ausdrücke, die im Pathos verpönt sind, und so sehen sich dieselben nur zu humoristischen Zwecken — wie Thierarzt Agamemnon in „sieben Mädchen und kein Mann" — verwendet. Eine ähnliche Makula haftet seit der Klystierspritzenepoche der französischen Apotheker, die Molière dem Gespött der ganzen Welt Preis gab, an den Mitgliedern unseres ehrbaren Standes und beeinträchtigt ihre Verwendbarkeit zu litterarischen Zwecken. Ein zweiter Grund ist der, daß sich für die Freuden und Leiden des pharmazeutischen Gewerbes wegen seiner Abgeschiedenheit und Exklusivität im großen Publikum kein Verständniß findet, ein spezifisch pharmazeutischer Roman also auch eben nur in Fachkreisen gelesen und verstanden würde. Dieser zwei Gründe halber hat die Apotheke hinter allgemein interessirenden Wachtstuben, Komptoiren, Werkstätten ꝛc. bisher stets zurücktreten müssen."

„Der Verfasser eines pharmazeutischen Romans wird immer vor der Alternative stehen, entweder nur für Apotheker oder nur für das Laienpublikum zu schreiben. Das hat auch der Autor des kürzlich erschienenen „Fritz Flock" eingesehen, und sich für die breite Laiendarstellung in seiner Erzählung der Abenteuer eines Apothekers entschieden. Daher mußten die Schilderungen der Lehr- und Servirverhältnisse der pharmazeutischen Helden des Buches der Gründlichkeit entbehren, da sie nur die äußeren Eigenthümlichkeiten des Standes, nur die Oberfläche und auch diese nur durch die Brille eines fröhlichen Jünglings betrachtet, wiedergeben."

Wie wir über Heinrich Zeise berichtigend mittheilen wollen, ist derselbe nicht selbständiger Apotheker gewesen, sondern übernahm, nachdem er allerdings die Pharmazie erlernt und später studirt hatte, die chemische Fabrik seines Vaters in Altona.

Der oben genannte Ludwig Bechstein verlebte die ersten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0019-7

Lehrjahre in der gegenwärtig Brockmann'schen Offizin zu Arnstadt in Thüringen, hinter deren Kräuterkästen die ersten Knospen seiner Poesie traurig dahinwelkten. Den Anlaß zu einem launigen Gedichte soll ein Landmann aus nächster Nähe Arnstadts gegeben haben, der in der Nacht für sein krankes Kind Arzenei holte und dadurch Bechstein in seiner Ruhe störte.

Neben den von der „Pharm. Ztg." genannten schriftstellernden Apothekern der Neuzeit ist noch der norwegische Bühnendichter Henrik Ibsen und unser Landsmann Heinrich Leher zu erwähnen, welcher letztere in der von ihm ins Leben gerufenen illustrirten Zeitschrift „Das Bayerland" zeigt, wie man Geschichte zum Gemeingute des Volkes machen kann.

Unser auf pharmazeutisch-schriftstellerischem Gebiete bekannte Kollege A. Eilers-Hecklingen äußerte sich im obengenannten Blatte in folgender Weise:

„In den Lustspielen „Kyritz-Pyritz" und „Krieg im Frieden" vertritt er (der Apotheker) das ungewollt komische Element; linkisch, schüchtern und voll närrischer Eigenheiten erscheint er auf der Bühne. In den Romanen und Novellen wird er meist ähnlich, wenn auch etwas milder gezeichnet, oder wie in Heiberg's „Apotheker Heinrich" als ein nüchterner, materieller und kleinlicher Mensch. Fast immer gilt er als eine Persönlichkeit, die zwar durch ihr Vermögen einige Geltung genießt, aber entweder durch ihre närrischen Sonderlichkeiten, wie in Lange's „Harte Köpfe" und in Friedrich Friedrich's „Pflegekind des Junggesellen", oder durch ihre handwerkermäßige Denkweise, wie in Gerstäcker's „Am Eckfenster" weit davon entfernt ist, den höheren Ständen vollberechtigt gleichzustehen."

„Entspricht diese Figur, wie sie der Apotheker, ganz im Gegensatze zum Arzte beispielsweise, in der Litteratur meist einnimmt, der Wirklichkeit? Wenn ich die große Reihe von Fachgenossen, die ich im Leben kennen lernte, an meinem geistigen Auge vorüberziehen lasse, so muß ich gestehen, daß manche wunderliche und andererseits manche recht prosaische Persönlichkeit darunter war, die den vorerwähnten Typen der Litteratur recht ähnlich schien. Hat es vielleicht im Vereine mit der ungesunden, nervenzerstörenden Luft der Offizin, die große Ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0020-8

bundenheit des Apothekers, zumal des Landapothekers, an den heimatlichen Herd, die damit verknüpfte mangelnde Aussprache, der fehlende Verkehr mit anderen und Neigung zu autodidaktischen Studien und Grübeleien verschuldet, daß unser Stand, zumal die ältere Schule, mehr Sonderlinge zu den ihrigen zählt als andere Stände? Ist die peinliche Gewissenhaftigkeit beim Arbeiten oder die stete Sorge um die hohen Lasten und Hypotheken die Veranlassung, daß so mancher Apotheker materieller und nüchterner erscheint als andere Gebildete? Doch so sehr ich die große Anzahl mir bekannter Fachgenossen durchmustere, muß ich gestehen, daß jene vorerwähnten Typen in unserem Stande doch nur die Ausnahmen bilden. Normale, arbeitsame und würdige Gestalten bilden den Durchschnitt, nicht selten sind sogar diejenigen, die in den Naturwissenschaften, der Kunstgeschichte, Technik und der städtischen Verwaltung, — wiederum ist es zumeist die ältere Schule —, Hervorragendes geleistet haben und die in engeren und weiteren Kreisen ihrer Mitbürger im hohen Ansehen standen."

„Es ist bedauerlich, daß nicht die besseren Ausnahmen oder die Masse der tüchtigen Durchschnitts-Apotheker den Dichtern und Schriftstellern als Modelle dienen. Daß auch aus ihnen sich prächtige, gewinnende Gestalten bilden lassen, hat zuerst der große Goethe mit seinem Apotheker in „Hermann und Dorothea", Raabe mit seiner Erzählung „Zum wilden Mann" bewiesen. Noch gefälligere Erscheinungen hat uns neuerdings Baumbach in seinem Roman „Truggold" als Apotheker Thomasius und dessen Gehilfen Fritz Hederich vorgeführt. Beide, so sehr verschieden von einander, sind Prachtmenschen, die jedem Stande zur Zierde gereichen."

Soviel im Allgemeinen. Wenden wir uns nun einzelnen Kollegengestalten, wie sie uns in der Dichtung entgegentreten, wie sie aber zum Theil auch wirklich auf dieser Erde gewandelt sind, zu, indem wir das uns zur Verfügung stehende Material so verwerthen, daß wir dem Leser unsern Fachgenossen vorführen nach Selbstbiographien, Romanen und Theaterstücken. Also in medias res!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0021-4

III. Vater und Sohn.

Greifen wir aus den Selbstbiographien die von Johann Philipp Becker, Apotheker, Senator und Assessor des Collegii medici provincialis heraus, welcher uns in naiver Darstellung interessante Blicke auf das Bürgerthum des 18. Jahrhunderts werfen läßt.

Unser Becker, dessen Vater ebenfalls Apotheker war, wurde im Anfang des Jahres 1709 im Flecken Borken zwischen Fritzlar und Homburg geboren.

König Friedrich Wilhelm I., der bekanntlich Potsdam zu vergrößern und viele Auswärtige dorthin zu ziehen suchte, versprach dem Vater unseres Becker, ihm das Privilegium auf der Neustadt zu geben, und ließ ihm das damals erlassene Reskript ertheilen.

Interessant ist es, in der Biographie zu lesen, wie Becker, nachdem er sich über die hessische Grenze gestohlen und in Potsdam angelangt war, hierselbst vom Könige kostenfrei ein Grundstück zum Betriebe seiner Apotheke angewiesen erhielt.

„Der König pflegte alle Nachmittage vor das Nauensche Thor zu reiten und durch das Brandenburgische Thor zurückzukommen. Als Becker, der Vater unseres Biographen, den König kommen sah, ging er langsam, der König jedoch ritt, ohne ihn zu fragen, vorbei; anreden aber durfte man ihn nicht, zumal wenn er verdrießlich war. Als Becker am nächsten Tage den nämlichen Gang that, wandte Friedrich Wilhelm sein Pferd und fragte: „Wer bist Du? und wie heißt Du?“ „Becker antwortete,“ heißt es in der Autobiographie weiter, „und nachdem der König unter-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0022-9

richtet war und das Verzeichniß gelesen hatte von dem, was mein Vater mit in's Land gebracht hatte, sagte er: „Nun, mein lieber Becker, geh' hin zum Kabinetsrath Boden und sage ihm, daß er Dir auf der Neustadt ein anständiges Haus anweisen solle!"

Unser Becker erzählt nun (wir referiren hier nach einem Auszuge der Sonntags-Beilage zur „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 29. März 1874), wie Boden seinem Vater ein für eine Apotheke ganz unzweckmäßig gelegenes Haus anwies und vermuthet, daß die Frau des schon in Potsdam ansäßigen Apothekers, welche bei Boden in großer Gunst stand, hierzu die Veranlassung gegeben habe. Außerdem wohnte in ihrem Hause nicht nur der größte aller Grenadiere, Jonas, dessen Schuhe zum Andenken in den Knopf der Garnisonkirche gelegt worden sind, sondern auch noch der Arzt, der ihr wohlwollte. Dieser Doktor, vielleicht von der Apothekerin aufgeredet, ließ den neu angezogenen Becker vor sich laden, um ihn zu examiniren.

Nun aber war Becker ein ganzer Mann in seinem Fache und führte daher den Regimentschirurgus gut ab.

Die neue Apotheke wurde trotz der ungünstigen Umstände eingerichtet, namentlich war es unseres Becker's Lieblingsbeschäftigung, Flaschen und Büchsen zu beschreiben, worauf er ganz besonderen Werth legte.

„Darauf ging Vater Becker wieder vor das „Nauen'sche Thor zu der Stunde, in der Friedrich Wilhelm seinen Mittagsritt machte." Der König war gerade bei bester Laune und rief vom Pferde: „Nun, Becker, wie geht's?"

„Nicht gut, Ew. Majestät!"

„Warum nicht, Becker?"

„Boden weiset mir ein Häuschen an für einen Schneider oder Schuster, dazu an einem Platze, wo man gar keine Apotheke sucht, und der junge Doktor (es war zu der Zeit nur ein Arzt in Potsdam) will mich auch chikaniren, ich werde also wohl wieder zurückzugehen gezwungen sein."

„Nein, das sollst Du nicht; komm!"

Vater Becker folgt dem Monarchen, der sofort zum Hause

Boden's reitet. — Hier steht vor der Thüre der Diener des Kabinetsraths. „Ruf Deinen Herrn!" sagt zu ihm der König. Boden kommt.

„Warum giebst Du dem Manne hier kein besseres Haus?"

„Es ist kein besseres übrig geblieben, Ew. Majestät!"

Den König befriedigte diese Antwort nicht, er wurde heftig und „schimpfte" auf Boden, zu Becker aber sagte er: „Ziehe herein in die Stadt, hörst Du?"

„Gut, gnädigster Herr; ich werde Ew. Majestät Befehl folgen."

Der alte Becker miethete sich darauf dem Stadtschlosse gegenüber am Markte bei einem Grenadier ein, wo nun der junge Becker seine erste „beschriebene Apotheke", wie er mit nicht geringem Stolz schreibt, einrichtet.

Wie wir aus Obigem ersehen, war es zu jener „guten alten" Zeit leichter für den Fachgenossen, in den Besitz einer Konzession zu gelangen, sowie die Apotheke einige Male zu seinen Gunsten zu verlegen, als heute, wenn man eben schlau und zielbewußt wie unser Becker vorging. Er wußte, daß man, um in seinem Fache voranzukommen, das Kaufmännische mit der Wissenschaft zu verbinden habe, und strebte, noch nicht zufrieden mit der neuen günstigen Wendung, nach dem Titel eines Hofapothekers. Wie er denselben erlangte, darüber berichtet uns die Biographie Folgendes:

„Während des Königs Abwesenheit von Potsdam hatte der alte Becker Gelegenheit, ein für ihn günstig gelegenes Haus an der Ecke der Straße, um welche der Monarch fast täglich ritt, zu kaufen. Er ließ dem Hause einen neuen Anstrich geben, ein paar große Thüren zur Apotheke und einen Löwen an der Ecke über der Thür anbringen, auch die Apotheke völlig in Stand setzen."

„Als nun Friedrich Wilhelm von Brandenburg wiedergekommen war und seinen gewohnten Spazierritt um jene Ecke machte, hielt er, was Becker erwartet hatte, vor dem ausgeputzten Hause an, bewunderte es und rief laut: „Wer wohnt hier?"

„Ich, Ew. Majestät!" sagt Becker und tritt vor die Thür und entblößt sein Haupt.

„Das hast Du gut gemacht, Becker! Nun können Dich die Hunde alle . . . . . ! Nun bist du mein Hofapotheker!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0024-1

„Von nun an wurden keine Arzneien mehr aus der Berliner Hofapotheke nach Potsdam für den königlichen Hof geschickt. Auch erhielt Becker die Besorgung von Arzneien für den königl. Stall, für die Gewehrfabrik und 800 Parforcehunde, welche letzteren allein jährlich an Arzneimitteln bei 3000 Thlr. erforderten."

Bis hierher die Erzählung über den Lebensgang des alten Becker. Wie wir sehen, haben wir es hier mit einem zielbewußten selfmade-man zu thun, der sich liebevoll der inneren und äußeren Gestaltung seiner Apotheke annahm, fleißig Schilder malte und durch seine Schlauheit selbst einen König für seine Zwecke zu gewinnen wußte.

Was nun den jungen Becker anbelangt, so zeugt folgende Episode so recht von der Willensstärke und Sittenreinheit unseres jungen Kollegen.

Ein junger Provisor aus der Hofapotheke, „Apothekergeselle", wie der Chronist sagt, forderte ihn im Winter auf, mit nach dem Werder zu gehen, um dort eine Bouteille Ruppiner Bier zu trinken, das damals im Range unseres heutigen „Erlanger" etwa stand. Er ging mit und erzählt:

„Es war Abends sieben Uhr, und ich erinnerte ihn (den Provisor), daß ich nach Hause gehen müßte, weil ich ungern vom Tische zu bleiben pflegte. Er suchte mir es auszureden, aber ich blieb dabei und stand auf, um wegzugehen. Er folgte, und als wir über die Brücke waren (es war Mondschein und Schnee lag), zeigte er auf ein Haus, hinter einem anderen Hause gelegen, woselbst er einen Kranken habe und fragte mich, ob ich nicht auf einen Augenblick mit ihm gehen wollte. Ich that's. Als wir in das Zimmer traten, kam uns ein sächsisches Frauenzimmer entgegen, er aber ging in das zweite Zimmer. Das Frauenzimmer that sehr freundschaftlich und fragte, ob ich nicht eine Bouteille Cottwiger oder Wein verlange. Ich merkte gleich, was das Frauenzimmer für ein Gewerbe trieb, faßte sogleich meinen Entschluß und sagte: „Mamsell, ich sehe, daß ich meine silberne Tabaksdose auf dem Tische habe stehen lassen; will ich sie nun nicht verlieren, so muß ich gleich zurückgehen." Sogleich öffnete sie die Thüre und meldete es dem jungen

Mann, der mir zurief: ich möchte doch warten. Aber ich ging, und im Weggehen versicherte ich das Frauenzimmer, daß ich gleich wieder bei ihr sein wollte."

Neben einer großen Quantität Geschäftsgewandtheit und Schlauheit hatte unser Becker von seinem Vater auch die Geschäftsakkuratesse geerbt und auch er widmete sich mit allem Eifer dem inneren und äußeren Ausbau seiner Apotheke. Doch lassen wir Becker selbst hierüber berichten:

„Nachdem ich mein Pensum zu Berlin geendigt hatte, ging ich nach Potsdam, bezog das neue Haus, fing an, die Gefäße der Apotheke anzustreichen und zu beschreiben, mithin die zweite Apotheke anzulegen. Weil dies Haus mit einem Thorwege versehen war, so hatte ich in der Mitte des Thorweges drei große Flügelthüren mit Glasfenstern und oben auf dem Wetterdach einen Pelikan, im Hause selbst in der Mitte zwei Flügel anbringen lassen, die aufgemacht wurden, sonst aber durch eine in der Mitte angebrachte Thür verschlossen gehalten werden konnten. An diese Thür malte ich eine Person und einen großen Mörser, in welchen Schlangen ein- und um denselben krochen, auch an dem Pistill, welches die Person zum Stoßen aufgehoben hatte. Unter diese schrieb ich:

„Man muß die Mißgunst zu Pulver zerreiben,
So dient sie den Hunden, die Würmer zu vertreiben!"

„Auf beiden Seiten hatte ich beide Flügelwände unten mit Kasten, oben mit Büchsen bemalt, so daß, wenn die vordere Flügelthüre, die nach der Straße ging, aufgemacht wurde oder offen stand, man gleich sehen konnte, daß hier eine Apotheke angebracht worden sei. Zur Seite waren große Fenster, vor welchen die Käufer stehen bleiben mußten."

„Insoweit war die Apotheke nun fertig bis auf die Porzellangefäße, und weil in unsern Landen damals noch keine Porzellanfabrik oder Fayence anzutreffen war, so wurde beschlossen, noch einmal nach Hamburg zu gehen, um in dasiger Fabrik die benöthigten Porzellanbüchsen machen zu lassen."

Auch aus dem folgenden kleinen Intermezzo zwischen dem jüngeren Becker und dem Könige geht hervor, daß der Sohn wie der Vater geartet war.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0026-2

Becker berichtet selbst über eine Begegnung mit dem Könige:

„Wer bist Du?" rief der König mir zu.

„Ich bin der Sohn des Apothekers Becker, dem Ew. Majestät das Privilegium auf der Neustadt zu ertheilen die Gnade gehabt haben."

„Bist Du mit der Apotheke fertig?"

„Ja, Ew. Majestät!"

„Gut, ich werde kommen, sie zu besehen!" — dann ritt er weiter.

„Es währte keine drei Tage, so kam der König in Begleitung des Prinzen Wilhelm, des nachmaligen Vaters König Friedrich Wilhelms II., und des Prinzen Friedrich, wie auch des Grafen Haake, Kapitain der Garde, zu Pferde vor meine Apotheke geritten. Mein Provisor liegt im Fenster. Der König ruft ihm zu: „Hast Du nichts zu thun?" Da wirft er das Fenster zu, eilt zu mir in die Stube und sagt, der König ist da. Ich laufe geschwind vor, riegele die Thür im Innern des Hauses auf, und da steht der König vor mir und liest den Vers unter dem Mörser:

Man muß die Mißgunst zu Pulver zerreiben,
So dient sie den Hunden, die Würmer zu vertreiben!

„Wer hat dies gemalt, und was soll der Vers bedeuten?"

„Ew. Majestät, ich habe es gemalt und wollte den Neid vorstellen."

„Hierauf traten sämmtliche Herren in die Apotheke. Die Prinzen zeigten nach einem Glase gebrannter Mandeln, ich steige hinauf und schütte jedem einen Theil in seinen Hut. Der König, sich umwendend, sah es und sprach: „Jungens! freßt dem jungen Manne nicht Alles auf!" und, zu mir gewendet: „Hast Du zu thun?" — „Wenig! aber wenn Ew. Majestät die Arzneien für das große Militair-Waisenhaus, die bisher von der königlichen Hof-Apotheke genommen worden sind, der hiesigen Apotheke zuzulegen die Gnade haben wollten, so hätte der Apotheker zu Potsdam Brot." — „Gut," erwiderte der König, „das soll geschehen!"

Die Medizin für das Waisenhaus brachte jährlich einige Tausend Thaler; denn zu der Zeit war die Zahl der aufgenommenen Soldatensöhne auf achthundert angewachsen.

Ehe wir Abschied von Vater und Sohn nehmen, die trotz all ihrer Verschlagenheit und Schlauheit keinen Schritt vom Wege des Rechts abgewichen sind und tüchtige Fachgenossen waren, denen wir gern im Geiste auf ihren Lebenswegen gefolgt sind, wollen wir noch sehen, wie der alte Becker mit Hülfe des Königs das Glück seiner Tochter sichergestellt hat.

Eines Tages begegnete der König dem alten Becker auf der Straße. „Hör', Becker!" sagte er, „ich bin heute Freiwerber. Du giebst dem jungen reformirten Prediger Wenzelmann (an der Heiligen Geistkirche) Deine tugendhafte Tochter!"

„Ew. Majestät," antwortete der Angeredete, „ich habe einen Provisor, der soll sie haben, und Ew. Majestät geben ihm das Privilegium am Brandenburger Thor!"

„Das sollst Du haben!" antwortete freundlich der König.

Becker's Tochter hat später den Provisor geheirathet, und dieser hat auch das Privilegium zu einer neuen Apotheke am Brandenburger Thor erhalten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0028-3

IV. Humor und Satyre.

Daß Humor und Satyre, dieses lustige Zwillingspaar, auch die Pharmazie nicht geschont haben, ist wohl selbstverständlich. Indeß ist es weniger der Repräsentant der arzneibereitenden Kunst selbst, welcher beiden als Zielscheibe dient, als die ihm obliegende Thätigkeit und noch mehr sein Verkehr mit dem Publikum. Wer von den Herren Kollegen hätte nicht selbst oft genug in seiner Praxis Gelegenheit gehabt, bei dieser oder jener Bemerkung des Käufers, bei fast zungenzerbrecherischem Hervorstoßen dieses oder jenes verballhornisirten Namens sein alltäglich ernstes Gesicht in sonntäglich heitere Falten zu legen?

Wer kennte nicht die lustige Uebersetzung von „Pulv. infant. offic." mit „pulverisirter Infanterie-Offizier" ꝛc., ferner den Wunsch eines Käufers nach einer Schachtel Brausepulver, aber, wie er sagt: „nicht so stark aufbrausendes, denn ich bin nervös", oder die kostbare Bemerkung, welche ein sparsamer Kunde sich leistet, dem „e Brechmittel" für 75 Pfennig zu theuer erscheint: „Gott! wie thaier! Erlauben Se, Herr Ap'theker, haben Se vielleicht gebrauchtes?"

Das launige Gedicht „De Koppweihdag" aus Reuter's: „Läuschen und Rimels" ist wohl einem jeden Leser hinlänglich bekannt und können wir von einer Wiedergabe desselben füglich Abstand nehmen.

Daß auch die angeblich „hohen Preise" der Arzneien ihren Hieb bekommen, ist selbstverständlich. Ich erinnere an die Scene, in welcher der Lehrling statt eines Markstückes ein Zehnpfennigstück in Empfang genommen hat und der Chef, welchem er sein Mißgeschick zaghaft vorgetragen hat, ihn ermunternd tröstet:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0029-2

„Ist freilich wenig, aber lassen Sie nur, wir verdienen immer noch daran!“ — —

Da indessen alle diese landläufigen Witze und Intermezzos weniger in dem Rahmen meiner Arbeit liegen, verweise ich auf die von E. O. Hoppe herausgegebene, bei Friedr. Pfeilstücker in Berlin erschienene „Bibliothek des Humors“, deren erster Band dem medizinischen Humor gewidmet ist und von Seite 187 an mehr oder minder lustige der Pharmazie entnommene Anekdoten 2c. aufweist.

Es sei auch an dieser Stelle eines „Original-Kouplets“, wie es der Verfasser Paul Meinhold nennt, Erwähnung gethan, betitelt „O du Kunigunde“. Das Machwerk kann allerdings auf litterarischen Werth nicht im Geringsten Anspruch erheben. Da jedoch der geehrte Leser wenn möglich mit allen in der Geschichte und Litteratur lebenden Apothekern bekannt gemacht werden soll, so sei ihm auch dieser Fachgenosse in seiner ganzen kläglichen Gestalt feierlichst vorgestellt. Das Titelblatt des Kouplets zeigt uns eine lange Gestalt mit dickem Kopf und desto dünneren Beinen. Auf dem langwallenden Haar sitzt ein Lorbeerkranz und der große Mund ist zum Singen geöffnet. Und der Inhalt des Kouplets? Kläglich berichtet uns die jammervolle Erscheinung eines Apothekers, daß es mit ihm, seitdem er Kunigunde gesehen, vollkommen „alle“ sei.

„Gestern,“ so gesteht er, „verkaufte ich einem alten Herrn Räucherkerzen statt Schweizerpillen (!) und für einen Neufundländer gab ich Zugpflaster statt Wurmkuchen (!) . . . . Was ich an Gedanken-Vorrath habe — ist Alles bei ihr, — bei sie, — bei Kunigunde! — Ich komme zu spät ins Geschäft und gehe zu früh wieder fort . . . manchmal komme ich gar nicht! Den Sendboten der Heilsarmee hielt ich für einen Briefträger und, um mich rasiren zu lassen, betrat ich den Laden eines Konditors.“

„Wenn's noch ein paar Tage so fortgeht“, schließt der Darsteller in der Regel unter dem Beifall des in den niederen Singspielhallen verkehrenden Publikums, „dann schnappt's bei mir, und die Thierarzneischule hat einen verrückten Apotheker mehr!“

Für denjenigen, welcher nach Obigem noch Lust verspüren

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0030-4

sollte, sich dieses „Kind der Muse" anzuschaffen, sei erwähnt, daß es im „Musik-Verlag" von Otto Teich in Leipzig mißgeboren ist.

Poeten sollen Propheten sein, und da wollen wir denn von Herzen wünschen, daß die Verfasser der beiden folgenden Gedichte, von welchen das eine gar trüb in die Zukunft schaut, während das andere schon im Geiste den weiblichen Provisor, „die Pharmazeutin", in der Offizin ihres Amtes walten sieht, falsche Propheten sind.

Die Serum-Therapie ist auf ihrer Höhe angelangt, Tinkturen, Wurzeln, Pillen sind in die ominöse Rumpelkammer gewandert und der arme Kollege des xten Jahrhunderts — wehe! wehe! wehe! — herzerweichend stöhnt er in Erinnerung schönerer Tage folgende Worte nach der lieben alten Melodie, welche er als lustiger hoffnungsfroher Studio, wer weiß wie oft, begeistert gesungen:

O alte Pillenherrlichkeit,
Wohin bist Du verschwunden?
Nie kehrst Du wieder, goldne Zeit
Der pulver-gläub'gen Kunden.
Vergebens spähe ich umher,
Rezept für Tropfen giebt's nicht mehr;
O Serum, Serum, Serum,
O quae mutatio rerum!

Den Fliederthee bedeckt der Staub,
Lakritzen wurde trocken,
Die Salbe ward des Rostes Raub,
Das Oel fing an zu stocken.
Vergessen ist das Terpentin,
Salmiak und Eisen und Chinin:
O Serum, Serum, Serum,
O quae mutatio rerum!

Wo sind sie, die vom Salicyl
Nicht wankten und nicht wichen,
Die gurgelten nach altem Stil
Und sich mit Jod bestrichen?

Die Aether sich gelegt aufs Haupt
Und an Rhabarber noch geglaubt?
O Serum, Serum, Serum,
O quae mutatio rerum!

Da spricht mit finstrem Amtsgesicht
Der Doktor heute trocken:
„Mit Höllenstein kurirt man nicht,
Ob Diphtherie, ob Pocken,
Ob Schnupfen, ob Delirium:
Es giebt nur ein Specifikum!"
O Serum, Serum, Serum,
O quae mutatio rerum!

Allein der Apotheker kann
Vom Serum nicht bestehen,
Je mehr es schlägt bei Andern an,
Wird's ihm ans Leben gehen.
Die Andern macht's vielleicht gesund,
Ihn selber richtet es zu Grund:
O jerum, jerum, jerum,
Wo bleibt der nervus rerum?!

Aus dem zweiten Gedicht, welches, von Richard Schmidt-Cabanis verfaßt, zuerst in dem Witzblatt „Ulk" erschien, möge der verehrte Leser mit der Strophe vorlieb nehmen, welche uns schon den ersten Beitrag für ein vielleicht im 20. oder 21. Jahrhundert erscheinendes Konkurrenzwerk: „Das Charakterbild der Pharmazeutin in der Geschichte und Litteratur" liefert.

In gewohnter fließender Weise dichtet Schmidt-Cabanis oder besser Emanuel Leyerschürz, zweiter Gehilfe in der Apotheke „Zum Weißen Nichts" zu Neustadt a. D. den weiblichen Kollegen in seiner schwunghaften Hymne folgendermaßen an:

„Was den Gefühlen Labung brächte,
Die nächste Zukunft reift's zur That:
„Platz auch dem schöneren Geschlechte!"
Rief jüngst der Apothekerrath! —
Schon die Ministertochter Bosse
Erschloß der Drogen Geist und Sinn. —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0032-5

Bald hol' ich hoch zu Dichterrosse
Dich ein nach Neustadt an der Dosse,
Du, meine Herzprovisorin!"

Wenn Herr Leyerschürz in einem späteren Verse von „Oleum Rhizini" und einem „Liter Cyankali" spricht, so ist wohl die Frage berechtigt, wo und mit welcher Note der Herr Kollege denn eigentlich sein Gehilfenexamen bestanden hat?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0033-1

V. Zwei Kapuzinerpredigten und noch eine.

Den drei Predigern, denen wir in diesem Kapitel das Wort ertheilen, ist an der Pharmazie und ihren bösen Vertretern absolut nichts heilig. Der Einzige, der von den Dreien zum Schlusse auch Lobenswerthes an seinen Kollegen herausfindet, ist Herr Paalzow, der, um den Spruch: „Ende gut, Alles gut" zur Geltung zu bringen, zwei Ausländern den Vortritt lassen soll.

Hören wir zunächst, was uns Fischart in seiner Uebersetzung aus Gargantua's Kapitel 26 (das Buch erschien 1535) erzählt:

„Item pflegten sie heimzubesuchen die Spezereiläden, Würzkräm, Balbierstuben, Pulverkrämer, Simplizisten, Kälberärzt, Bader, Platenscheerer, Wundärzt, Apotheker: besah, beroch, betast, versuchet, schmacket, rieb und betrachtet ihre Materien, Frucht, Wurzeln, Blätter, Gummi, Samen, Saft, Salben und Schmer .... und nahmen wahr, mit was Betrug und Beschiss diese Elementsbetheurer ....., Latwergenverderber, Wurzelbeizer und Trankfärber umgehen; wie sie nach ihrer Quidproquotität, Merdapromiscität und Pfefferſäcklichkeit, so alles, was in den menschlichen Leib kommen soll, verketzen, verstümpeln, verhümpeln und verpümpeln, Landkrämerei mit spanischem Pfeffer treiben, Gerbelingpfeffer unter guten Pfeffer mischen, Rumpff unter Muskatnuß, Schwertwurzel unter Galange, gedorrt Weißbrod unter Speißwurz, Fusci und gedorrt Holz unter Saffran, Gummi unter Zuckerkandl abgeben, vorlegen und vermischmaschen; verfault Spänen und Spinnwerk und Gedünß und Gemüß, gehackt Stroh und Staub in gemalten Büchsen und Laden für arabische und indische Sachen halten; ein Gurgel-

wasser und Rezept von dreyen gemeinen Wurzeln für einen Gülden geben, was sie von Unschlitt, Seife, Wachs, Zucker, Honig, Oel, Erz und Metall bei Kaufmannsgewicht einkaufen, bei medizinischem Gewicht, da 4 Unzen 1 Pfund thun, auswägen ..... ꝛc.; nehmen Rezept an zu machen, deren Materien sie nicht halb machen, darum müssen sie quidproquisiren, Teufelsmilch für Rhabarber reichen, bös Granaten für Malorum Granatorum, Klystier von heißer Suppenbrei, Galläpfel für Myrobalan, succum tithymalli für Diagidium, Kirschengummi für arabischen Gummi, Anis und Mäusdreck für geremontischen Pfeffer, gebrannte Hundszähn und Kieselstein für weiß Elephantenzähne, gestoßen Glas ....." doch genug der Beispiele! Schließlich bekommt hier ein Jeder alles, nur nicht das, was er zu haben wünscht. Das also sind in des Verfassers Augen die Apotheker von dazumal!"

„Schlage die Augen zu Boden, Kollege von heute, und schäme dich deiner Vorgänger im Fache, dieser „Syrupmännlein, Klystierassisten, Sackpfeiffer und Athemverkäufer" aus voller Seele, die da „Kapaunen essen und geben den Kranken die Brüh", die, „um die Kunst zu verbergen, alles bei Nacht oder im Hinterhaus bereiten und alsdann sagen:

pereat qui pereat,
Der Todte keinen Zorn nicht hat!" — —

Ganz geknickt wenden wir uns nunmehr zum zweiten im Bunde der Prediger. Thomas Garzoni giebt dem armen Apotheker noch einige gute Rathschläge in seinem Werke: Piazza universale, das ist „Allgemeiner Schawplatz, Marckt und Zusammenkunfft aller Professionen, Künsten, Geschäften, Händeln und Handwerken. Wann und von wem dieselben erfunden: Wie sie von Tag zu Tag zugenommen: Sampt ausführlicher Beschreibung alles dessen, so darzugehörig ..... u. s. w. Erstmals durch Thomam Garzonum, Italienisch zusammengetragen, anjetzo auffs trewlichste verteutscht (von Mathaeus Merian). Frankfurt a. M. MDCLIX.

Dieser längst in Frieden ruhende Sohn des sonnigen Italiens ist nicht so geschickt wie sein deutscher Raisonnirkollege

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0035-2

Paalzow, der uns die bittere Pille zum Schlusse zu versüßen bestrebt ist. Garzoni macht es umgekehrt, wie wir gleich sehen werden.

Im 89. Diskurs sagt er „von Apothekern und Materialisten“:

„Die fürnemste Ursache, um welcher willen die Apotheker in Ehren zu halten, ist diese, daß sie nämlich ebensowohl in dem Buche Sirach im 38. Kapitel als die Aerzte als nützlich und von Gott begabte Leute gerühmt werden, da also von ihnen gesagt wird: Unguentarius faciet unguenta suavitatis, et punctiones conficiet sanitatis, et non consummabuntur opera eius et Vax Dei super terram.“ Und im 24. Kapitel desselbigen Buches wird die Weisheit Gottes den köstlichen Spezereien der Apotheker verglichen mit nachfolgenden Worten: „Sicut Cinnamomum et balsamum aromatisans odorem dedi, quasi myrrha electa dedi suavem odorem.“ (Ich habe einen Geruch von mir gegeben, wie köstlicher Zimmet und Balsam, einen lieblichen Geruch, wie auserwählte Myrrhe.) Daher sie ihnen oder ihrer Kunst eine heimliche Verwandtschaft machen mit den göttlichen Geheimnissen, derenthalben sie von männiglichen in höchsten Ehren zu halten, wie sie denn auch sonsten unter andern Professionen einen sonderlichen Ruhm und Vorzug haben, zum Theil von wegen der Kunst, so an ihr selbst ehrlich und löblich, dieweil sie sonderliche Gemeinschaft hat mit der Scientia, wie sie die von Nicolao de Pandectis, Matthiolo und anderen gelernt. Zum Theil auch von wegen ihrer selbst, als welche ihre Reputation nach Gebühr ihrer Kunst und Wissen zu halten. Es hat auch diese Profession nicht eine geringe Verwandtschaft mit der Kaufmannschaft, denn es erstreckt sich die Handlung mit den Spezereien so weit als kein anderer, er sei gleich wie er wolle, wie denn auch ein großes an demselbigen ist gelegen. Daher die Könige in Egypten vor Zeiten denselben an sich gezogen und die Spezereien und orientalischen Arzneien von den Arabern, Persern, Indianern und anderen asiatischen Völkern einkauft, welche sie hernach gegen Occident in unterschiedliche Orte verschickt und mit großem Gewinn wiederum verkauft haben, also daß man von Ptolomaeo Aulete, der Cleopatrae Vater lieset bei Strabone, daß er jährlich 12 Ta-

lenta von solcher Handthirung hab Einkommen gehabt und die den Scythis, Teutschen, Franzosen, Italienern, Hispaniern, Griechen und anderen europäischen Völkern verkauft . . . ."

Wenn nun der verehrte Kollege von dazumal geglaubt hat, stolz sein zu können auf seine Kästen und Büchsen, die die Offizin schmücken und so da wohlriechende Spezereien enthalten, die mit der Weisheit Gottes verglichen werden, so irrt er sich gewaltig, denn Gargantua und Garzoni wissen es besser: die Gefäße enthalten nur verdorbenes Zeug oder doch nicht das, was darin sein sollte. Ueberhaupt haben die folgenden Ausführungen Garzoni's sehr auffallende Aehnlichkeit mit denen Gargantua's, welche wir vorher zum Abdruck brachten.

Man vergleiche:

„Es finden sich aber auch allerhand Mängel und Betrug bei etlichen, welche nicht allein lächerlich, sondern auch oftmals über die Maßen schädlich sind. Die lächerlichen Mängel sei'n, daß sie allezeit eine wohlstaffirte officinam und Apotheke haben wollen und füllen alle Wände, Register und Regal mit zinnernen, blechernen, hölzernen und steinernen Büchsen und Gefäßen, welche alle mit einander schöne und stattliche Aufschriften mit großen wohlgemachten Buchstaben gemacht, als wenn sie den Teufel stellen könnten: wenn man sie aber sollte visitiren, so würde man sie meistentheils als lediglich oder zum wenigsten voll gutes Rammes finden. Schädliche Mängel aber sind dieses, daß man auch oftmals in sonst, was die Materien anlanget, in wohl bestellten Apotheken grobe und ungeschickte Servitores aufnimmt, welche immer gar hurtig ein quidproquo geben können."

„Will jetzunder verschweigen (?), daß man auch unter den Herren Apothekern manchen Geizhals findet, der auch wissentlich will zum wolfeilsten einkaufen und suchen mit Fleiß nach den alten und verlegenen Drogen, in Hoffnung, sie sollen ihm ebensoviel gelten, als die besten, wie denn auch geschiehet; mit was Nutzen aber denen, die sie für gut sollen bezahlen und gebrauchen, zeiget die tägliche Erfahrung, daß auch mancher Patient sein Leben darüber einbüßet. In Summa, es fraget mancher nicht darnach, wie seine Medikamente beschaffen, wenn sie ihm nur nütz sind und er seinen Gewinn davon mag haben.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0037-3

Was fragt er darnach, ob sein Agaricus masculinus sei und tödtlich zu gebrauchen, wenn er nur nicht selbst darf einnehmen? Ob seine Coloquinte unzeitig und giftig? Ob seine Cassiae alt und unkräftig? Ob seine Rhabarber wurmstichig und unnütz? Was fragt mancher darnach und was liegt einem anderen daran, ob sich der Apotheker auf Simplicia oder auch ihre Namen verstehe, wenn sie nur wissen zu nennen, was ihnen in den Rezepten wird fürgeschrieben? Und obgleich Nicolaus de Lonigo ein großes Buch von den Fehlern, so oftmals in den Apotheken vorfallen, beschrieben, so fragen sie doch nichts darnach, sondern ist ihnen genug, wenn sie auf den florentinischen Alpen, oder auf dem Monte Baldo bei Veron, es sei zu echter oder unechter Zeit, haben eingesammelt den Elleborum oder Nießwurz, damit sie die Wahnsinnigen wieder zurecht bringen, die Dragonteam wider die Verstopften, das Centaureum für die, so Blut scheutzen, und die Chelidoniam, damit sie die Blinden bis über die Berg hinaus sehend machen. Sie fragen nichts darnach, daß ihre Spezies alt und verlegen, vermischet oder verfälschet sind, denn sie kosten sie ihr gut Geld, müssen es auch wiederumb daraus lösen und sollte es noch manchen sein Leben kosten. Ja, damit sie zukommen, warten sie nicht allezeit auf das misce der Rezepten, sondern kommen demselbigen zuvor, und machen allerhand Mixturen, als gebrennet Brod unter den Pfeffer, Curcuma unter den Saffran, unflätigen Syrup unter die Cassina. Die Syrupen sind von Pappeln, wenn sie von Ochsenzungen sein sollen, die Electuaria, wie sie mögen, nur daß sie nicht zu viel kosten und doch theuer genug bezahlt werden."

Und nun zum Schluß etwas lindernde Salbe:

„Aber was ist es von nöthen, daß ich hier einen langen catalogum mache allerhand Betrug so unter den Apothekern vorlauffen, da sie doch dann mehr wissen, als man wohl sagen kann:" (vorher verstand sich der Apotheker nicht einmal auf die Simplicia oder ihre Namen!), „so bin ich auch kein Aretinus, noch Fremens, der sie alle wollte verachten, sondern wie ich die, so aufrichtig und treu sind, beides in dieser und allen andern Professionen gern lobe und ehre, also lasse ich mir daran genügen, daß ich nur die gemeinsten Mängel etwas rüttele, sie zu ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0038-9

mahnen, daß sie sowohl von diesem wie von allem andern ablassen, und ich es, da ich ihnen vielleicht einmal zu Theil würde, nicht entgelten müsse."

Obiges Lob scheint indeß nicht allzusehr der Tiefe des Herzens zu entstammen, denn schon gleich darauf erinnert Garzoni die „bestellten medici", daß sie „gute Achtung auf alle ihre medicamenta haben, ihre officinas fleißig visitiren, auf daß sie wissen, was sie darinnen haben und sich wohl fürsehen, daß sie sich nicht fremder Sünde aus Unachtsamkeit theilhaftig machen . . . ."

Nun, wir können heute wohl sagen, diese Sünde ist aus der Welt verschwunden, wenngleich auch der Apotheker noch hin und wieder durch die Unwissenheit des Publikums gezwungen wird, für „Bärenfett", „Mückenfett" und dererlei etwas zu „quidproquisiren." Aus jenem zum großen Theil verachteten Stande hat sich heute aus eigener Kraft in Deutschland der beste Apothekerstand der Welt herausgebildet (ich weiß es wohl, Eigenlob riecht nicht nach Spiritus odoratus, indeß ich habe als große Autorität den Kultusminister im Reichstage für mich), das Alte ist längst gestürzt und neues Leben blüht aus den Ruinen — nur die „bestellten medici" haben noch immer auf die „Sünden" der Apotheker zu achten: wann wird auch das einmal anders werden?

Und nun — Hut ab! — zu Herrn Siegfried Wilhelm Paalzow's, kgl. preußischen approbirten und privilegirten Apothekers:

Apotheker-Charlatanerien und Charlatanismen.

Ein Wort zu seiner Zeit für meine Herrn Kollegen,
unsere Gehülfen und Scholaren,
nebst
einem doppelten Anhange über die vom Scheerbeutel befreite Chirurgie und höchst unverantwortliche und unerlaubte Weinverfälschung,
brauchbar für Wundärzte und Weinhändler.
Von
Siegfried Wilhelm Paalzow,
kgl. preußischer approbirter und privilegirter Apotheker hiesiger Residenzien.

Schwülstig und überhebend wie das Titelblatt dieses im Jahre 1789 in Berlin auf Kosten des Verfassers ohne Einband erschienenen Buches ist auch sein ganzer Inhalt. Wir aber können

nach Durchsicht des „Apotheker-Charlatanerien" betitelten ersten Theiles, der uns hier allein interessirt, an unsere Brust schlagen und ausrufen: „Seht, wir sind doch bessere Menschen!" Das müssen ja Muster von Kollegen gewesen sein, unsere verehrten Herren Vorfahren im Amte, denen Paalzow einen Spiegel ihres Lebens und ihrer Laster vorhalten zu müssen glaubt.

Das Buch, dem königl. Preuß. Geheimen-Rath und Professor therapiae, Herrn Dr. Fritze zu Berlin ehrerbietigst zugeeignet, läßt, „weil alle Brochüren doch eine Einleitung und Vorerinnerung haben", auch eine Einleitung vorangehen. In dieser wird uns nun in aller Bescheidenheit verrathen, daß es uns in der That „noch bei dem ganzen Wust von brauchbar oder unbrauchbarer Schreiberey" an einem Werkchen mangelt, „worin so recht aufrichtig und anschaulich die verjährten Mißbräuche und schädlichen Gewohnheiten, die in so manchen Apothekenanstalten herrschen, aus ihren Schlupfwinkeln herausgezogen und an das helle Sonnenlicht der Prüfung, zur Schau, emporgetragen werden."

Paalzow rühmt sich, daß noch keiner vor ihm dem Uneingeweihten die pharmazeutische Charlatanerie in ihrem grotesken Aufzuge gezeigt, oder sich kühn erdreistet hat, „mit verwegener Hand jene ehrwürdige Krone herabzureißen, die die Unwissenheit um das stupide Haupt jener orthodoxen Apotheker geflochten hat, die jede wahrhafte Verbesserung mit schändlichen Nahmen brandmarken und ihre Urheber bis aufs Blut tyrannisch verfolgen." Der Verfasser muß sich wundern, daß sich in eine so nützliche und unentbehrliche Kunst, wie es das Apothekenwesen doch unstreitig ist, bis auf jene erleuchteten Zeiten (1789) so viele Vorurtheile, Mißbräuche und lächerliche Gewohnheiten haben einschleichen und darin — erhalten können, „besonders wenn man sich des Ernstes und der recht mütterlichen Vorsorge S. hochpreißl. Preuß. Ober-Collegii medici dankbar erinnert".

Paalzow ist der Ansicht, daß die Wachsamkeit jener erleuchteten und rechtschaffenen Männer so lange überlistet wird, bis ein „redlicher, selbst ausübender Apotheker diese delikate Seite selbst berührt und gewissenhafte Anzeige dieser unerlaubten Mißbräuche patriotisch macht".

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0040-9

Und nun wollen wir sehen, wie unser verehrter Herr Kollege diese „delikate Seite" anzufassen beliebt.

Mit Keulenschlägen der Verachtung fährt er auf seine armen Fachgenossen los, welche, Bacchus und Gambrinus allein ergeben, uns fast wie ein Heer verabscheuungswürdiger Trinker geschildert werden.

Allerdings von seinem Berufe hat Paalzow eine gar hohe Meinung, denn er ist in seiner Vorrede fest überzeugt, daß ein mittelmäßiger Halbgelehrter sich weit eher zu einem doctor theologiae, juris und medicinae „heraufstoppeln", als ein wirklich geschickter, wirthschaftlicher und ausübender Apotheker werden kann. „Denn zu diesem Manne", heißt es Seite 5, „gehört in der That ein ganz eigenthümliches Genie, ein durch die Mutter Natur ganz geöffneter Kopf, unzuermüdender eiserner Fleiß und die allerdenkbarste Thätigkeit, wenn er mit vorausgesetzten, merklichen Schulwissenschaften in seinem Fache sichtbare Fortschritte machen will. Ja der so seltene Geist der Ordnung, der Reinlichkeit, der Verschwiegenheit, der Rechtschaffenheit und des männlichen Ernstes muß reichlich über ihn ausgegossen, er muß mit ihm gesalbet — unzertrennlich vereiniget seyn. Fehlt ihm nur eine, oder wohl gar mehrere dieser nothwendigen Eigenschaften; oder ersetzt er diesen unverzeihlichen Mangel durch entehrende Laster, z. B. durch das bey vielen eingerissene Laster des Soffs, nur dann ist er gänzlich unfähig und ungeschickt seine hohe Stufe zu erklimmen; nie kann, nie wird er ein vollkommener Apotheker werden, und sollte er auch sonst eben kein ungeschickter Mann seyn. Und trotz der einleuchtenden Schädlichkeit dieser Ausschweifung, trotz der in älteren und neueren Zeiten darüber geführten, laut schreyenden Klagen, und trotz der von unseren würdigsten Vorgesetzten darauf gelegten Strafen, scheint dennoch der Soff bis auf diese Stunde die reizende Göttin zu seyn, der ein großes Heer von Apothekern ihren Verstand und ihre Ehre muthwillig opfern."

„Wer einmal in seinem Leben die moralische Folter ausgestanden hat, einen Handel mit einem Besoffenen abzuschließen, wird sich sehr leicht den Schaden, der wie ein fressender Krebs um sich greift, denken, vorstellen können, den eine Offizin und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0041-5

das um Hülfe schreyende Publikum leiden und erdulden muß, wenn der, dabey noch öfters bisarre, pedantische Apotheker ein sittliches Schwein im eigentlichen Verstande ist!"

Und nach solcher Behandlung der „delikaten Seite" ruft Paalzow pathetisch aus: „O! dankt es immer eurem Vater Aeskulap, ihr ausgearteten Söhne dieser wohlthätigen Gottheit, daß ich nicht berufen bin, euch vor meinen Richterstuhl schleppen zu lassen!"

Auch verräth uns der gestrenge Verfasser, wie er über diese sündigen Kollegen zu Gericht sitzen würde, denn er fährt fort: „Meine größte euch zu erzeugende Gnade könnte doch nur diejenige sein, euch eurer Direktion zu entsetzen, der ihr euch so unwürdig macht, und einen unbescholtenen, einsichtsvollen Mann zum Administrator anzustellen, der über die ganze Offizin und euch selbst grenzenlose Gewalt haben müsse. Noch mehr, ich würde euch sogar, wenn ihr bey dieser nothwendigen Einschränkung, bey allen angelegten Versuchen, und bey allen mit euch angestellten Proben euch nur ein einziges Mahl wieder mit Silens Schlauche um den Hals, als einen besoffenen Faun von mir oder meinen Kundschafftern finden liest — eure eigene Apotheke verkaufen, und euch durch die öffentlichen Blätter für unfähig erklären lassen, jemahls wieder, und wäre es auch bei den Kamtschadalen (!), eine Apotheke einzurichten und dieselbige zu dirigiren."

Paalzow gesteht, daß er „für alle Besoffene eine natürliche, angebohrene Furcht habe, ihnen gerne aus dem Wege gehe und sich lieber mit einem wilden Thiere, als mit einem durch Soff um seinen Menschenverstand sich gebrachten Menschen unterhalte". „Aber", fährt er fort, „der Schauer, der durch alle Kanäle meines Lebens zittert, wenn ich mir einen besoffenen Apotheker denke, gränzt beynahe, wenn ich an die Folgen dieser entehrten Menschheit denke, an die Schrecknisse des Todes."

Diesem „immer benebelten Säufer" stellt der Verfasser einen nüchternen Apotheker gegenüber und meint: „Wie schätzbar muß uns also nicht ein geschickter, rechtschaffener Apotheker werden, der, wenn er auch nie reich werden kann, dennoch das aller-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0042-1

größte Gut, eine ruhige und zufriedene Seele, in seinem edlen Busen herumträgt!"

In einem weiteren Kapitel wettert Herr Paalzow dagegen, daß Tinkturen und destillirte Wässer aus „trockenen, verlegenen und von allen flüchtig balsamischen Theilen schon entfernten Kräutern, Blumen oder Wurzeln herausgezwungen werden sollen". Er meint, „nur ein Gewächs, wenn es frisch und zur gehörigen Zeit gesammelt wird, hat die Kraft so zu würken, wie vielleicht der erste Beobachter dieser Pflanze ihre Heilkraft beschrieben und bekannt gemacht hat". Ein wahres Glück, daß Kollege Paalzow unsere heutigen Pharmakopoeen nicht zu Gesicht bekommen hat, die betreffenden Herren Verfasser würden schlecht weggekommen sein!

Der also raisonnirende Verfasser weiß dafür, daß in manchen Apotheken die destillirten Wässer ꝛc. so äußerst schlecht sind, nur zwei Gründe anzugeben. „Entweder", sagt er, „stehen jene, sonst so hochweise Herren in dem dummen, ihre Unwissenheit sichtbar charakterisirenden Wahn, daß das Wasser, welches aus frischen Kräutern herausgebracht wird, nicht so lange daure, als dasjenige, welches aus trockenen Gewächsen gezogen wird, oder aber sie versäumen aus unverantwortlicher Faulheit, die rechte eigenthümliche Zeit der nothwendigen Einsammlung. O! die weise und gütige Natur hat ja so mütterlich sorgfältig in ihrem grenzenlosen und segensvollen Reiche dafür gesorgt, daß nicht alle von dem Apotheker zu nützende Produkte des Gewächsreichs auf einmal zum beliebigen Gebrauch hervortreten und sich der suchenden Hand und dem nachforschenden Auge so gefällig anbieten!"

„Unverantwortliche, und nicht hart genug zu ahnende Faulheit und Gewissenlosigkeit bleibt es allemahl, wenn der Apotheker aus allzu zärtlicher Liebe für seine Wein- und Kümmelflasche, oder aus sibaritischer Anhänglichkeit an Schmausereyen und Gesellschaften diesen wichtigen Zeitpunkt nicht in Acht nehmen will, der ofte einen ganzen Monath dauert, um in diesem langen Zeitraume, wo alles seinen Wünschen zuvorkommt und entspricht, seine vegetabilischen Vorbereitungen, die doch so viele Annehmlichkeiten an sich tragen, anzufangen und zu vollenden . . ." ꝛc.

Auch an der Aufführung und den Kenntnissen der jüngeren Fachgenossen bleibt Paalzow noch manches zu rügen übrig, denn er schreibt an einer anderen Stelle: „Ehe ich aber die herrschenden Mißbräuche weiter rüge, will ich noch vorher unsere zeitige junge Apotheker recht ernstlich ermahnen und väterlich bitten, ihre ihnen so nachtheilige Unwissenheit und seichte Kenntniß, die sie in der Botanik und in dem Inbegriff der materiae medicae so augenscheinlich verrathen, doch einmal einzustellen, und nach einer ihnen so unentbehrlichen und sie so sehr ehrenden Wissenschaft recht angelegentlich zu streben."

Paalzow giebt nunmehr in langen Auslassungen Regeln und Winke für die pharmazeutische Praxis, verbreitet sich über die Anlage der Apotheken und ihrer einzelnen Räume, um nothgedrungener Maßen wieder auf sein altes beliebtes Thema vom — „Soff" zurückzukommen.

Er schreibt bei dieser Gelegenheit: „Wenn ich aber nun vollends eine Materialbude und Fuselapotheke mit einer Königl. Privilegirten Apotheke so ganz genau verbunden sehe, dann vergeht mir aller Muth, Apotheker zu seyn und zu bleiben."

Paalzow schimpft über Philister und Freunde des Apothekers, die halb und ganz besoffen und versoffen sind und durch deren niederträchtigen Witz die Apotheke herabgewürdigt und „gleichsam von ihrem hohen Standpunkte auf die schmutzige Erde hingeworfen wird".

„Leicht", fährt er fort, „kann man zu einer solchen liederlichen Brüderschaft gelangen, wenn man sonst will; allein eine solche Apotheke sollte meiner Meinung nach dafür keine Ansprüche auf Rezepte machen, da beydes sich ohnmöglich verträgt, und man die Perlen doch nicht vor die Säue hinwerfen kann, noch soll. Wer es nun einmal nicht ändern kann, und wo es die Lage der Sachen mitbringt, dergleichen Saufgesellschaften zu halten, der sollte auch, und das von Rechtswegen, dazu angehalten werden, ein eigenes, ganz von der Apotheke entferntes Zimmer dazu einzurichten und einen Hausknecht die Bedienung und Aufsicht über diese saubre Herren und Dames übertragen. Da ist aber die Fuselbande am zahlreichsten und auch am lärmendsten, wo der Herr Apotheker selbst brav säuft, und durch

drolligte Schwänke seine Gäste nicht zum mäßigen Trunk, sondern zum — Soff, so recht seinen Stand vergessend, auffordern kann."

Im Falle der Uebernahme einer solchermaßen eingewöhnten Apotheke weiß Paalzow zur Abschaffung des Uebels kurzen und bündigen Rath durch folgendes Recipe: „Ich, der ich alle dergleichen Dinge von der rechten Seite, ohne Vergrößerungsgläser (?) ansehe, schaffte mir bald diese moralische Schweine dadurch vom Halse, daß ich ihnen einen solchen Schnaps vorsetzte, wovon ihnen die Lust, öfters anzusprechen, natürlicherweise vergehen müßte."

„Ohne alle unerlaubte Eigenliebe und ohne dummen Stolz" muß der Verfasser es bekennen, daß der eigentliche Apotheker „nach der von ihm mit Recht zu fordernden Kenntniß, und nach dem so nützlichen Betriebe seines wahrhaftig äußerst mühsamen, und mit mehr denn menschlicher Geduld auszuübenden Geschäftes noch immer zu wenig geachtet und so heruntergewürdigt ist, daß er öfters dem geringsten Künstler, wo nicht gar dem simpelsten Professionisten nachstehen muß."

Die hauptsächliche Erklärung für den oben angedeuteten Uebelstand erblickt er zunächst „in der einmal unter sie selbst eingeführten üblen Gewohnheit, in ihrem eigenen, noch vieler Verbesserung fähigen Betragen und in der elenden, oft niedrigen Behandlung ihrer Gehülfen".

Auf der anderen Seite macht er zur Hebung des Apothekerstandes einen Vorschlag, der etwas eigenthümlich anmuthet, aber in gewisser Beziehung an eine Auffassung unserer Zeit erinnert: Er will mit wohlklingenderen Titeln einen gewissen Nimbus um den Apotheker verbreiten und schreibt dazu:

„So dürfte man ja nur fürs künftige den Hofapotheker Ober-Hofapotheker, den Ober-Provisor Hofapotheker, die übrigen so lange höchst unrecht genannte Gesellen Apotheker und die Lehrburschen Apothekerschüler oder blos Scholaren nennen. Ich möchte beynahe zu behaupten mich anheischig machen, daß auf diese Art dem ganzen Apothekerwesen mehr Achtung und Werthschätzung als bisher ganz sicher zufließen müsse. Aber dann müsse man zu einem sogenannten

Gesellen nicht Monsieur, zu dem Scholaren nicht Peter, Christian oder Karl ꝛc. sagen. Denn wenn Mr. zwar nichts mehr und weniger als mein Herr heißt: so bezeichnet doch dieses Wort bey uns etwas ganz anderes als in Frankreich. Hier verstehen wir darunter jemanden, der weniger als Herr und mehr als Bursche, Aufwärter oder Knabe ist. Sage man doch lieber zu einem jungen Manne mit Bart, Wissenschaft und von mehr denn Kinderjahren gleich lieber: Herr; so wird er von einem Schneider- und Garnwebergesellen, der auch Mr. Berliner, Mr. Straßburger ꝛc. genannt wird, weit leichter und besser unterschieden werden können." — —

„Da es wohl möglich sein kann, daß sich mancher Receptarius bey vorkommenden Fehlern damit entschuldigen möchte, daß er den Gebrauch des Hauses und der Apotheke nicht gewußt hätte, und ihm nicht alles und deutlich genug gesagt sey", hat es Paalzow, wie es zum Theil noch heute geschieht, für nöthig befunden, einen Anhang und Rath, das heißt 17 Verhaltungsparagraphen für den eigentlichen Receptarius zu verfassen, welche in Vielem mit den heutigen allgemeinen Rezepturregeln übereinstimmen.

Daß der Herr Kollege es nicht über sich bringen kann, in diese Rathschläge einige Paragraphen über den Soff und seine Folgen einzuflechten, wollen wir ihm bei seiner „angebohrenen Furcht vor diesem Laster" nicht verübeln.

Hiermit schließt eigentlich der die Apotheken behandelnde erste Theil des Buches und wir nehmen von den Apothekern des 18. Jahrhunderts als einem durchaus liederlichen, der Völlerei ergebenen Stande Abschied. Indeß nach Bearbeitung zweier Anhänge, von denen der erstere unvollkommene Versuchsvorschläge enthält, das chirurgische Fach zu veredeln, der andere die „sündliche und recht infame Weinverfälschung" betrifft, scheint der Verfasser doch ein menschliches Rühren zu empfinden. Es hat sich ihm vielleicht bei einem Rückblick auf seine Arbeit die Frage aufgedrängt, ob er nicht, nur bestrebt die Nachtheile der Pharmazie ans Licht zu ziehen, den Unschuldigen mit dem Schuldigen verurtheilt habe. Und als Frucht dieses Nachdenkens ist wohl das Nachwort anzusehen, in welchem er uns gerne durchblicken läßt,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0046-3

daß nüchterne und ehrenhafte Fachgenossen auch zu jener Zeit nicht zur Seltenheit gehörten, und in dem er sich seiner Kollegen gegen die Anfeindungen von Seiten des Publikums liebend annimmt.

Gerne stimmen wir ihm zu, wenn er sich gegen den Vorwurf der hohen Arzneipreise folgendermaßen ausläßt:

„Der von einem hohen O. C. Med. geordnete Arzneypreiß ist der Kunst genau und weise genug angemessen, und oft wird nicht einmahl dasjenige genommen, was man doch mit allen Rechten nehmen könnte, z. B. Rhabarber kann das Loth nach der Taxe für 8 Gr. verkauft werden, und doch giebt es ein jeder billig denkender Mann gerne für 5 und 4 Gr. hin. Und denkt denn, welches doch höchst unbillig und mit allem Recht zu fordern wäre, der inkompetente Preißtadler wohl mit Theilnehmung daran, daß der arme Apotheker für sein vieles Kopfzerbrechen, für die kostbare und beschwerliche Lehr- und Servierjahre, die ofte 12 und 16 Jahre hinaufsteigen, ehe er zum Apotheker angenommen wird; für die wahrlich äusserst theure Ankaufung seines Werks, da schon der bloße Freiheitsbrief, sein Wesen zu treiben, manchmal 4 bis 6000 Thlr. zu stehen kommt, wenn er andern Künstlern kaum 100 Thlr. kostet; für die mit so schweren Kosten nach ausgestandener Prüfung verbundene Approbation; und endlich für den ungeheuren Aufwand, den die Unterhaltung der Apotheke selbst und seiner Gehülfen verursachen — eine allen diesen Sachen angemessenere Schadloshaltung schlechterdings haben muß?"

„Nach alle diesem", meint Paalzow, „kann ich mit dem frohsten Gewissen und mit der ganzen edlen Dreistigkeit eines rechtschaffenen Mannes vor den prüfenden Ohren des Publikums hintreten und — bezeugen, daß der Apotheker so wenig als seine Gehülfen für alle unsägliche Mühe, Treue und Rechtschaffenheit lange noch nicht so belohnt werden, als sie es wohl von der Billigkeit erwarten sollten, und daß er gegen andere Künstler, die nur für die Befriedigung gesunder Sinne und gesunder Menschen sorgen, am allerundankbarsten behandelt und bezahlt wird!"

Und an anderer Stelle: „Sollte ein unpartheyisches, edel-

denkendes Publikum auch darauf nicht billige Rücksicht nehmen, daß der gewissenhafte, thätige und beste Apotheker, wenn er nach Ordnung und Pflicht die auf ein ganzes Jahr zum Absatz vermuthete Sachen gesammelt, gekauft und zubereitet hat, dadurch ungemein verliert, daß er ofte kaum die Hälfte oder einen Drittel zum Verkauf bringen kann, und nach dem verflossenen Jahre die mehresten Sachen, als Blumen, Wurzeln, destillirte Wässer u. dgl., wovon sich nur die wenigsten ein Jahr in ihrer Kraft und Würksamkeit erhalten, also die Hälfte oder doch ein Drittheil, um ein unbescholtener Mann zu bleiben, gerade wegschütten muß, da manche dann schädlicher als nützlich sind; daß er also nach Verhältniß 3 bis 400 Thlr. grade hin verlieren muß — sollte da, sage ich, ein gerechtes Publikum nicht einmal ein heiliges Mitleiden mit seinem Verlust und seiner vergeblichen Arbeit haben, und ihm den so sauer gewordenen Verdienst nicht gönnen wollen? Muß bey dieser unverdienten Verweigerung seiner gerechten Anforderung nicht der edeldenkenste Apotheker endlich wieder seine ganze Neigung, sein Herz verhärten, und alles feine Gefühl für Redlichkeit, Treue und — Ehre — unfreywillig aufgeben und verlieren? Aber nein, selbst bei dieser demüthigen Kränkung wird der ehrliche Apotheker auch nicht einen Augenblick von der Bahn der Rechtschaffenheit abweichen — —."

Wir machen die folgenden Schlußworte Paalzow's zu den unseren: „Und Du, liebes Publikum, kauf und ließ, und liebe von nun mit herzlicherer Liebe den braven, ehrlichen Apotheker, wenn Du seine ausgearteten Brüder kennen und verabscheuen gelernt hast!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0048-5

VI. Drei Originale.

Tres faciunt collegium — drei Originale auf einmal!

Apotheker Stielhals, dito Knirrsch und Provisor Ziehbrunnen — aller guten Dinge sind drei, und wahrlich eine gut durchdachte originelle Charakterschilderung ist es, die uns Anna Löhn-Siegel in ihrem Roman: „Zwei alte Apotheker" darbietet. Das Werk, das, wie sie schreibt, „in novellistischem Gewande mancherlei eigenthümliche Verhältnisse eines Standes berührt, dessen zukünftige Gestaltung gegenwärtig ebenfalls (sie spricht vorher von den Schulmeistern) die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung auf sich gezogen hat", ist dem ersten Kanzler des neuerstandenen Deutschen Reiches, Fürsten Otto von Bismarck, gewidmet.

Die Verfasserin wünscht in ihrem Vorwort, „daß Se. Durchlaucht in Seinem ferneren Leben mit Aerzten und Apothekern ganz und gar nichts zu thun haben möchte, erstrebt jedoch für ihre Apotheker nichts so sehr als eine freundliche Nachsicht und huldvolle Aufnahme".

Ob dieser Wunsch in Erfüllung gegangen ist, konnten wir nirgends in Erfahrung bringen, jedenfalls aber sei den Herren Fachgenossen die Lektüre des Romans aufs beste empfohlen, denn einige heitere Stunden wird sie ihnen sicher bereiten.

Hier müssen wir uns damit begnügen, einige drastische Stellen aus demselben herauszugreifen. Schon der Anfang ist originell:

„Wer sind Sie? was wollen Sie?"

„Wer ich bin? Hm! Ich wollte nur um eine Unterstützung gebeten haben." Der Redende läßt sich bei diesen Worten auf einen neben ihm stehenden Stuhl nieder.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0049-3

„Sie nehmen sich die Unterstützung, mein Bester, indem Sie Ihren Körper auf meinen Stuhl stützen. Mein Stuhl ist Ihr Unterstützer geworden. Wir sind quitt!"

Der Sitzende richtet sich wieder auf. „Wenn wurmstichiges Holz die Gefühle der Menschlichkeit bei Ihnen vertreten muß, sind wir allerdings fertig, dann können Sie mir nichts schenken, denn Sie sind banquerott am Herzen!"

Dies ist die erste Begegnung des eine Anstellung suchenden Knirrsch mit Stielhals in der Offizin des letzteren, und aus ihrer geschraubten Rede können wir schon erkennen, mit was für sonderbaren Menschen wir zu thun haben.

Ueber Stielhals und seine Apotheke erfahren wir folgende Einzelheiten, die jedenfalls für alle Kollegen von großem Interesse sein werden:

„Stielhals besitzt die einzige Apotheke des von anderthalbtausend Seelen belebten Bergstädtchens Hunschten in Mitteldeutschland. Die Gegend ist felsig und waldig, die Luft daher frisch, das Wasser seel- und leiberquickend, einige Quellen führen sogar leicht ab. Die Bevölkerung ist mithin so gesund und hungrig, daß ein Apotheker mit einem unverfälschten Medizinalgeschäft bei Hunschtens Durchschnittsgesundheitszustande geradezu verhungern könnte. Stielhals sah bald nach Erwerbung des Geschäfts ein, so widerwärtig ihm die Wahrnehmung auch Anfangs war, daß er, wenn er leben wollte, mit dem guten Appetit der Bewohner in ein zartes Verhältniß treten müßte. In schlechten Mägen, Migränen, tuberkulosen Lungen, Herzfehlern und dergleichen Lebensbedingnissen für einen Apotheker war hier kein Geschäft zu machen. Selbst eine weitverbreitete Epidemie wollte in diesen Bergen nicht verfangen, und Choleratropfen von vielfach angestaunter, mehr noch angepriesener Wirksamkeit hätten die Hunschtener aus totaler Unkenntniß als einen guten Schnaps bei Hochzeiten, Kindtaufen oder Kirchmessen getrunken. Bei Stielhalsens mit dem Salze des Witzes versetzter Natur dürfen wir uns nicht wundern, daß er zuerst auf ein von Seesalz strotzendes Heringslager verfiel. Sein weiches, mildthätiges Herz gewann im gemeinen Syrup einen treffenden Ausdruck, seine kleinstaatliche Gemüthlichkeit in Kaffee,

Zucker, Cichorie, schlechtem Tabak, Schnupftabak und billigen Cigarren, die er des guten Beispiels wegen selbst rauchte. Der Schweizerkäse duftete schwach nach stillüberwundenen republikanischen Reminiscenzen und eine ganz vorzügliche, von Stielhals selbst erfundene Stiefelwichse, welche sich zum Range eines vielgesuchten Geheimmittels aufgeschwungen hatte, sättigte im Verein mit einer wunderbar wirksamen Enthaarungssalbe, welche auf Meilen in der Runde begehrt wurde und manchen Behaarten schon mehr Haare entrissen haben sollte, als ihm lieb gewesen, seinen, ach leider! nie ganz ersterbenden Ehrgeiz als Chemiker. Die aus der vorderen, nach dem Marktplatze zu gelegenen Hälfte des Laboratoriums (in welchem ja nicht viel zu kochen war) entkeimte Wein- und Frühstücksstube war jedoch in durchaus gar keinen Zusammenhang mit Stielhalsens Charakter- und Gemüthsrichtung, zumal wie beide vor den Augen der Welt erschienen, zu bringen. Er und eine embryonische Mäßigkeit hatten sich zu einem Bündniß vereinigt, mit dessen Normalität nur eben die eines ungeborenen Wesens hätte rivalisiren können."

„Doch es galt, einem just tiefgefühlten Bedürfniß Hunschtens abzuhelfen und Stielhals war Geschäftsmann genug, um sich zu sagen: Ueberwinde, o Seele, deinen tiefen, moralischen Abscheu vor den aus dem Dunste der Weinstube oft emporwuchernden Katzenjammeriaden, akkordire frisch darauf los mit den gegebenen Verhältnissen. Bedenke, o Lebendes, das nun einmal von etwas Realem leben muß, eröffnest Du den Bacchustempel nicht geschwisterlich neben dem der Hygeia, so thut ihn ein anderer auf, vielleicht gar Dein Rival, der Krämer unten im Loch. „Das Loch" hieß in der Volkssprache, welche häufig das Treffende mit dem Anstößigen zu verbinden weiß, ein sehr tief, fast in einer Felsenschlucht gelegener Theil der Stadt."

„Ferner — (so tröstete sich Stielhals) darf sich der Pharmazeut in mir nicht zu sehr durch die Trinkanstalt ohne Mineralwässer beleidigt fühlen. Sind Bacchus und Hygeia doch schon im Brechwein vermählt und außerdem dadurch verwandt, daß durch des ersteren Gaben vielen seiner Anbeter herzlich übel wird, welchen Uebelstand Hygeia zu repariren hat, wär' es auch nur durch einige Bitter-, Kirsch- und ähnliche Lebenswässer, die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0051-0

kohlensauren nicht zu vergessen. „Endlich, rief immer beherzter, der Materialwaarenhändler in Stielhalsens Busen, „endlich befinden sich im Gefolge des lustigtaumelnden Gottes gewisse fischgeschwänzte Tritonen, welchen todten Begriff wir Modernen durch Heringe, Sardellen, Bricken, Anchovis reichlich verkörpern. Auch der Schweizerkäse soll vor Tausenden von Jahren zuerst von einer gastronomisch gebildeten Mänade erfunden worden sein, welche sich sonach am besten mit: „Kuhmagd" übersetzen ließe. Als nützliche Anhängsel der Weinstube aber sind zu betrachten: Sehnsucht nach guten Cigarren, die zum Theil ja auch durch schlechte befriedigt werden kann, und — staune Unkundiger! das Begütigungs- oder Versöhnungsmaterial, das heißt: Kaffee, Zucker, Rosinen, Reis, Chokolade und andere Pflastersorten auf die Zornwunden verzweifelter Mütter, Gattinnen, Schwestern, welche über Mitternacht hinaus die von Nah und Fern dem Städtchen zugeströmten und zuletzt erquickungsbedürftig gewordenen Besucher der Weinstube vergeblich zu Hause erwartet haben."

„Stielhals hatte alle Ursache, mit seinem Kalkül zufrieden zu sein. Er hätte sich fast ins Fäustchen gelacht vor Vergnügen, den moralischen Abscheu vor der Weinstube überwunden zu haben, wenn sich nicht stets von Neuem über sein einer gewissen disziplinarischen Kirchlichkeit (um nicht schlechtweg Förmlichkeit zu sagen) huldigendes Gemüth Wehmuthsschleier hätte breiten müssen, indem er die unheiligen, ja cynischen Konsequenzen der Weinstube in Betracht zog. Ganz im innersten Innern seiner Seele hatten der Mäßigkeits- und der Kirchlichkeitstrieb bei Errichtung des weltlichen Labungsinstituts zu einander gesagt: „Bruder, es ist immer besser, wenn unter unsern nüchternen Blicken Wein getrunken wird, als beim profanen und oft selbst angesäuselten Krämer unten im „Loch". Wir zwei werden das Gleichgewicht aufrecht erhalten. Kein Gast darf mehr trinken, als er vertragen kann, hatte der Mäßigkeitstrieb gerufen, ich leid's nicht. Und der disziplinarische Kirchlichkeitstrieb: Nie darf in den Sonn- und Festtag hinein gezecht werden, ich leid's nicht."

„Doch wehe! Alles kam anders. Die beiden rechtschaffenen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0052-6

Triebe in Stielhalsens Busen konnten sich gegen das Heidenthum in der Weinstube sträuben und stemmen, wie sie wollten, es war vergeblich. Außer Wein, Semmel, Käse, Bricken, Kaviar und einem weiter um sich greifenden Frühstücksmaterial verlangte man auch Spielkarten. Und als Stielhals die Anschaffung derselben unter tausend Achselzuckungen und moralischen Gegenvorstellungen verweigerte, brachten die modernen Sybariten selbst solche mit und spielten schließlich gar Hazardspiele, deren kabbalistische Kreidezeichen auf dem Tische der unschuldige Pharmazeut gar nicht verstand. Doch da ihm alles Spiel ein Gräuel war, gerieth er Anfangs in eine Verwirrung, die nur Gewohnheit und Zureden nach und nach in seufzendes Kopfschütteln auflösen konnten, woran sich zuletzt noch einige zum Troste citirte Sprichwörter anschlossen, wie z. B.: „die Katze läßt das Mausen nicht", „mit den Wölfen muß man heulen", „wer A gesagt hat, darf beim B nicht stecken bleiben", und so fort. Herr Ziehbrunnen, sein langjähriger Provisor, ein kleines, graues, normal solides Familienväterchen, sah die Sache von vornherein gemüthloser an. Er drehte mit Seelenruhe Pillen (es waren gefährliche, nämlich pilulae arsenicales) und sagte lakonisch zum Prinzipal, als dessen wiederholte schüchterne Besserungsversuche an den Bacchusverehrern total gescheitert waren:

„Lassen Sie die Weinstube wieder eingehen und bauen Sie an Stelle derselben eine Kapelle für Nachmittagspredigten über den Segen der Nüchternheit. Die erste halten Sie selbst. Wollen Sie aber durchaus in der Weinstube predigen, so geht sie ganz von selbst ein, denn Sie jagen die Gäste fort und ziehen sich noch obendrein einen Spotttitel zu, wie etwa: der Missionär unter den frohen Hottentotten der Weinstube."

„Der zweite Gehülfe im Geschäft (einen Lehrling gab es zur Zeit nicht), ein junger, den Freuden der Welt nicht feindgesinnter, kaum durch das Feuer des Gehülfen-Examens gegangener Mann, mit Namen Oskar, rief, erschreckt durch solchen übertrieben tugendhaften Vorschlag, welcher die frühere Einförmigkeit und Langeweile im Geschäft wieder hergestellt haben würde: „Aber was ist denn nur Polizeiwidriges geschehen? Die Leute sind ja ganz anständig gewesen!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0053-2

„Und damit begab er sich in die just von einigen Frühstücksgästen verlassene Weinstube und rettete die Reste, welche „anständiger Weise" von jenen in den Flaschen zurückgelassen worden waren, für sein eigenes Frühstück."

So wie diese kleine Landapotheke, um überhaupt existiren zu können, fast zur Material- und Kolonialwaarenhandlung herabgesunken ist, finden wir sie auch heute noch manchmal. Erinnert sich doch der Schreiber dieses mit Heiterkeit jener 14 tägigen Vertretung, wo er seine akademische Bildung nur beim Verkaufe von Zucker, Seife, Kaffee und Reis an holde Küchennymphen verwerthen konnte. — Zu der Apotheke gehörige Weinstuben trifft man heute wohl selten mehr an, und, wie wir sehen, ist auch bei Stielhals noch nicht jedes Standesbewußtsein erstickt, wenn er sich gegen diese Verbindung sträubt. Indeß: Noth kennt kein Gebot, so unangenehm es auch sein mag, mit dem „Krämer unten im Loch" zu rivalisiren, und „Versöhnungsmaterial: Kaffee, Zucker, Rosinen, Reis, Chokolade und andere Pflastersorten auf die Zornwunden verzweifelnder Mütter, Gattinnen, Schwestern" auf Lager zu haben, so bekundet Stielhals dadurch doch, daß er neben dem wissenschaftlich gebildeten Apotheker auch der geriebene Geschäftsmann ist, der seine Leute kennt. —

Ueber das Aeußere und Auftreten des durch allerlei Lebensschicksale heruntergekommenen Knirrsch wird uns berichtet, wie folgt:

„Er hatte das ihm von Stielhals gereichte Fünfgroschenstück-Viaticum mit der Bemerkung: „Genügt nicht!" zurückgewiesen und war dann mit einem herzbrechenden Seufzer so in sich zusammengesunken, daß er sich an der Ladentafel halten mußte. Bei Stielhals regte sich das Mitleid und er erfreute den unglücklichen Kollegen mit Speise und Trank. Doch", so heißt es weiter, „trotz so gastfreundlicher Zurüstungen verharrte der Fremde in düsterstem Ernste, schnallte sein abgeschabtes Mäntelchen, welches wie der übriggebliebene Kutscherkragen eines ehemals längeren Umhüllungsinstitutes anzusehen war, ab und faltete es so sorgsam auf einem Stuhl zusammen, als sei es ein gesticktes Hofkleid aus Ludwigs V. Zeiten. Er legte ferner den

unmodischen, an einer Seite demüthig eingedrückten Cylinder, dessen abgegriffene schmale Krempe sich vom Rohr zu trennen suchte, zärtlich auf den Mantel, lange unschlüssig, ob er ihn auf den Deckel, auf die Hohlung oder auf die Seite lagern solle. Endlich entschloß er sich, ihn so zu legen, daß kein menschliches Auge sich mit dem Innern des Hutes bekannt machen könne. Dies geordnet, fühlte er an alle Taschen eines Frackes, welchen man der verlorenen Schwärze halber sowohl, als auch der Kürze der Taille und der Schößen wegen für des Mannes Konfirmationsfrack hätte ansehen können. Der Träger konnte aber den Akt der Aufnahme unter die erwachsenen Christen über vierzig Jahre hinter sich haben. Er fühlte ferner an die grundlosen Taschen eines Beinkleides von gelb gewesenem Nanking, welches wie eine verdorrte Schotenschale um einen magern Kern hing, und dessen dunklerschattirte, wer weiß wie vielste Gesäßauflage unter den kindlichen Frackschößen hervorschlotterte. Zum dritten griff der Mann in die Täschchen einer Weste, welche zugleich als Bauchbinde dienen konnte, denn um mit den Händen in die leeren Schachte der Beinkleidertaschen hinabzusteigen, mußte die überschwängliche Weste erst an die sechs Zoll breit emporgestreift werden. Sie sah aus, als hätte sie die Sonntagsgefühle eines Hausknechtsherzens lange mit rother Prunkfarbe und in Sammet gepreßten Blumen gewärmt. Für die Pünktlichkeit des einstigen Besitzers sprach die arg vergilbte, an Purpur und Seidenfäden gleich verwaiste Stätte, wo die Uhr aus- und einspaziert war. Leider erholt sich Sammet nicht wie Rasen, wenn er lange unbetreten bleibt, denn sonst müßte die Uhrgegend an Knirrsch's aller Zeitmessung feindlichem Herzen längst wieder gegrünt und geblüht haben. Diesem Unglücklichen schlägt keine Stunde. Seit lange galt ihm statt der Uhr der mahnende Magen, welchem letzteren der silberne Chronometer, ein Erbstück in der Familie Knirrsch's, längst als Speisopfer gefallen war. Was suchte er jetzt in allen Höhlungen seiner Kleidungsstücke? Stielhals ahnte es, denn er fuhr sich mehrmals mit beiden Händen in sein wallendes Haupthaar, jedoch nur, um dem umständlichen Gaste die Art ins Gedächtniß zu rufen, wie man aus Fingern Kammzähne oder Borsten zu machen pflegt. Zum

Sprechen war er diesmal durchaus nicht geneigt, weil sonst das Anerbieten einer Haarbürste oder eines Kammes hätte nahe liegen müssen, zu welchem der saubere Stielhals keinen Appetit verspürte. Der Gast verstand und ordnete mit großen starken Fingern sein struppiges Grauhaar, sowie einen ähnlichen verwilderten Bart, über welchem eine kleine Stumpfnase, keck und unphilosophisch im Ausdrucke, in die Welt hinausragte. Jetzt endlich war der Moment des Niedersitzens gekommen. Dies geschah in ebenfalls inhaltschwerer Weise. Seufzend und wuchtig sank Knirrsch in den Rohrstuhl, dem Stielhals einen raschen Blick der Besorgniß sandte, streckte dann seine lange, einst wohl stattliche Figur darauf aus, schlug die Füße, deren graue Strumpfbedeckung aus den Schotenschalen des Beinkleides weit hervorragte, deren Belederung durch Schnürschuhe jedoch hinreichend war, übereinander, senkte das Kinn in eine abgefaserte schwarze Atlasbinde herab, stierte mit grauen, stechenden Augen, welche unter buschigem Augenbrauengestrüpp in tiefen Höhlen wohnten, auf die Wollweckchen, Käse und Wein, aß aber nicht." —

Wenden wir uns nun mal dem Provisor Ziehbrunnen zu. Derselbe ist ebenso gut ein Original wie sein Chef und der landstreichende Kollege.

„Ziehbrünnchen" (wie der Prinzipal den Wackern in guten Stunden zu nennen pflegte) war nicht einzuschüchtern. Er kannte sein „altes Stielhälschen", wie er, in Erwiderung des obengenannten Diminutivums, den Chef — jedoch nur zu Hause in seinen eignen vier Wänden — titulirte, und wußte, daß derselbe doch von keinem andern Menschen, trotz scheinbarem, heftigem Widerspruch, so bereitwillig Lehre annahm als von dem alten Provisor, aus welchem die Worte in der That mühsam, wie aus einem Ziehbrunnen, herausgeschöpft werden mußten. Ziehbrunnen war ebenso rechtschaffen, als wortkarg. Es mußte sich um etwas Bedeutendes handeln, um Sein oder Nichtsein, wenn er das Räderwerk seiner Beredsamkeit, das leicht einrostete, in Bewegung setzen sollte. Dann drückte er sich meist sehr lakonisch aus, ja er schlug nicht selten einen sarkastischen Ton an. Wenn ihm aber je zuweilen vom Prinzipal seine „Zungenobstruktionen" vorgeworfen wurden, da Ziehbrunnen Tage hatte,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0056-9

an welchen es ihm große Ueberwindung kostete, ein Wort mehr, als das Geschäft es forderte, von sich zu geben, und ihm selbst „ja" und „nein" als Luxusartikel erschienen, so entgegnete er endlich, zum Reden gezwungen:

„Herr Stielhals wär' ich ebenso redselig wie Sie, Sie hätten mich längst zum Teufel gejagt!"

„Stielhals nahm diese, wie ein wohlgezielter Pfeil, treffende Wahrheit meist schweigend auf, als könne er durch dies Schweigen die Anklage der Redseligkeit am besten widerlegen. Zuweilen auch gab er sein Anerkenntniß der ausgesprochenen Wahrheit durch die verbindlich hingeworfenen Worte kund:

„Herr Ziehbrunnen, gebrauchen Sie Ihre Bequemlichkeit!"

Wie weit aber Ziehbrunnen, der ja allerdings gewissermaßen zum Inventar des Hauses gehörte, seinem Prinzipal gegenüber gehen kann, dafür zeugen folgende Worte:

„Herr Stielhals, das Medizinalgeschäft ist in meinen, d. h. in sicheren Händen. Ich lasse Sie nicht rezeptiren, und in den Giftschrank lasse ich Sie gleich garnicht, wenn Sie just mit den Fröhlichen fröhlich gewesen sein werden. Der Vortheil, den die Weinstube dem Geschäft gebracht, ist nun einmal nicht wegzupredigen. Alle Oekonomen, die hier frühstücken, nehmen seitdem auch die Mäusepillen bei uns. Und das ist erst ein Artikel, wenn auch kein unwichtiger —"

Und nun wenige Worte über Stielhalsens alte Haushälterin. Weichen wir auch hier ein klein wenig von dem uns vorgezeichneten Wege ab, so glaube ich doch der verehrten Leserin dieser Zeilen mit dem Abdruck des folgenden Kapitels eine kleine Freude zu bereiten.

„Weniger zufrieden, als Ziehbrunnen und Oskar sich mit der Weinstube erklärten, war es Stielhalsens Haushälterin, eine brave, liebenswürdige Norddeutsche aus der so herzlich gut preußisch gewordenen, ehemaligen Provinz Sachsen. Seit mehreren Jahren lebte und liebte die stattliche, tizianischen Frauenmodellen an Erscheinung zustrebende Wittwe in Stielhalsens Apotheke. Sie liebte, ja sie liebte ihn noch immer, nicht den todten Gatten, nein, den lebendigen Apotheker, und er hatte sie einst, das heißt vor nicht gar langer Zeit, auch recht herzlich

geliebt. Das wußte die ganze Stadt, und dann mußte es ja unverbrüchlich wahr sein. Die mit der Tugendpolizei des Ortes sich beauftragt fühlende Gerichtsdirektorin Hürtschel wollte noch vor einem Jahre im Vorübergehen an den Parterrefenstern der Wohnzimmer des Apothekengebäudes Stielhalsens Kopf und den der Wittwe, Minchen Süß, so verhängnißvoll nahe bei einander gesehen haben, daß sie, empört über die Anstandslosigkeit eines Frauenzimmers, welches sich dicht hinter der Fliegengaze der Fenstereinsetzer küssen lasse, sofort das rufvernichtende Konzil eines großen Klatschkaffees zusammenrief. Bis alle guten Schwertzungen der Stadt zur Verurtheilung und Hinrichtung eingetroffen waren, hatte das Gedächtniß der Gerichtsdirektorin sich schon so exaltirt, daß sie die Küsse Minchens und Stielhalsens gar wollte knallen gehört haben, und als man durch Waschweiber und Dienstmädchen die telegraphische Depesche mit dem über Minchens Ruf ausgesprochenen Verdammungsurtheile glücklich an die Verdammte gebracht hatte, ärgerte diese den weiblichen Tugendgerichtshof von Neuem, indem sie antwortete:

„Da mach' ich mir nun jar nichts daraus!"

„Die Schwertzungen Hunschtens zeterten beim nächsten Klatschkaffee furchtbar über diese „freche" Antwort, und die Ansichten aller anwesenden Tugendpolizistinnen gipfelten in der logisch wohlausgebrüteten Sentenz:

„Wäre diese impertinente Preußin eben keine Preußin, sie hätte sich hingelegt und wäre an unserem Urtel in Reue und Schmerz gestorben. Aber daran hindert sie schon der infame preußische Dialekt."

„Als mittel- und kinderlose Wittwe eines in den verhängnißvollen Kriegstagen Schleswig-Holsteins gebliebenen Unteroffiziers war sie durch Stielhalsens Schwester in dessen Haus als Wirthschafterin gekommen. Daß ihre äußeren und inneren Vorzüge, deren ganz hervorragende waren, alsbald starken Eindruck auf das schwärmerischen Regungen zugängliche und in dichterischen Citaten häufig ausströmende Gemüth des Apothekers gemacht hatten, war den Blinden und Tauben Hunschtens kein Geheimniß geblieben. Ebenso, daß Minchen die zarten Huldigungen des Prinzipals äußerst gnädig aufgenommen und sich

wohl schon im Geiste als Frau Apothekerin in das goldene Buch der Honoratiorendamen des Ortes eingetragen gesehen hatte. Leider konnte sie die köstliche Blume ihrer Hoffnung schließlich dürr und vertrocknet zu Theestaub zwischen den Fingern pulverisiren und sich in einsamen Stunden nur noch durch den Genuß eines Thränenaufgusses an ihr früher geträumtes Glück erinnern. Stielhals war plötzlich und mit einer für die Außenwelt unmotivirten Schroffheit vom Liebhaber zum Prinzipal zurückgesprungen. Warum? Niemand wußte es, nicht einmal München. Diese war zu stolz, um zu klagen und daher blieb die Sache auf demselben Punkte, bis einst — —"

Doch wir wollen auf dieser Liebe Leiden und Freuden jetzt nicht näher eingehen und kehren darum in den engeren Rahmen unserer Arbeit zurück.

Der unvermeidliche „Stößer" fehlt natürlich auch in dieser kleinen Apotheke nicht und die in Apothekerdingen scheinbar gut bewanderte Verfasserin hält uns des Hausknechts geschriebenes Konterfei folgendermaßen vor Augen:

„Den apothekarischen Hausstand vollendete der Stößer Nobis, ein bis auf gewisse stille Uebergriffe, welche die Spiritusfässer und Schnupftabaksbüchsen schmerzlich berührten, würdiges Inventar. Oskar pflegte ihn Nobiscum zu nennen, d. h. „Nobis" getrennt von „cum", im Hunschtener Jargon so viel als: „Komm!" Rief er ihn, so hieß also: Nobiscum so viel als: Nobis, komm! Das Duzen kam dabei auf die Unsitte der alten, ungebildeten Lateiner. Im Uebrigen hatte Nobis viel Anhänglichkeit an das Apothekerhaus, und da er dem Prinzipal sehr andächtig zuhörte, wenn dieser wohlig, wie eine Forelle, im Redefluß schwamm, so empfand auch dieser eine Art Sicherheitsgefühl, wenn er den großen, vom Pistill unsanft berührten Mörser, worin Nobis Pferde- und andere Pulver stieß, aus dem halbirten Laboratorium dumpf hervorheulen hörte. Der stets hörbereite, andachtswillige Stößer war da und schwang seine Keule. Noch muß bemerkt werden, daß Nobis, als echtes Kind des Volkes, die Weisheit der Aerzte und der Apotheker noch immer muthig in einen Topf warf. Er war, wie so viele seines Gleichen und selbst Gebildetere, der Meinung, sein Prinzipal,

Herr Ziehbrunnen, und sogar der junge Oskar, könnten ebenso gut und ebenso schlecht kuriren als alle die Aerzte, die ihre Rezepte in der Apotheke machen ließen. Und da er sich ebenfalls für ein Stück Apotheker, folglich auch für ein Bruchtheil Arzt hielt, hatte er sich eine kleine Praxis eigenthümlicher Art geschaffen. Er heilte alte offene Schäden bei Menschen und Vieh und schöpfte seine Weisheit aus „Pauli's Dreckapotheke", welches tiefsinnige Werk eines Tages von Nobis in Düten verwandelt werden sollte und nach Lesung einiger Seiten von ihm unterschlagen worden war. Nobis hatte seiner Aussage zufolge schon Wunderkuren mit warmem Kuhmist zu Stande gebracht. Weitere Details über diesen zweifellos mystischen Gegenstand behielt er sich vor. Man ließ ihm das kindliche Vergnügen und verrieth ihn nicht als Wunderdoktor, seitdem er in Stielhalsens Hand geschworen hatte, sich nicht an Beinbrüche und so weiter wagen zu wollen, wie es anfangs seine Absicht gewesen war."

Hören wir nun noch zum Schluß, was die Verfasserin uns von Knirrsch erzählt, der ohne Zweifel die interessanteste Person ihres Romanes ist. Aus seinem Curriculum vitae, das er Herrn Stielhals vorträgt, ist zu erkennen, daß schon damals dem freiheitgewohnten Jüngling das Eleventhum hinter den duftenden Büchsen und Kästen der Apotheke schwer wurde, daß Protektion zur Erlangung einer Konzession nicht ein Produkt von heute ist, daß die Herren Aerzte ihre Rezepte mit einer Schrift schrieben, die allem andern, nur nicht lateinischen Buchstaben ähnelte, daß infolge dessen Arzneiverwechselungen vorkamen und was dergl. mehr ist — tout comme chez nous!

Unter der Ablehnung eines weiteren Imbisses und mit den Worten „Hungrig muß ich sein, wenn ich in den Hungerthurm meiner Vergangenheit trete. Das Glas Wein hat mich gestärkt. Wohlan!" tritt Knirrsch in die Erzählung seiner Lebens- und Leidensgeschichte ein.

„Mein Vater hatte mich zum Apotheker bestimmt, weil sein bester Freund im Orte Apotheker war, der aus Freundschaft für uns kein Lehrgeld nahm. Wir besaßen kein Vermögen. Ich hatte keine Lust zu dem „schmierigen Kram", wie ich die Apothekerei nannte. Aber meinem Vater durfte nicht wider-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0060-0

sprochen werden, und ich war ein dummer Junge ohne Kourage. Ein Leichentuch über diese meine pharmazeutischen Uranfänge. Ich weiß nur, daß es eine Zeit für mich gab, in der ich jeden alten Hund beneidete, den wir mit Chloroform oder mit Blausäure ärztlich behandelten, worauf er schnell wie ein ausgeputztes Licht verschied. Doch es kam auch besser. Ich lebte und liebte, war flott und lustig an den freien Tagen der Woche und befand mich ganz leidlich bis zu der Zeit, wo mir der Teufel zuflüsterte, ich solle heirathen. Der Teufel war eigentlich meine Frau, d. h. nicht sie selbst, sondern der Umstand, daß ich sie ungeduldiger Weise als Gehülfe geheirathet hatte. Doch um der Wackern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: Sie hatte nicht gewollt, ich überredete sie nur schwer zu diesem Schritte, aber als sie einmal „ja" gesagt hatte, da wirkte und arbeitete sie auch in meinem Interesse, wie es nur je ein braves Weib für ihren Gatten gethan hat. Sie, die auch kein Vermögen besaß, verschaffte mir durch endloses Laufen, Bitten, Quälen, Schmeicheln — eine Konzession, denn ich bin gänzlich dazu verdorben, um Protektionen zu schwänzeln. Und ohne Protektion, „ohne eine Schürze bei Hofe", wie mir schon mein letzter Prinzipal sehr lehrreich zugeflüstert hatte, war bei uns keine Konzession zu erlangen. O, es ist ein wahrer Skandal! Die untüchtigsten Kerls, die im Stande wären, aus Unkenntniß eine halbe Generation zu vergiften, oder wie ein mit einer Epidemie beauftragter Erzengel die lebende Welt zu würgen, sie werden mit Konzessionen bedacht, wenn der Herr Vater ein mittelmäßiger Finanzrath oder ein den Größern und den Größten gefälliges und nützliches Thier war. Ein verliebter Minister ist bei derartigen dunklen Geschäften auch höchst wichtig und erleichtert den letzten Schritt ganz unbeschreiblich. Ich machte denselben im Sprunge, denn meine petitionirende Frau gefiel dem Herrn Minister, und so war ich eines schönen Morgens konzessionirt, ehe ich noch hatte Geld auftreiben können, um die Konzession auf dem Papiere in den gemauerten Rahmen zu fassen. Das Geld wurde endlich auch geschafft und es ging eine Weile ganz gut. Ich hätte ja auch der dümmste Kerl sein können, ein Charlatan, ein ehemaliger Droguist und Farbenreiber, wie mein Kollege im Stadtviertel

jenseits des Flusses, ich war nun einmal konzessionirter Apotheker von Gottes und Ministers Gnaden. Wer durfte etwas dagegen haben? Wer durfte mich um meine Censur fragen, wenn der Herr Minister den blühenden Wangen meiner Frau die „Eins mit Auszeichnung" ertheilt hatte? Oder wer durfte etwas gegen den vorerwähnten Farbenreiber aufbringen, da ein mit allen hohen Ehren begrabener, wenn auch in allen Unehren verstorbener Onkel desselben dereinst so glücklich gewesen war, die beinahe schon entdeckten Geldunterschlagungen eines noch höher Stehenden mit fuchsiger Schlauheit auf einen Subalternen zu wälzen, und das hohe Haupt, welches schon wackelte, vor gänzlichem Herabfallen zu bewahren? Dankbarkeit ist eine schöne Tugend und unverbrüchliches Schweigen über höhern Unrath muß gut bezahlt werden. Der Subalterne war zwar auch nicht bestraft, sondern reich belohnt und mit guten Pässen versehen aus schlecht verwahrtem Kerker nach Amerika entflohen worden (ein neues Passivum), es war also Niemandem schlecht ergangen als demjenigen, der das Geld verloren hatte. Aber das war der Staat — und mein Gott, der Staat, pflegte einer meiner damaligen Kollegen zu sagen, wozu ist der Staat da, als um betrogen zu werden? Er selbst war nämlich beim Examen nur so durchgeschlüpft, weil ihm ein gescheuterer Freund die schriftlichen Arbeiten dazu gemacht hatte, und so hatte also auch er den Staat betrogen. Aber Sie, verehrter Herr Kollege, der Sie, bei Gott, etwas von dem alten Blutklumpen: Herz, der uns so leicht unter den Rippen verdorrt, übrig behalten haben, Sie werden fragen, worin denn bei so hoher Protektion unser Unglück bestand? Erstens in der Rechtschaffenheit meiner Frau, die zu keiner unlautern Dankabstattung an den Herrn Minister zu bewegen war, und zweitens in meiner Gradheit, die über die Schlechtigkeit und den Blödsinn der Welt bis zur Unvorsichtigkeit donnerwettern mußte. Mußte! Imperfektum! Denn ich habe mir das Gewitterhafte im Reden und Handeln längst abgewöhnt. Ich glaube, es ist nicht nöthig, daß ich es Ihnen vormache, wie ich den Minister eines Tages aus meinem Hause entfernte."

„Ich denke Sie mir wie den Stadtmusikus Miller in „Kabale und Liebe"," flüsterte Stielhals andächtig, indem er

unwillkürlich einige Schritte vor Knirrsch zurückwich, trotzdem derselbe seine Besserung versichert hatte."

„Genug — bald fand sich einer von unserer Kunst oder Zunft, der bessere Manieren, eine gefälligere Frau und zugleich einen Verwandten hatte, welcher Ofenheizer im Ministerium war," nahm Knirrsch seine Erzählung wieder auf. „Dieser Ofenheizer besaß unter andern nützlichen Eigenschaften die wunderbare Geschicklichkeit, den großen Ofen des Aufwartezimmers mit gewissen kleinen duftigen Briefchen zu heizen, welche der Herr Minister leichtsinniger oder zerstreuter Weise zu vertilgen vergessen hatte. Eines Tages, so erzählte sich die böse Welt, durchwühlt die eifersüchtig gemachte Frau Ministerin die Taschen des ministeriellen Ueberziehers. Mit innerer Todesangst folgt der Gemahl diesem Beginnen, indem er mit treuherzigster Miene versichert, sie werde nichts finden, was ihrer Eifersucht Nahrung geben könne. Jetzt greift sie in die Brusttasche — verzweifelt springt der Minister auf —, dort steckt ja noch das Briefchen von der blonden Lilly, die in der Demi-Monde das verführerische Milchmädchen genannt wird — sie hat, das schlichte Kind vom Lande, die Patchouli-Dosis gar zu stark genommen, womit sie ihre unorthographischen Liebesseufzer vornehm machen will — der ganze ministerielle Ueberzieher duftet und die hohe Gemahlin darf eigentlich nur der Nase nachgehen, um das Corpus delicti zu finden. Zitternd sprang er auf, bebend streckte er die Hand nach dem durchwühlten Rocke aus — doch, was ist das? Zärtlich fühlt er seine Hand ergriffen, gedrückt, die Ministerin hat nichts gefunden und hängt, um Verzeihung flehend, an seinem Halse. Der Völkerbeglücker ist glücklicher als seine Völker, er belohnt den guten Genius seines Ueberrockes, den Ofenheizer, mit Protektion, mit Stellungen und Konzessionen für seine Verwandten, denn Geld besitzt er selber nicht. So wurde mir der Rival geboren, dessen Frau blond war, und wenn sie auch nicht mehr Lilly hieß, so doch Milchmädchen gewesen sein sollte. Mein Rival durfte seine Apotheke im nämlichen Stadtviertel anlegen, worin meine die einzige hätte bleiben müssen, wenn ich leben wollte. Es ward ihm auch erlaubt, sie um einige Straßen näher an das Centrum der Stadt heranzu-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0063-7

rücken, wodurch die Leute die Luft verlieren mußten, bis zu mir hinaus ans „Weltende“ (so hieß der Platz, an welchem mein Geschäft lag) zu laufen. Es war ja natürlich, daß sie die Nahrung für die Kranken lieber in der Nachbarschaft der Handelsstätten für die Gesunden holten, das heißt der Fleischer, Bäcker, Krämer und Restaurateure. Ich aber behielt nur das arme Gesindel der entfernteren Vorstadtshäuser, welches mich bald durch ein glücklich entworfenes und noch glücklicher ausgeführtes Pumpsystem auf seinen eigenen Nullpunkt herabzuziehen drohte. Auch mit den Herren Aerzten verstand des Ofenheizers Verwandter klug und säuberlich umzugehen. Ich haßte jede Art von Bestechung mein Lebtag, besaß auch nicht die Mittel, um täglich gefüllte Weinflaschen hinter die Thüren der Offizin zu stellen, nach welchen die Herren Aerzte nur zu greifen brauchten, um sich für gehabte Mühen zu erquicken, und den Magen für ein später einzunehmendes Frühstück zu stärken. Weihnachtsschachteln mit Räucherkerzchen, Riechpulver, Magenmorsellen und Chokolade konnten zwar bei mir gekauft werden, aber zum Verschenken glaubte ich sie nicht zu besitzen. Meine wackere Frau machte mich wohl oft aufmerksam, daß ich es nicht verstünde, die Wurst nach der Speckseite zu werfen, aber ich verwies ihr das Unpassende, die Herren Aerzte mit Speckseiten zu vergleichen, wobei man ja sogleich an etwas Thierisches und Gemeines denken müsse. Nein, ich hielt diese Männer zu hoch in Ansehen, als daß ich ihnen hätte eine trichinose Wurst, wie sie damals just Mode waren, an den Kopf schleudern mögen. Die wenigen treu gebliebenen Jünger Aeskulaps aber, sowie die allerdings ziemlich bettelhaften Kunden am „Weltende“ schreckte mein Murrsinn, meine unheimliche, stumme und oft wieder gar zu laute Verzweiflung über unser Unglück immer mehr zurück. Ich brachte die Leute in die grausamsten Verlegenheiten durch mein Raisonnement über den Rival und die Regierung. Den Vorwürfen meiner Frau setzte ich die tolle Antwort entgegen, sie habe mir erst die Rache der hohen Herren auf den Hals gehetzt, worauf sie, gleichfalls unwirsch gemacht, auszurufen pflegte: „Du hättest ja nie eine Konzession erlangt! Ohne meine Bemühungen wärst Du noch heute Gehülfe, und da Du das fühltest, ließest Du

mich handeln." — Sie mochte Recht haben, aber ich rief, in volle Zornesgährung versetzt, aus: „Wär' ich doch ein ewiger Gehülfe geworden, wie man einen ewigen Juden hat, so brauchte ich jetzt selbst keine Hülfe!" —

„Eines Nachts kam ein Rezept, das große Eile hatte. Aber Gott verzeih' mir's, ich rührte dem kranken Kinde ein Brechmittel zusammen, während es sich um etwas Verstopfendes handelte. Freilich, es war Nacht, wie ich schon sagte, mein Kopf war wüst von Schlaflosigkeit und Jammer über meine trostlose Lage, und das Rezept war so miserabel geschrieben, als hätte der Verfasser seine kalligraphischen Studien an chinesischen Theebüchsen oder am Namenszug des Sultans gemacht. Nun, Sie kennen ja das Gaudium, die Keilschrift mancher Aerzte mitternächtig und in Eile, ohne Schlüssel entziffern zu müssen. Denn der lebendige Schlüssel, der Schreiber, liegt gemeiniglich im Bette. Drohender Tod rechts, wenn Sie nicht eilen, drohender Tod links, wenn Sie ein verkrüppeltes c oder o und so weiter, verwechseln. Ich erkannte zwar bald den Irrthum, stürzte hin, forderte die Medizin zurück — zu spät! Das Kind war bereits todt. Alles fiel nun über mich her, die Superklugen, die Superdummen. Ich lag wie ein schweißbedecktes Pferd am Boden, auf jede meiner Poren kam eine Bremse; Lust und Kraft, mich wieder zu erheben, waren verloren; ich erlag den edlen Bestrebungen meiner christlichen Nebenmenschen. Zwar war meine Frau bis zum Minister gelaufen und hatte ihm unter tausend Thränen vorgestellt, daß er selbst nicht im Stande gewesen sein würde, eine solche „Pfote", wie sie die Handschrift des Arztes in der Verzweiflung getauft hatte, zu enträthseln, und daß solches Gekrakel ganz dazu angethan sei, einen Unschuldigen an den Galgen zu bringen, aber sie hatte doch nur das Anerkenntniß mildernder Umstände erlangt. Was weiter? Erlauben Sie, daß ich die nächste Pfütze meines grundlosen Lebensweges überspringe. Ich kam total herunter und mußte das mit geborgtem Gelde Erworbene wieder von mir geben, wie ein Wallfisch das Wasser. Es machten sich Menschen jenes Schlages an mich, die von dem Grundsatze ausgehen, der Verzweifelte müsse zu jeder Schlechtigkeit bereit sein, wenn sie ihn nur in eine äußerlich

bessere Lage zu versetzen vermag. Das Gewissen hat natürlich dabei faccia in terra zu machen. Doch meines lag trotz allem Elende noch nicht auf der Nase. Jene zwei Erbärmlichen, die mich mit Teufelskünsten zu umgarnen strebten, hatten von anderen Leuten, oder, wie sie behaupteten, von einstigen Studiengenossen von mir gehört, ich habe früher selbst dem Studium der Medizin obgelegen (es war nicht ganz unwahr, insofern ich auf der Universität einige medizinische Collegia besucht, ja sogar dem anatomischen Theater Visiten abgestattet hatte) und sei daher zeitweise in den Fehler verfallen, die Rezepte nach meinem Belieben oder Besserwissen abzuändern, so auch das unselige, welches den Tod des Kindes nach sich gezogen hatte. Der Teufel und seine Höllengeister mögen wissen, welcher meiner Feinde das Märchen zur Welt gebracht, so viel ist gewiß, daß dasselbe jene Schlechten, wie der Muttermord die Erinnyen an Oreste's Fersen, an meine Sohlen heftete. Ich war in ihren Augen der Arzt, welcher bereitwillig sterben lassen würde, was nicht leben soll. Sie beabsichtigten nämlich, eine geheimnißvolle Anstalt für junge Damen zu gründen, „welche Ursache haben, sich einige Zeit von der Welt zurückzuziehen". Liebevolle Pflege, treue ärztliche Behandlung, strengste Diskretion wurde in diesem „Weltwinkel", wohin kein neugieriger Blick dringen sollte, zugesichert. Mir hatte man die Stelle des liebevollen Sensenmannes zugedacht, welcher für den Fall, daß es gewünscht würde, verschwinden lassen sollte, was der Welt nicht sichtbar werden durfte. Die Männer, d. h. die Mordgesellen, kamen mehrmals zu mir und schmeichelten mir ganz außerordentlich. Noch ahnte ich nicht, um was es sich eigentlich handele. Meine Frau fand seltsamer Weise durchaus keinen Geschmack an den Herren, trotz der lachenden Perspektiven, die sie uns eröffneten. Als ich ihnen unumwunden erklärt hatte, ich sei eben so wenig Arzt als Scharfrichter, ich sei nichts als ein wohlgelernter Apotheker, der anderthalb Jahr auf der Universität den pharmazeutischen Wissenschaften obgelegen habe, stutzten sie allerdings und verließen uns schnell, kamen jedoch bald zurück und verlangten meine Unterstützung bei Errichtung einer mit dem geheimnißvollen Institute in Verbindung zu setzenden Apotheke. Dazu glaubte ich gern

die Hand bieten zu dürfen. Man legte mir eine Art Kontrakt vor, ich las ihn, fand nichts Bedenkliches dabei und war im Begriffe, ihn zu unterschreiben, als meine Frau mich so tüchtig auf mein vollkommenstes Hühnerauge trat, daß ich hätte laut aufschreien mögen. „Bedenke doch", sprach sie laut und mit nachdrücklicher Betonung, „daß Du dem Besitzer der chemischen Fabrik drüben an der Brücke Dein Wort gegeben hast, seinen ersten Laboranten, der erkrankt ist, zu vertreten!" Und dabei erhielt ich noch einen, nicht minder sanften Tritt. Vor Schmerz ließ ich die Feder fallen, meine Frau hob sie auf und behielt sie in den Händen. Nun war ich gezwungen, ihr wenigstens vorläufig den Willen zu thun. Ich that es auch nicht ungern, denn sie hatte mich noch immer zur Hochachtung vor ihrer scharfen Beobachtungsgabe gezwungen, sie besaß die weibliche Zigeunerkunst, den Menschen, wie man zu sagen pflegt, bis in den Magen zu sehen, und wenn sie von Jemand sagte: „ich kann ihn nicht leiden", so konnte man darauf rechnen, daß an dem Subjekte nicht viel war. Als unsere dunklen Ehrenmänner uns mit der dringenden Bitte verlassen hatten, das Verhältniß zum Chemiker Martin, welches gar nicht bestand, schleunigst zu lösen, setzte ich mich aufs Autoritätenpferd und wollte meiner Frau die empfangenen mörderischen Fußtritte auf meine Hühneraugen mit moralischen vergelten. Doch sie ließ mich nicht einmal mit dem ersten Donnerwetter zu Ende kommen und rief: „Daß Du nichts merken würdest, das wußt' ich vorher. Hörtest Du nicht, daß mich einer der Herren, als Du unterschreiben solltest, nach einem Glas Wasser fortschickte? Meine forschenden Blicke waren ihnen im Wege. Ich ging, aber nur bis hinter den Vorhang dort, der die Küchenthüre verdeckt. Ich öffnete auch die Thüre und schloß sie wieder, damit man glauben solle, ich habe das Zimmer verlassen. Als das geschehen war, nahm einer der sauberen Herrn Dich am Arme, führte Dich näher ans Fenster und zeigte Dir eine Person auf der Straße, einen Menschen, von welchem eben die Rede gewesen sein sollte. Du guckteſt plump und dumm nach dem Vermeintlichen, ließest Dir noch ein Mal seine merkwürdige Biographie vorlügen, während der am Schreibtisch zurückgebliebene Seelenverkäufer das Papier, das Du soeben

gelesen, mit einem andern vertauschte, welches er aus der Brusttasche zog. Mein Verdacht war gerechtfertigt, er war es auch durch die spitzbübische Art, mit der die Verwechselung vorgenommen wurde. Solche Blicke wirft nur ein Galgenkandidat um sich, Blicke, die meinen alten grünen Vorhang vor der Küchenthüre durchbohren sollten. Aber so alt und schlecht der Lappen ist, er hielt um der guten Sache willen Stand. Ich öffnete nun wieder geräuschvoll die Thüre, als trät ich eben erst ein und näherte mich Dir, der sich mit Vergnügen betölpeln lassen wollte. Der Dich am Arme gehalten hatte, der Helfershelfer des ersten, zerstreute Dich durch eine angestrengt geführte Unterhaltung über eine neuerfundene Kropfsalbe und legte Dir dabei das vertauschte Papier vor, welches Du just im Begriffe warst, mit Deinem ehrlichen Namen zu veredeln, als ich mir Deine empfindlichste Fußzehe aussuchte, um wenigstens dieses Unglück zu verhüten." — So redete die Brave, vor deren Divinationsgabe ich aber erst dann vollständig den Hut zog, als sich die Polizei kurze Zeit darauf der beiden stillen Henkertalente angenommen hatte. Bis dahin bestritt ich noch immer die Inhaltsverschiedenheit des zweiten zu unterschreibenden Papieres und schalt meine Frau: die Schwarzseherin."

Auch zu jener Zeit, in welcher diese Geschichte spielt, gab es Geheimmittelfabrikanten, und an einen solchen gerieth jetzt auch unser Knirrsch. Die Art und Weise, wie man damals Reklame machte und die Welt an der Nase herumführte, ist von der heutigen nur wenig verschieden.

Hören wir nur Knirrsch darüber:

„Aber ist es nicht wahr, daß Niemand so sehr als der Apotheker sich Angesichts der großen Entdeckungen und Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, noch immer wie im 16. Jahrhundert fühlen muß, wenn er die bornirten Forderungen und Fragen, die oft von sehr gebildeten Menschen an ihn gestellt werden, resümirt? Ich bin überzeugt, daß die Apotheker nur deshalb so leicht zu sogenannten „Originalen" werden, weil sie doppellebig sind. Die Bornirtheit und der Aberglaube des Kaufpublikums versetzt uns in die graue Vorzeit und die

Fortschritte der Naturwissenschaften reißen uns fast über die Grenzen der Gegenwart hinaus. Daß das in Dampf verwandelte Wasser Lokomotiven, Schiffe und Maschinen aller Art treibt, wissen die Leute, aber von einem Reklame machenden Betrüger lassen sie sich mit Lilienwasser (eau de lis) den Teint bis zur Unheilbarkeit verqueckſilbern und glauben noch immer, daß ihr kranker Hund mit Graswasser aus der Apotheke zu kuriren sei. Ich gab auf die letzte Forderung nie was anders als aqua destillata, höchstens tiliae. Doch zurück zu meinem Blanchisseur, der seine Künste, wie gewöhnlich, mit nicht genug französischen Worten schmücken oder verunreinigen konnte. Und damit thun dergleichen Humbugisten unwollend der deutschen Sprache noch die größte Ehre an. Da hier zu Lande keine Mohren weiß zu waschen sind, so machten wir uns an graue Leinwand. Eine Zeit lang ging die Sache in Folge der ungeheuerlichsten Posaunenstöße, mit welchen wir die Spalten der Zeitungen erfüllt hatten, ganz gut. Mein Associé hatte sein Arkanum „Sonnenraub", rapine de sol getauft, und es gelang ihm, den Leuten damit auf einige Zeit den Verstand zu rauben. Weiter hatte er, wie sich später ergab, auch keinen Zweck gehabt. Ich mußte eine in der That höchst vulgäre Lauge brauen, und er mischte alsdann noch das unsterbliche Arkanum darunter, dessen Bekanntschaft auch mir vorenthalten blieb. Sicherlich war er, wie ich die Sache jetzt ansehe, ein betrogener Betrüger, denn von Chemie verstand er so viel wie sein Stiefelknecht. Nun, vorläufig bleichten wir flott darauf los. Ich war leidlich froh geworden und sang, indem ich auf unserm Bleichplane weit von der Stadt entfernt gelbe Kuhblumen pflückte: „Als ich auf meiner Bleiche ein Stückchen Garn begoß ꝛc." Als aber der „Sonnenraub" durchaus keine Anstalt machte, der Leinwand den dunkeln Teint in dem versprochenen Grade und so geschwind, als mein Associé großsprecherisch verheißen hatte, zu rauben, als wir keine größere Weißheit des Fadens erzielten, als die alte deutsche Sonne sie ohne jede andere Zuthat, als gemeines Wasser, fertig bringt, ergrimmte der „Mohrenbleicher" (wie ich meinen Verbündeten nannte) und verlangte, ich solle die Lauge schärfer bereiten. Ich entgegnete: „Dann zerfrißt sie die Lein-

wand." Er darauf: „Erfinden Sie einen Mittelweg. Meinetwegen mag die Leinwand bald brechen, wenn sie nur nicht gleich bricht, d. h. nicht, ehe wir sie an die Händler wieder abgeliefert haben." — „Dann sind wir Betrüger," rief ich mit flammenden Blicken. Er lachend: „Die ganze Geschäftswelt lebt vom Betruge. Handeln ist soviel als: Uebervortheilen, den Dümmern, Unwissenden betölpeln durch größere Pfiffigkeit. Ein Schwindler, der vom Betruge lebt, sind Sie auch als gewissenhaftester Apotheker, denn mundus vult decipi —" Ich ließ ihn nicht weiter reden, warf ihm den Topf mit der unsterblichen Lauge vor die Füße, daß sie ihm bis in die Nasenlöcher spritzte und rief: „Nun riechen Sie daran — mit einem Betrüger hab' ich nichts gemein." Er überhäufte mich mit Vorwürfen und behauptete, ich habe die Gründung eines selbständigen Bleichgeschäfts in petto, wozu ich mir schon eine Lauge mischen würde, wie er sie vorhin von mir verlangt habe, und wenn sie mehr als Leinwand fräße, und so weiter. Ich entgegnete mit Hohnlachen, er sollte sich nur aus der Sauce zu seinen Füßen mein göttliches Arkanum wieder herausfiltriren oder gehen und Steine klopfen. Ich würde dasselbe thun, denn ich wüßte keine bessere Lauge, wenigstens keine unschädlichere zu brauen, als die ihm bereits bekannte. Wir schieden. Nachmals hörte ich, er habe den Glauben an sein Arkanum dennoch nicht verloren, habe es in seinem Sinne verbessert und sich darauf gelegt, eitlen Damen die Gesichter zu bleichen, Sommersprossen, Leberflecke zu vertilgen und dergleichen mehr. Aber die beklagenswerthen, durch den schönen französischen Namen und prahlerische Annoncenirrlichter in den Sumpf des Betrugs verlockten Huldinnen hätten gleich die ersten kräftigen Bleichversuche (noch außer dem Vertrauen einflößenden hohen Preise, den sie vorher an den Blanchisseur hatten zahlen müssen) mit dem Verluste der Haut selbst gezahlt, und so habe ihm die Polizei unter dem verwünschenden Geschrei der armen Gehäuteten das Handwerk gelegt. Zuletzt war er Photograph geworden, jetzt der letzte Rettungsanker so vieler, die, was ihren eigentlichen Beruf betrifft, zwischen Himmel und Erde schweben. Mein „Mohrenbleicher" beabsichtigte vermuthlich die durch sein Arkanum ganz und gar um den Teint gekommenen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0070-6

Kundinnen durch idealisirte und glänzend retouchirte Bilder einigermaßen zu trösten."

Fachzeitschriften zum Inseriren von Stellenangeboten ꝛc. kannte man zu jener Zeit nicht, gar schwer wurde es deshalb später dem durch Krankheit beschäftigungslos gewordenen Knirrsch, Gelegenheit zum Verdienen zu bekommen. Er erzählt:

„Interimistische Stellungen fand ich endlich wieder, aber eben nur Flickstellungen. Hier flickte ich als Defektar, dort als Rezeptar, ja einmal war ich gar daran, den Stößern in's Handwerk zu pfuschen, doch diese Degradation wandte ein liebevoller Droguist von mir ab, der mich interimistisch in seiner Kräuterbude anstellte."

Und jetzt endlich rückt Knirrsch mit seiner Bewerbung um eine Stelle in Stielhalsens Apotheke hervor; er fährt fort:

„Jetzt aber — doch Sie errathen, was ich sagen will, geehrter Herr Kollege. Wohlan denn, Bresche geschossen! Können Sie mich verwenden? Mögen Sie mich empfehlen? Ich bin ehrlich gegen Sie gewesen, wie es Ihr ehrliches Gesicht und Ihre barmherzige Aufnahme verdienten. Können Sie das Kind und das Brechmittel verdauen? Die Unverschämtheit, ein höheres Wege- oder Reisegeld zu verlangen, ward in einem Anfall von Erschöpfung hervorgestottert, die schon an Unzurechnungsfähigkeit grenzte, so daß ich ohne nähere Bekanntschaft mit Ihnen garnicht mehr hätte wagen dürfen, die zweite Unverschämtheit, das heißt, die Frage nach einer Stellung bei Ihnen, vom Stapel laufen zu lassen."

Knirrsch blieb im Hause Stielhalsens und übernahm die Oberaufsicht über die Weinstube. So oft sich aber die Gäste des „alten Originals" als Unterhaltungsobjekt bemächtigen wollten, es war ihnen nie gelungen, denn Knirrsch fand keine Freude an der vom Wein angeregten Fröhlichkeit, die er nicht als die echte anerkannte.

Eines Tages gelingt es ihnen aber doch, ihn, als er Ziehbrunnen und Oskar in der Offizin eine wohlgesetzte Rede hält, zu belauschen und folgendes von ihm zu vernehmen:

„Meine Herren Ziehbrunnen und Oskar, es gab eine Zeit bei mir, wo ich innerliche Ringkämpfe aufführte, um nicht beim

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0071-2

Anblick der Narrheit und Weisheit dieser Welt alle Augenblicke auszurufen: Dreck! Verzeihen Sie, meine Herren, verzeihen Sie mir den braven natürlichen Ausdruck. Hier stolzte ein Parvenü vorüber, dort lorgnirte ein hochnasiges Adelfräulein, da kreischte eine Virtuosin oder Künstlerin: „Reklame ist Alles!" und ich brummte: Nein, das Ende ist — Dr—r—! Nun, Sie wissen, meine Herren, was ich damit sagen will. Ach und nun gar der Gelehrte dort mit dem rothen oder bunten Bändchen im allzulange leergebliebenen foramen! Ach die kleine, liebe Wunde da über dem Herzen, der rothe Schnitt, nur so schmal, wie eines Dolches Thorweg zum edlen Lebensquell, der holde Querschnitt, der nie heilt und nie heilen darf! Rothgefärbte Leichentuchfäden eines Seidenwurms, hindert wohlthätig das Verharschen der Wunde, welche der Welt im Frack und Schlafrock sichtbar bleiben muß, bis eben alles sich auflöst in Dr—r—r! Ja, Ihr Herren Staats-, Medizinal-, Hof-, Appellations-, Gerichts-, Kirchen-, Stadt- und Land-, fünften und sechsten Räthe am Staatswagen (wehe, wenn ich ein Rad vergessen habe!), dieser Nobis ist Euer cum laude aus allen Prüfungen hervorgegangener Kollega, vor welchem ganz allein ich einige Achtung habe, denn er sagt's doch gleich, worauf all sein Wissen, seine Heilmittel, seine Kuren beruhen und hinauslaufen!"

Große Menschenverachtung, sowie eine erstaunliche Lebensphilosophie sprechen aus diesen Worten!

Knirrsch bleibt bei allem Beifall, der ihm zu Theil wird, ruhig. Er ergreift ein Glas und spricht weiter, um uns in originellen großartigen Zügen ein Bild der pharmazeutischen Zukunft zu zeichnen, welches der Verfasserin alle Ehre macht und uns beweist, wie tief sie in den Geist der Pharmazie einzudringen verstanden hat.

„Ich sehe eine Riesenhand in die Offizin hineingreifen, spricht Knirrsch prophetisch, die Töpfe, Krüge, Gläser, Flaschen, Büchsen, Standgefäße mit einem Worte, schüttelt sie durcheinander, manche der ältesten wirft sie in die Winkel, die voces hybridas der Signaturen reißt sie herunter und klebt sie verdeutscht wieder auf, es klirrt, zerschellt, poltert, kracht, die Salben

werden, was sie sind und immer waren: gemeines Fett des Rindes und des Schweines; die Säfte, die Oele nennen sich bei ihren ursprünglichen Taufnamen, Pflaster, Pillen, Latwergen, Saturationen, Solutionen und alle die seit Aeonen aufgehäuften „onen" plaudern die Geheimnisse ihrer Herkunft, ihrer Zusammensetzung und Wirkung bis zur Unanständigkeit aus, alte Götzenbilder des Aberglaubens steigen kopfschüttelnd von ihren Thronen, Wasser wird Wasser, Zucker Zucker, die Riesenhand hat alle griechischen und küchenlateinischen Schleier gelüftet — — die von ihrer tausendjährigen Pagodenwürde erlösten gemeinen Wald- und Wiesenkräuter, Wurzeln und Sturzeln werden närrisch vor Freude über die ihnen wiedergegebene Natürlichkeit und tanzen ihre Nationaltänze in der offizinischen Stickluft, der Humbug wird kopfüber zum Tempel hinausgeworfen, die verschiedenen Pharmakopöen reiten auf Besen nach dem Blocksberge, es giebt nur noch eine, aber eine allgemein verständliche, die Gifte fahren unter bestialischem Gestanke zur Feueresse hinaus und helfen einem just im Fallen begriffenen Meteor die Welt noch einmal mit Entsetzen erfüllen — nur die Kosmetiques erklären sich in Permanenz, weil die Damen betrogen sein oder sterben wollen — dieser Greis, Ziehbrunnen, und jener Jüngling, Oskar, stehen feuerfest in der helllodernden Zerstörung des alten Faustspukes und Hexenschwindels, sie hören einen gellenden Pfiff, das Hokuspokus wird ausgepfiffen, die Gewerbefreiheit ist auch für die Apotheken angebrochen und wer die neue Ordnung der Dinge, die Aufklärung und die Erlösung vom Aberglauben für Profanation hält, der mag sich auf dem Kräuterboden oder im Laboratorio am alten lieben Zopf erhängen. Wir aber fürchten den Tag nicht, der die Apotheker zu Kaufleuten macht und den pharmazeutischen Spuk- und Heiligenschleier in die alte Wäsche wirft. Wir sagen selbst, daß wir am wenigsten glaubten, was wir lehrten, muthig, freudig treten wir Merkur entgegen, um ihn auch in lebensfähiger, ungiftiger Gestalt kennen zu lernen, ihn, der ja auch der Gott der freien Künste, der Eloquenz und der Spitzbuben des Glücks ist. Wir rufen selbst: Fort mit dem alten Plunder, fort mit den küchenlateinischen Rezepten und Signaturen, die in mancher

Mitternachtsstunde schon schwer auslegbar waren, fort mit allem Fremdwörterversteckenspiel, das Irrthümer und Unheil stiftete, fort mit dem Perrückenstaub und Charlatanismus! Zukunftsfroh stürzen wir uns in das Weltmeer des Handels mit seinen zahllosen glücklichen Schwimmern, nachdem wir solange über dem Abgrunde peinlichster Verantwortlichkeit schwebten. Meine Herren, es lebe der Handel mit den Mitteln zum Leben, nicht mit denen zum Sterben, ist auch das Facit hier wie dort: Dr—r—r!"

Ziehbrunnen verdutzt, Oskar begeistert, sahen sich sammt Knirrsch von den Gästen der Weinstube jubilirend umringt und genöthigt, in dieselbe einzutreten. Knirrsch's Sträuben erwies sich vergeblich, er war der Held des Tages. Man ließ die neue Zeit, die aufgeklärte Zukunft leben, man rief den alten Nobis herbei, er empfing von den Angeheiterten den Ritterschlag zum Doctor stercoris und eine Adresse an Stielhals wurde entworfen: Knirrsch als Präsident der Weinstube auf Lebenszeit einzusetzen.

Und was sein Geist vorausgeahnt, ist es nicht zum Theil schon heute zur Wirklichkeit geworden? Ist das Küchenlatein, wenn auch nicht der Schilder unserer Standgefäße, so doch der Pharmakopoe, wollte sagen des „Deutschen Arzneibuches" nicht bereits zum Dr— — pardon! zum alten Gerümpel geworfen? Und wer vermöchte zu sagen, was uns die Zukunft noch bringen wird?

Ehe wir von unsern Originalen Abschied nehmen, lassen wir Stielhals noch einmal zu Worte kommen, um von ihm zu vernehmen, wie er sich selbst und Knirrsch beurtheilt:

„Wir haben in unsern Expektorationen viel Aehnliches. Es ist natürlich, wir sind beide denkende, zur skeptischen Untersuchung geneigte Menschen. Wir wurden Apotheker, d. h. ein Zwitterding zwischen Gelehrten und Handelsmann, und bekamen etwas Wunderliches, denn wir glaubten uns zu etwas Höherem berufen und durften es doch nicht erreichen. . . ."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0074-9

VII. Ein Apotheker-Sonderling.

So betitelt Herr Apotheker A. Eilers, s. Z. in Wallhausen wohnhaft, eine in der „Pharmazeutischen Zeitung" (1889, Nr. 46) „nach der Wirklichkeit erzählte" Charakterschilderung, die ebenso gut den Titel haben könnte: „Ein Apotheker, wie er nicht sein soll."

Nach unseren Erkundigungen an durchaus maßgebender Stelle hat ein so geschildertes Unikum von Apotheker thatsächlich existirt. Eilers führt uns einen Fachgenossen des, sage und schreibe, 19. Jahrhunderts vor, wie er in seiner Absonderlichkeit und Pflichtvergessenheit in der Vergangenheit und Gegenwart vergeblich seines Gleichen sucht und wohl nie wieder hinter dem Rezeptirtisch der Offizin zu finden sein wird. Ich gebe die Erzählung in Folgendem ohne jeglichen Kommentar wieder:

„Weit ab von dem lärmenden Getriebe der Großstädte liegt im Herzen Thüringens ein Oertchen, halb Dorf, halb Stadt, ein sog. Marktflecken, einer jener glücklichen Orte, in deren bestem Gasthofe man noch für je 50 Pf. nächtigen und zu Mittag speisen kann. Weithin durch die wald- und baumlose Ebene schimmert im Sonnenglanze der blendend weiße Kirchthurm, ein freiherrliches Schloß mit reizendem kleinen Parke bildet die Zierde des Ortes, und rings um den Ort herum duftet es im Hochsommer von Pfefferminze, Alant, Baldrian und anderen in Mengen hier angebauten Arzneipflanzen. Still und friedlich liegt der von fleißigen Landwirthen und Arbeitern bewohnte Ort da, nur die am Flecken nach Bedarf haltende Sekundärbahn, im Volksmunde die Pfefferminzbahn genannt, bringt hin und wieder etwas Abwechselung."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0075-4

„An der Hauptstraße des Ortes, nahe dem freiherrlichen Parke, liegt ein schmuckes, stattliches Haus, die Apotheke, vor einem Jahrzehnt weithin durch alle Dörfer und Landstädte der Gegend ob ihres merkwürdigen Inhabers bekannt, besprochen und auch wohl aufgesucht."

„Zu jener Zeit sah freilich das Gebäude nicht so freundlich und sauber aus wie heute; durch die zerlöcherten Dachrinnen sickerte auf ungewöhnlichen Pfaden der Regen herab, durch die zum Theil zerbrochenen Fensterscheiben wehte der Wind, von den Wänden bröckelte der Kalk in großen Stücken herunter, durch die klaffenden Lücken des verfallenden Thorwegs wanderten die nachbarlichen Hühner und Katzen auf den verwilderten Apothekenhof, das morsche Geländer aber vor dem Haupteingang zur Apotheke beknabberten und fraßen die vor dem Hause haltenden Kühe und Pferde."

„An der Giebelseite des Gebäudes, der Fahrstraße zugewandt, prangte in wunderbar verschnörkelten, kaum entzifferbaren, großen gothischen Buchstaben, wie man sie bisweilen auf uralten Handschriften vorfindet, das Wort „Apotheke", von dem Besitzer selbst mit Absicht so unleserlich aufgezeichnet, damit vorbeikommende Fremde durch die auf das Entziffern der Inschrift verwandte ungewöhnliche Mühe stärker und dauernder daran erinnert würden, daß sie hier ihre Arzneibedürfnisse befriedigen könnten."

„Der damalige Besitzer gehörte zu jener Klasse von Menschen, die man Sonderlinge nennt und die nach Behauptung vieler Statistiker immer seltener werden. Lange vor jener Zeit, da in Folge der Ereignisse von 1866 auch in den mitteldeutschen Staaten erhöhte wissenschaftliche Ansprüche an den Apothekerstand gestellt wurden, hatte er als Sohn eines kleinen Handwerkers und mit einer dürftigen Schulbildung ausgerüstet sich dem Apothekerfach zugewandt. In einem bekannten Städtchen des Thüringer Waldes, von wo noch heute zahlreiche „Balsamträger" mit erlaubten und unerlaubten Dingen weithin das Land überschwemmen, trat er in die Lehre und brachte es in der geringen freien Zeit, die ihm sein Beruf ließ, durch ganz außerordentlichen Fleiß dahin, daß er außer in den Fachwissenschaften auch

im Englischen, Französischen und Spanischen umfassende Kenntnisse sich erworben hatte, die er als Gehülfe noch erweiterte und sehr bald Gelegenheit hatte zu verwerthen."

„Nach einigen Gehülfenjahren nämlich trieb ihn sein unruhiger abenteuernder Sinn hinaus in das Land der Freiheit, nach Nordamerika, wo er zuerst in den Apotheken sich beschäftigte, dann aber am Sezessionskriege als Hülfschirurg auf nördlicher Seite Antheil nahm. Mit Hülfe seiner Ersparnisse bezog er nach Beendigung des Krieges eine amerikanische Universität, bestand die ärztliche Prüfung und war bald Arzt, bald Apothekergehülfe, bald ein in den wilderen westlichen Staaten umherziehender Arzneihändler (Pedlar genannt), bis er ein Vermögen von etwa 10000 M. erworben hatte, mit dem er nach Deutschland zurückkehrte, um sich wieder seinem alten Berufe zuzuwenden. In Braunschweig und Jena bereitete er sich mit großem Eifer zur Staatsprüfung vor und bestand sie gut an letzterem Orte."

„Kurz darauf kam die am Eingange erwähnte thüringische Apotheke zum gerichtlichen Verkaufe, und da er der einzige Bieter war, erwarb er sie für den geringen Preis von 2800 Thalern. Die auf einen Bezirk von etwa 4000 Seelen angewiesene Apotheke war in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts gegründet und hatte mit Hülfe eines schwunghaften Materialwaaren- und Kräuterhandels ihren Mann gut genährt und zu Wohlstand gebracht, war dann aber unter einem anderen Besitzer, der sie für 13000 Thaler erworben hatte, durch ungünstige Zeitverhältnisse, großen Wettbewerb bei geringem Nutzen in den Nebengeschäften, sowie durch den Wegzug des Arztes so zurückgegangen, daß sie gerichtlich verkauft werden mußte."

„Der neue Käufer, unser Amerikaner, richtete sich nun, so gut es mit den ihm verbliebenen Mitteln gehen wollte, in dem etwas verwahrlosten Besitzthum ein. Sein Haus- und Zimmergeräth war urväterlich einfach, am Hause machte er nur die allernothwendigsten Ausbesserungen und, nach amerikanischer Urwaldsitte, eigenhändig."

„Sein nächstes Bedürfniß, das Heranziehen eines tüchtigen Arztes, ließ er völlig außer Augen; Kranke, die von den umwohnenden Aerzten nicht behandelt wurden, nahm er selbst in

Pflege, er glaubte sich bei dieser Handlungsweise besser zu stehen, als wenn ein Arzt am Orte wäre."

„In dem Pfeifenklub des Ortes, wo die „Honoratioren", der Pfarrer, Lehrer, Postverwalter und die Beamten des Rittergutes nach des Tages Last und Hitze bei einem guten Glas thüringer Bier und einer Pfeife leichten Tabaks bisweilen zusammenkamen und die Mängel aller irdischen Einrichtungen beleuchteten, war der weitgereiste Amerikaner anfänglich eine gern gesehene Persönlichkeit, später aber machten ihn die Urwüchsigkeit seines Aeußeren und seines Auftretens für diese gemüthliche Vereinigung unmöglich. Mehr und mehr zog er sich nun in sich selbst zurück, sein alleiniger Gesellschafter, Gehülfe und Diener."

„Wie aber nach Griesinger in der Gefangenschaft, zumal in der Einzelhaft, viele der geistigen Gesundheit gefährliche Einflüsse, als schlechte Nahrung und Luft, Mangel an Bewegung, fehlende Aussprache und Konzentration des Geistes auf wenige Gedankenkreise zur gleichzeitigen schädlichen Einwirkung gelangen, so ist auch ein ähnlich lebender Landapotheker gleichen Gefahren ausgesetzt und noch um so mehr, da die mit starken und reizenden Gerüchen aller Art gesättigte Luft der Apothekenräume in hohem Grade schädlich auf empfindliche Nerven einwirkt. Auch unser Held, der durch die frühere übermäßige geistige Anstrengung und durch das regellose abenteuernde Leben absonderlich sich entwickelt hatte, wurde bei seiner jetzigen ungesunden Lebensweise täglich wunderlicher und verlor immer mehr den Zusammenhang mit seinen Mitmenschen und das Verständniß für die treibenden Kräfte der ihn umgebenden Welt."

„Stundenlang und tagelang brütete er über schwer zu lösenden Fragen, wie über der künstlichen Darstellung des Chinins und der Diamanten, der Erfindung lenkbarer Flugmaschinen und der Ersetzung des Kohlenstoffes durch einen anderen Brennstoff, wovon er sich Ansehen, Ehre und Glück versprach, und immer näher glaubte er sich der endlichen Lösung dieser Aufgaben."

„Dabei aber wurden seine wirklichen Einkünfte täglich geringer, sein ärztliches Heilverfahren, wie beispielsweise das Be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0078-1

schneiden eines aufgerissenen Daumens mit einer ungewöhnlich großen, ungereinigten Rezepturscheere und Zusammennähen der Wundränder mit Rezepturbindfaden, war selbst der Landbevölkerung zu amerikanisch; in seinem Reis und Zucker fanden die Käufer zahlreiche Spuren der bekannten niedlichen Nagethiere und immer geringer an Güte wurden seine Arzneimittel. Um seine Einkünfte zu heben, schaffte er sich ein hochbetagtes billiges Pferd an, das er gegen Entgelt an Fuhrleute und Landwirthe verlieh, früh nach dem Morgengrauen auch wohl selbst zu einem Erholungsritte benutzte. Da er es jedoch eines Abends gar zu kärglich gefüttert hatte, fraß das Pferd einen beträchtlichen Theil des vom Apotheker nach amerikanischer Weise selbst erbauten Strohstalles auf, so daß es am folgenden Morgen fröhlich wiehernd, bis an die Beine daraus hervorragte."

„Schweine, die er, gleichfalls um sein Einkommen zu bessern, selbst mästete, brachte er selten über 40 bis 50 Pfund hinaus, nur eine milchspendende Ziege warf ihm dauernd großen Nutzen ab, er nahm es ihr deshalb auch nicht übel, daß sie ihm durch alle Räume, selbst in den Verkaufsraum, zu folgen pflegte."

„In der ersten flotten Geschäftszeit hatte er sich an der Rückseite des Hauses einen Söller von Holz erbauen lassen, auf dem er an schönen Sommertagen, gekleidet in seine ehemalige amerikanische Uniform, blaue Tabakswolken von sich blasend, hin und her wanderte und vergangener Zeiten gedachte. Da der Söller jedoch ungetheert und ohne Bedachung allen Unbilden des Wetters ausgesetzt war, so wurde das Betreten desselben schon nach wenigen Jahren lebensgefährlich, bis er später mehr und mehr ein ruinenhaftes Aussehen erlangte, was aber den Besitzer von Spaziergängen darauf nicht abhielt."

„Ruinenhafter wurde auch das Gebäude, die Zahl der zerbrochenen Fensterscheiben mehrte sich, der Kalk fiel in großen Stücken von den Außenwänden herab, durch die undichten Dachziegel und -Rinnen sickerte das Wasser; im Innern des Hauses schloß fast keine Thür mehr, verräuchert und verstaubt waren die Decken und Wände, schlecht gereinigt die Oefen, die ehemalige Grundfarbe der Tapeten war nicht mehr erkennbar. Die Fenstervorhänge befanden sich in voller Auflösung, auf den dürftigen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0079-0

Zimmergeräthen lagen in trauter Eintracht Bücher, Kochtöpfe, Waschbecken mit stets schmutzigem Wasser, Stiefel und Stiefelschmiere, Kämme und Bürsten; in allen Räumlichkeiten wimmelte es von Mäusen, sowie von Flöhen und sonstigen Insekten, selbst zwischen den Gestellen und Büchsen der Apotheke tummelten sich die kleinen Grauschwänze umher."

„Mitten in diesem Wirrwarr hauste noch immer ohne jegliche menschliche Gesellschaft der wunderliche Amerikaner, selbst das Mittagessen bereitete er sich nach einem vereinfachten Verfahren eigenhändig: eine Woche gab es Bohnen mit Kartoffeln und Schweinefleisch, die andere Kohlrüben mit Kartoffeln und Speck, Sonntags frisch, an den Wochentagen aufgewärmt. Durch die mangelhafte Ernährung und Lebensweise des Apothekers wurde sein Aussehen immer mumienhafter, eine blaue buntfleckige Schürze umgethan, mit abgerissenen Kleidern, grauer Leibwäsche und festgebundenen Schuhsohlen ging er seiner Beschäftigung in der Apotheke nach oder brütete über den vorerwähnten Problemen, im Ganzen mit sich und seinem Dasein zufrieden. Den vollständigen Rückgang seines Geschäftes schrieb er nicht seiner Nachlässigkeit und Unordnung, sondern seinen Feinden im Orte zu, doch immerhin brauchte er deshalb nicht zu verzagen."

„Da die Apotheke sein schuldenfreies Besitzthum war, so kannte er die Sorgen so vieler kleiner Landapotheker und die halbjährlichen Hypothekenzinsen nur vom Hörensagen; seinen geringen Bedarf an Waaren bestritt er gegen baar aus den benachbarten Apotheken und Drogenhandlungen, die er nach dem Heimgange des altersschwachen Gaules mit Hülfe eines billig erworbenen Dreirades mitten in der Nacht aufsuchte; mußte er nothwendig einmal am Tage fort, so schrieb er an die Apothekenthür: „Ich bin bis . . . Uhr nicht zu Hause"."

„War auch sein ganzes Geschäft auf den Verkauf von Cigarren, weniger Pflaster und Salben, einer in der That vorzüglichen Stiefelwichse und auf die ärztliche Behandlung einzelner Arbeiter, die mit Kartoffeln, Brot und anderen Naturerzeugnissen bezahlten, herabgesunken, für eine Pfeife Tabak und seine sonstigen bescheidenen Bedürfnisse genügte der Reinertrag noch immer; wäre es nach ihm gegangen, so würde er in derselben Weise

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0080-1

ruhig das Ende des neunzehnten und wenn möglich auch des zwanzigsten Jahrhunderts erlebt haben."

„Doch in dem Jahrhundert des Dampfes und der Elektrizität, in dem Zeitalter eines Bismarck und Moltke hat die Ansicht Calderon's, daß das Leben ein Traum sei, nur noch geringen wirklichen Hintergrund; unser an dem Heiligsten rüttelndes Zeitalter hat die Ansicht vergangener Jahrhunderte, daß das Amt um des Beamten willen da ist, längst zerstört. Auch den wunderlichen Apotheker scheuchte endlich die grausame Wirklichkeit gründlich aus seiner Traumwelt auf."

„Immer schon hatten die Revisionen dieser Apotheke eine große Menge von Erinnerungen und Rügen zu Tage gefördert, doch der gütige Sinn der Landesregierung hatte bislang zu einem einschneidenden Vorgehen sich nicht entschließen können; erst auf eine von zahlreichen Bewohnern des Bezirks an die Behörde gerichtete Bittschrift hin trat eine entscheidende Wendung ein."

„Eine plötzlich angeordnete gründliche Prüfung im Jahre 1882, bei der in Abwesenheit des Apothekers das Haus vom Schlosser geöffnet wurde (späterhin erschien der überraschte Besitzer), ergab einen Befund, wie er wohl noch nie in diesem Jahrhundert in einer deutschen Apotheke gemacht worden ist."

„Die Kräuter und Pflanzenpulver waren zumeist verdorben und geruchlos, die Chemikalien zum großen Theil unrein, die Extrakte verschimmelt, die Tinkturen eingetrocknet, die nothwendigsten Arzneiwaaren in höchst geringer Menge vorhanden, destillirtes Wasser fehlte gänzlich, dagegen fand sich ein ungewöhnlich großer Vorrath von Wichse. Die meisten Sorten von Arzneigläsern und Kruken, ebenso kleinere Gewichte von einem halben Gramm abwärts fehlten, an Stelle der Reagensgläser fand sich eine unten mit Siegellack zugeschmolzene Röhre einer Glasspritze, die eisernen Spatel, Mörser und sonstigen Geräthschaften waren verrostet, die Messing- und Kupfergefäße vergrünspant, die Seihetücher und Siebe zerlöchert, die Porzellanmörser unbrauchbar. Die Gestelle, die Büchsen, Flaschen und sonstigen Arzneibehälter waren innen und außen mit langjährigen Schmutzschichten überzogen, Staub- und Schmutzhaufen lagen in allen Räumlichkeiten und in allen Ecken."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0081-7

„Die Apotheke wurde polizeilich geschlossen und da auch eine Nachprüfung denselben Befund ergab, so wurde dem Besitzer unter Androhung der Entziehung des Privilegiums der Verkauf der Apotheke aufgetragen. Ein junger rühriger Fachgenosse zog ein und zugleich ließ sich ein tüchtiger Arzt im Orte nieder; große Mengen von Giftweizen und Insektenpulver kamen zur Anwendung, ein Strom von Wasser und Seife ergoß sich durch alle Zimmer des Gebäudes, Maurer, Tischler und sonstige Handwerker und Arbeiter hantirten wochenlang in und am Hause, das Ruinenhafte verschwand und neu verjüngt erstand die Apotheke in dem freundlichen thüringischen Marktflecken."

„Der alte wunderliche Herr konnte in Folge des ziemlich hohen Verkaufes seiner Apotheke nunmehr ausschließlich seinen erwähnten Aufgaben sich widmen, doch jetzt fand er nicht mehr die Lust dazu; mit unwiderstehlicher Kraft zog es ihn zurück nach dem Lande seiner Jugend, dem freien Amerika, wo er, um mehr Geld zu erwerben, in St. Louis in eine Apotheke trat und bald darauf (1885) dem gelben Fieber erlag." —

„Die großen Ereignisse, an denen unsere Zeit so überreich ist, erfüllen auch den Sinn des einfachen Mannes mit immer neuen Eindrücken, wichtige Erlebnisse verschwinden aus dem Gedächtnisse, aber in späten Jahrzehnten noch wird man in dem friedlichen thüringischen Oertchen und in der ganzen Umgegend von dem wunderlichen amerikanischen Apotheker sich erzählen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0082-3

VIII. Etwas Kulturhistorisches.

Wer von den verehrten Herren Kollegen kennte nicht Meißner Porzellan, wie viele von ihnen aber könnten mir etwas Genaueres über den Apothekerlehrling Johann Friedrich Böttger berichten? Und doch gehört eines so gut zum Anderen wie Gutenberg zur Buchdruckerkunst und Berthold Schwarz zum verderbenbringenden Schießpulver.

Interessanten Aufschluß über den Erfinder des Meißner Porzellans, den „dummen Jungen von Meißen", wie er auch irgendwo genannt wird, giebt uns eine kulturhistorische Skizze in einer Zeitung, deren Titel ich leider nicht verrathen kann, da mir nur eben dieser Ausschnitt zur Hand ist.

L. Otto, der Verfasser des Artikels, verbreitet sich zunächst im Allgemeinen über die Porzellan-Manufaktur, sowie die Albrechtsburg in Meißen und kommt dann auf die erste Theekanne von Meißner Porzellan sowie auf Johann Friedrich Böttger zu sprechen.

Unser Apothekerlehrling, der sich auch mit Alchemie beschäftigte, hat allerdings das Goldmachen nicht erfunden; trotz alledem aber war er eine sehr gewichtige Persönlichkeit geworden, die man mehr hütete als Gold, ja sogar in strengem Gewahrsam hielt, um sich seiner und seiner Kunst zu versichern.

Hatte da eines Tages, Gott weiß aus welchem Grunde, unser Böttger seinem Prinzipal, dem Apotheker Köpke in Berlin, versichert, daß er Gold im Schmelztiegel hervorrufen könne, und war dann, als ihn sein Lehrherr nicht entlassen wollte, bis er eine Probe davon abgelegt, bei Nacht und Nebel entflohen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0083-8

Ueber die weiteren Schicksale Böttger's wird nun Folgendes berichtet:

„Auf des Apothekers Klage ließ der König von Preußen Böttger steckbrieflich verfolgen; auch der preußische Staat wünschte sich wohl einen solchen Mann, seine Fonds zu vermehren! Böttger war lange versteckt in Berlin und floh dann 1704 in das damals noch sächsische Wittenberg. Der Kommandant desselben, Kystel, verweigerte seine Auslieferung und berichtete über den merkwürdigen Mann an den sächsischen Hof. Wie hätte nicht auch dessen Fürst, August II., der ja Kurfürst von Sachsen und König von Polen zugleich war, einen Goldmacher willkommen heißen sollen! Der Kammerrath von Zschirnhausen, der ein Laboratorium im Hause des Fürsten Egon von Fürstenberg in Dresden inne hatte, nahm Böttger mit zu sich. Dieser behauptete, wenn er den richtigen Schmelztiegel habe, werde es ihm gewiß gelingen, ein Theil Silber in 180 Theile Gold zu verwandeln, ja er setzte sogar seinen Kopf zum Pfande. Man behandelte ihn darum wie einen Gefangenen. Alles Mißglücken, das Pulver zum Legiren zu bringen, schob er auf die Schmelztiegel und verlangte andere Erdarten; darunter befand sich eine braune Thonerde aus der Gegend Okrilla bei Meißen — und die hieraus gebrannten Schmelztiegel lieferten ein herrliches, braunes Porzellan von Glanz und Festigkeit."

Mit dem Goldmachen schien es nun allerdings nichts zu sein, aber die nach diesem edlen Metall dürstenden Finanziers des Kurfürsten meinten mit klügerer Berechnung: „Wenn in diesen Gefäßen auch kein Gold entsteht, kann es nicht durch sie gewonnen werden?" Und sie hatten den Nagel auf den Kopf getroffen.

„Jedenfalls", berichtet der Verfasser, „war jetzt Böttger eine so wichtige Person, die man nicht von sich lassen durfte. Sich allein durch Belohnungen, Ehrentitel und fürstliche Huld seiner zu versichern, hielt man nicht für genügend, — in aller Stille wurde er nach Meißen transportirt und 1705 in der kurfürstlichen Albrechtsburg ein Laboratorium für ihn eingerichtet. Ebenso ließ man bei Nacht und Nebel fünf Hüttenarbeiter und einen Maurer daselbst aufheben und auch nach Meißen bringen . . . . ." ꝛc.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0084-4

Es wurden nun dort Oefen und Herde gebaut und Schmelzarbeiten ausgeführt. Man bediente sich sogar dabei großer Brennspiegel, wenn die Witterung günstig war. „Die Sonne selbst mußte mithelfen."

Das ging so lange, bis 1706 die Schweden in Sachsen einfielen. Trotz des Wirrwarrs jener Zeit dachte man an unseren früheren Apothekerlehrling, „man hielt Böttger und seine Kunst in Meißen nicht mehr sicher".

„So ward er denn", erzählt der Biograph weiter, „wieder bei Nacht und Nebel dort aufgehoben und auf die Festung Königstein gebracht, dann 1707 nach Dresden. Böttger konnte dort auf der Venus-Bastion der Brühl'schen Terrasse größere Oefen bauen und mehr Arbeiter annehmen. In den größten Oefen brannte das Gluthfeuer fünf Tage und fünf Nächte, während welcher Zeit der Erfinder nicht von der Stelle kam. Er entfernte sich keinen Augenblick aus der Nähe des Ofens und gönnte sich kaum die zur Erhaltung seiner Arbeitskraft nöthige Ruhe. Oft fuhr er aus dem Schlafe empor, geängstigt, daß etwas mißglücken oder von den Anderen vernachlässigt werden könne. Aber — der Brand gerieth!"

Wie weit Böttger es in seiner Kunst gebracht hatte und wie sicher er derselben war, zeigt uns ein Vorkommniß bei einem Besuche König August's.

„Als sich der nächste Brand seinem Ende näherte", lesen wir, „erschien der König selbst mit dem Fürsten von Fürstenberg in dem Lokale. Da ließ Böttger den Ofen öffnen, eine Kapsel zur Probe herausnehmen, er sprengte sie und warf die darin befindliche glühendheiße, wohlgeformte Thonkanne in ein Gefäß mit kaltem Wasser — sie zersprang nicht —, er gab sie dann dem Könige selbst in die Hand, und dieser war so erfreut von der gelungenen Arbeit, daß er erklärte, diese Kanne sogleich zu seinem Hausgebrauch mitnehmen zu wollen."

Daß dieser „Hausgebrauch" darin bestand, daß er die Kanne seiner Maitresse, der Gräfin Cosel, schenkte, sei nur nebenher bemerkt.

Indeß Böttger strebte weiter und sann auf Vervollkommnung seiner Kunst:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0085-0

„Bisher hatte Böttger nur braunrothes Porzellan verfertigt, welches den Geruch der Speisen annahm, zuweilen diesen auch einen widrigen Geschmack mittheilte. Es war aber demungeachtet sehr hoch geschätzt, so daß der König von Preußen noch 1730 an der Tafel des Königs von Polen und Sachsen bei dem berühmten Lustlager in Zeithain, wo man verschiedene derartige Geschirre auf die luxuriöse Tafel gesetzt hatte, lächelnd zum König August sagte: „Der heillose Apothekerbursche hätte auch in meinem Berlin bleiben können, das braune Zeug ist besser, als ich es mir imaginirt".“

Und nun erfand Böttger im Jahre 1709 das weiße Porzellan. (Der Bericht nennt zwar die Jahreszahl 1809, da Böttger aber kaum hundert Lebensjahre überschritten haben dürfte, müssen wir diese Angabe wohl auf Konto des Druckfehlerteufels setzen.)

„Man hatte Böttger zur Probe verschiedene in Sachsen gegrabene Thonerden gebracht und darunter auch solche aus der Gegend von Aue, einem kleinen Städtchen im sächsischen Erzgebirge, einer der ärmsten Gegenden Sachsens. Böttger nahm von dieser weißen Erde unter seine Mischung — und siehe da, das farbig gebrannte Porzellan zeigte ein strahlendes Weiß!“

Der König ließ nun in der Albrechtsburg zu Meißen eine Porzellanmanufaktur einrichten, aber, so wird berichtet, der Eifer Böttger's erlahmte und „sein unordentlicher Lebenswandel ließ die Manufaktur damals nicht zu schwunghaftem Betriebe gelangen".

Ob dies nun wirklich an der geringen Ordnungsliebe Böttger's oder an Anderem lag, wer will es heute entscheiden, zum mindesten kontrastirt diese Behauptung sehr mit den ersten Bemerkungen des Verfassers über Böttger's fünf Tage und Nächte lang anhaltende Ausdauer!

Wie dem auch sei, jedenfalls sollte in unserer Arbeit auch dieses Mannes gedacht werden, der, aus unserem Fache hervorgegangen, sich fürstliche Huld erwarb und der wohl Unmögliches gewollt, dafür aber Gutes geschaffen hat.

Böttger, für den man, um sich seiner zu versichern, „Belohnungen, Ehrentitel und fürstliche Huld nicht für genügend

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0086-5

hielt", wurde auf sein Gesuch 1718 mit Pension nach Dresden in den Ruhestand entlassen. Er starb daselbst im folgenden Jahre.

Anschließend an obige kleine Skizze sei eines anderen Kollegen Erwähnung gethan, dessen Biographie wir in den „Jugenderinnerungen Karl Friedrich von Klöder's, Leipzig 1874" finden.

Klöder hatte die Bekanntschaft des Hofapothekers Franke in Potsdam gemacht und entwirft uns von letzterem folgendes Charakterbild:

„Franke war ein höchst achtbarer Mensch, wenn auch mit vielen Sonderlichkeiten behaftet, die nicht überall mit Nachsicht aufgenommen wurden und mit denen er leicht anstieß. Im Besitze eines nicht unbedeutenden Vermögens und eines sehr einträglichen Geschäftes übte er große Wohlthätigkeit; dabei war er in seinem Fache ein sehr geschickter Mann, streng gewissenhaft und ohne Falsch. Er sagte Jedem, der es hören wollte, auch seinen Freunden, offen und unumwunden seine Herzensmeinung, die freilich oft stark genug war, da er die Menschen meist äußerst streng beurtheilte. Auf seine Handlungen aber hatte das keinen Einfluß. Dabei lebte er in schwärmerischen Ideen, glaubte an Geistererscheinungen und war durch und durch Swedenbergianer. Er war Freimaurer, hatte sich indeß von der Loge losgesagt. Obgleich mit der zweiten Frau verheirathet, war er doch ohne Kinder geblieben. Seine Bekanntschaft ist mir in mehr als einer Beziehung von Werth gewesen. . . ."

„Der Hofapotheker Franke redete mir zu, mit ihm und dem Rektor M. aus Jüterbogk eine Reise nach dem Harze zu machen. Ich hatte noch keine Gebirge gesehen und war deshalb gern dazu erbötig, da Franke für jeden seiner Reisegefährten 50 Thlr. als Reisebeitrag erlegte. M. hätte sich auch zu 1000 Thlr. verstanden, denn er zahlte das eine so wenig wie das andere. Er war ein seltsamer Mann, klein und mager . . . . . und that am liebsten nichts. Er hatte früher in Potsdam gelebt, Franke hatte an ihm und seiner Familie viel gethan und noch jetzt kam er ihm theuer zu stehen. Obgleich Franke die Fehler des M. sehr gut kannte, die dieser auch gar

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0087-1

nicht leugnete, so zog er seine Hand doch nicht von ihm ab. Er meinte, das Beste sei, seine Fehler so genau zu kennen; schlimm sei es nur, daß er sie nicht ablegen wolle, und M. versicherte ihm dann, daß dazu gar keine Aussicht vorhanden sei, welche Aufrichtigkeit Franke wiederum hoch schätzte, aber sich die Aussicht doch nicht abstreiten ließ. Beide Leute bildeten mit einander den wunderlichsten Kontrast, zankten sich, ehe man es sich versah, und waren einander doch so unentbehrlich wie Don Quixote und Sancho Pansa. Der Eine jagte unaufhörlich Phantomen und Idealen nach, der Andere stand auf dem realen Boden der krassesten Wirklichkeit, liebte vor allem eine gute Tafel und — eine möglichst bequeme Gelegenheit, sich ihrer Wirkung zu entledigen, welche Gelegenheit ihm als der eigentliche Maßstab für die Güte der Haushaltung galt .... Die Gespräche beider: die schwärmerischen, hochfliegenden, wortreichen Ermahnungen zum Besserwerden des Einen, die kurzen, wenigen, prosaischen Zurückweisungen des Anderen, wobei doch keiner es mit seinem Gegner verderben wollte, waren überaus ergötzlich."

Summa Summarum: Ein höchst achtbarer Mensch, ein werthvoller Freund, ein sehr geschickter Mann, wohlthätig, streng gewissenhaft, aufrichtig, ohne Falsch — dieses echt deutsche Bild blickt uns immer noch traulich und anheimelnd entgegen, selbst wenn es von einer Reihe kleinerer „Sonderlichkeiten" umrahmt ist. Was ist vollkommen unter der Sonne und besonders bei dem Menschen, dem Ebenbilde Gottes? . . .

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0088-7

IX. Eine Meßfahrt nach Leipzig.

Wir schenken nun einigen in der Gartenlaube und sonstigen Journalen erschienenen kleineren Erzählungen über Angehörige des Pharmazeutenstandes keine weitere Aufmerksamkeit, da sie, wenigstens vom pharmazeutischen Standpunkte aus, des Interessanten wenig bieten, insbesondere die Figur des Apothekers in keiner Weise charakteristisch behandeln. Wir wenden uns vielmehr einer Erzählung zu, die zuerst in der Wiener „Presse“ erschien und später im 9. Jahrgange des „Freimüthigen“ abgedruckt wurde.

Es wird uns in derselben ein Fachgenosse vorgestellt, an dem wenig gute Eigenschaften zu finden sind, der sich vielmehr in seiner Sucht nach Geld zu wenig ehrenvollem Handeln verleiten läßt.

Wir machen die Bekanntschaft des Apothekers Kaspar Freund in Wittenberg, am frühen Morgen eines Lenztages, und zwar im — Bett, allwo er schon eine geraume Weile mit seiner Frau Liebsten plaudert. Er will nämlich zur Ostermesse nach Leipzig fahren und hat vorher noch viel zu bereden und zu ordnen.

„Damals“, — nämlich 1567 — erklärt uns der anonyme Verfasser, „konnte einer nicht wohl von Wittenberg nach Leipzig gelangen, ohne in des Wortes eigentlichstem Verstande eine Reise zu machen.“

„Nun war Meister Kaspar allerdings gewohnt, alljährlich zweimal die Messe zu besuchen, und die lange Uebung hatte ihn schon ziemlich abgehärtet, doch nicht so, daß er die Schwierigkeiten und Bedeutung der Fahrt leichtsinnig übersehen hätte.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0089-6

Darin liegt eine Vorsicht, wie sie dem Apotheker eigen ist, der, wenn er auch hundertmal dieselben Pulver dispensirt, dies doch stets mit derselben Akkuratesse und Genauigkeit thut. Ja, Meister Kaspar verleugnete noch weiter die dem Apotheker mehr oder minder anerzogene Vorsicht nicht, da er nie versäumte, sein Haus zu bestellen, als ob er nimmer wiederkehren sollte; „und dennoch wurde auf seine Wiederkehr um so fester gerechnet, als er vielerlei von Leipzig mitzubringen hatte: Spezereien für seine lateinische Küche, Kleiderstoffe für sich und die Seinen, allerhand Tand und Flitter für Weib und Tochter". Denn auch Sparsamkeit war eine Tugend Meister Kaspars. Obwohl er in Wittenberg Kleiderstoffe und derlei genugsam haben konnte — er kaufte sie in Leipzig ein, wo er sie billiger erstand. Er hatte aber auch noch einen anderen Grund, diesmal die Schritte gen Leipzig zu lenken:

„Und dieses Mal", sagt er, „bring ich für Riekchen einen Bräutigam mit. Das Mädchen will allerdings mit Gewalt den Bodecker, den armen Schlucker, haben, aber kann nichts draus werden", brummt Kaspar, „bin ich darum mit des Himmels Segen durch eigenen Fleiß der reichste Mann in Wittenberg geworden, um mein eigenes Kind solch einem Krautjunker an den Hals zu werfen? Soll meine sauer erworbenen Pfennige ein hochgeborener Müßiggänger mit Turnieren und Würfeln verschleudern, in Frankenwein und Ochsenmark verschlemmen?"

Der von Bodeck gehört nun, wie uns erzählt wird, durchaus nicht zu den armen Jungen und Lotterbuben, sondern ist ein fleißiger Schüler und ordentlicher Mensch. Doch das sind für Meister Kaspar Nebensachen.

„Leg' den trockenen Schwamm ins Wasser", sagt er zu seiner Frau, „und Du wirst sehen, wie er aufquillt. Doch in mein Wasser kommt er nicht, also lassen wir ihn an seinem Ort."

Nein, Geld will der Vater bei seinem zukünftigen Schwiegersohne sehen, obgleich er, wie er selbst sagt, des Metalles genug hat. Er weiß schon den richtigen Bräutigam; mag sein Kind auch zu Grunde gehen, des schwarzbärtigen Hieronymus

Schrätzenstaller Sohn das ist der richtige. Kaspars Frau erinnert sich wohl des kleinen Jungen, des Hänschens, der bei ihrem Manne in die Lehre ging, aber bald davon lief. Kaspar aber weiß das zu beschönigen: „er spürte keine rechte Lust zum Fach und ich ließ ihn laufen". Aus Hänschen ist Hans geworden, er studirt in Leipzig und er hat einen bitterbösen Brief an seinen früheren Prinzipal geschrieben, in welchem er von ihm Rechenschaft fordert über die tausend Gulden, die sein Vater für ihn zurückgelassen. Kaspar weiß aber zu seinem Vortheil zu rechnen: „ich müßte kein Apotheker sein, wenn ich nicht damit umzugehen verstände", sagt er. „Hänslein hätte froh sein dürfen, wenn ich nunmehr nichts herausbezahlt haben wollte."

Nun kommt aber ein anderes dazu: Hänschens Vater hat sich in der Fremde große Reichthümer erworben, schickt für seinen Sohn, den er noch beim Freunde in Wittenberg glaubt, einen Wechselbrief von 10 000 Gulden und beauftragt Kaspar, dem Jungen für das Geld Haus und Hof anzuschaffen und ihn zu verheirathen. Geld! Geld! Das ist Kaspars Losung, und Hans gäbe den richtigen Schwiegersohn ab. Und der Apotheker will es jetzt in Leipzig mit aller Pfiffigkeit anstellen: „im Anfange kümmere ich mich gar nicht um ihn", plant er; „ich laß ihn ruhig anlaufen, bring ihn dann in meinem Wagen mit hierher. Mütterchen bläst und schürt ein wenig, flüstert dem Jungen in's Ohr: Deine Gegenwart bedroht die Ruhe meines Kindes; raunt der Jungfer zu: der arme Mensch, Du hast's ihm angethan! Ich will Matz heißen, wenn nicht die Liebe fix und fertig aus der Mischung auflodert und stäken dem Mädchen zehn Bodecker im Köpfchen." —

Wir sehen, an dem Apotheker ist ein Intriguant vom reinsten Wasser verloren gegangen.

Wir treffen nun mit Herrn Kaspar Freund, dessen Reise zur Ostermesse in Wittenberg drei Tage lang mit geheimnißvoller Wichtigkeit erörtert wurde, in Leipzig wieder zusammen.

Während der Meßzeit pflegten die Studenten ihre „Bude" den „Meßonkels" zur Verfügung zu stellen, und da trifft es sich für Meister Freund sehr glücklich, daß er gerade das Zimmer des von ihm Gesuchten erhält. Weniger erfreulich ist es ihm,

von dem Wirth zu hören, welcher Taugenichts der Sohn seines Freundes geworden, resp. geblieben ist.

Als Meister Kaspar Abends einen Spaziergang macht, wird er von einem verkleideten Studenten gebeten, ihn zu seinem kranken Kommilitonen zu begleiten, dem es an ärztlicher Hilfe fehle. Meister Freund erklärt sich nach einigem Zögern bereit, und auf verschiedenen Umwegen — er muß sogar über eine große Planke klettern — gelangen sie über eine dunkle Stiege in einen schlecht erleuchteten Raum. Hier wartete niemand geringeres als Hans Schätzenstaller mit einem Genossen gleicher Gesinnung, beide vermummt, um dem ahnungslosen Freunde seines Vaters mit Gewalt das Geld zu entreißen. Wunderbares Zusammentreffen zwischen Schwiegervater und -Sohn in spe! Als Kaspar Freund den drei Raubgesellen einen Eid geschworen, daß er keine Anzeige erstatten und niemals Verrath üben wolle, läßt man ihn wieder laufen. Durch eine Unvorsichtigkeit des Schätzenstallers aber kam das Verbrechen doch zu Tage, und in unserem Apotheker dämmert endlich die Erkenntniß auf, daß Rieke an solchem Meßgeschenke keine Freude haben würde. Hans Schätzenstaller wird auf's Rathhaus geschleppt und sieht, des Landfriedensbruches angeklagt, der zur Meßzeit doppelt geahndet wird, seiner gerechten Strafe entgegen.

Bei Kaspar Freund aber hat die Sucht nach Geld den gesunden Verstand so sehr vergewaltigt, daß er sich zum Kurfürsten begiebt, um Gnade für den Eingesperrten zu erflehen. Im Vorzimmer des Kurfürsten trifft er dessen Kammerherrn, den Junker Bodeck. Er erzählt ihm den Zweck seiner Reise und stellt den Ueberfall des Schätzenstaller als einen Scherz hin, da er ihm ja 10 000 Gulden zu übergeben habe, und es sich also um eine Erpressung gar nicht handeln könne. Im Gegentheil, er habe die Absicht, dem jungen Manne, für den er Gnade erflehe, seine leibliche Tochter zum Weibe zu geben, obgleich ihr Herz wohl an ihm, dem Junker Bodeck, hänge. Aus dieser Liebe könne aber nichts werden, denn er gebe seiner Tochter keinen zum Manne, „der von ihrem Gute zehren müßte, um zu leben". Während dieser Unterhaltung ist der Kurfürst unbemerkt eingetreten und herrscht den erschrockenen Meister an:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0092-2

„Bleib sitzen und vernimm, was wir sagen. Unsere Gerechtigkeit ist nicht feil und was Du von Lösegeld sprachst, vernahmen wir in Ungnaden. Der Schätzenstaller ist schon so gut wie geköpft, verlaß Dich darauf und wäre er der Sohn des Augsburger Fuggers. Ferner hast Du gelogen, wenn Du sagtest, der Bodecker würde von Deinem Gute zehren müssen, wenn Du ihm Deine Tochter zum Weibe gäbest. Wir ernennen den Junker zu unserem Burggrafen auf dem Sonnensteine, wo er sieben Weiber ernähren könnte, wenn er ein Türk' wäre."

Und zu Bodeck gewendet: „.... laß uns gewähren, um Dir eine Frau zu verschaffen. Wenn dieser geldstolze Mann sein Kind lieber einem Galgenschwengel an den Hals werfen möchte, als einem Ehrlichen von Adel geben, so wissen wir Dir zehn bessere für Eine."

Meister Freund bringt seiner Tochter versprochenermaßen einen Mann von der Leipziger Messe heim — welchen, darüber können wir nun nicht mehr zweifelhaft sein.

Seinem Freunde Hieronymus aber schreibt er nach einigen Wochen mit doppelsinnigen Worten: „Dein Söhnlein hat bei einem verdrießlichen Handel sein junges Leben lassen müssen. Seine Leichenbegleitung war so zahlreich, als je in Leipzig erhört gewesen." Und diesmal hätte wohl der Kurfürst nicht sagen können, daß der Apotheker gelogen, denn „als Hans Schätzenstaller, der ehemalige Apothekerlehrling, im Armensünderkleide hinausgeführt wurde, waren viele Tausend auf den Beinen".

Was Meister Kaspar aber mit den elftausend Gulden angefangen, die er dem Hans Schätzenstaller im Namen seines Vaters übergeben sollte, darüber schweigt sich die Erzählung aus. Wahrscheinlich aber hat er sie seinem „Freunde" nicht zurückgeschickt.

Einen kleinen Seitenhieb bekommen an einer anderen Stelle der Erzählung die Apotheker von dazumal, die wohl, wie es auch heute üblich, die fertigen Präparate schon zum größten Theile aus den verschiedenen Fabriken bezogen; wir wollen diesen Passus nicht unerwähnt lassen, wenn auch die Schlußfolgerung keinesfalls auf die Apotheker von heute anzuwenden ist:

„Der Stand des Apothekers", heißt es dort, „ist heutzutage

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0093-8

von dem des Arztes und des Wundarztes streng abgesondert; so war es früherhin im deutschen Reiche nicht. Der Apotheker verstand sich auf die Heilkunst, just wie der Buchdrucker ein gutes Stück Gelehrsamkeit aufgeladen hatte, und der Uhrmacher sich vielfach mit dem Sternenlaufe befaßte, während jetzt alle drei sich mit dem abgezogenen Geiste der Wissenschaft begnügen, der ihnen fix und fertig zum Gebrauch in die Hände kommt (!); wie er gewonnen worden, kümmert sie fortan nicht ...."

Nun — der anonyme Autor muß es ja wissen! —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0094-4

X. Ein Charakter.

Unser zu Anfang des siebenjährigen Krieges geborener Fachgenosse Dr. Martius hielt es nach vollendeter 90jähriger Laufbahn für angebracht, zu Nutz und Frommen seines Standes ein 320 Seiten starkes Buch herauszugeben, welches im Jahre 1847 bei Leopold Voß in Leipzig unter dem Titel: „Erinnerungen aus meinem neunzigjährigen Leben" erschienen ist. Polterten die Jeremiaden eines Paalzow in sprudelndem Tonfalle eines entfesselten Gebirgsbaches zur Tiefe, so ziehen hier in ihrer ganzen Ruhe und Majestät die tiefgehenden Wogen eines seiner Mündung nahenden Stromes vor unsern Blicken dahin. Einfach und schlicht wie der Titel des Buches liegt auch das ganze Leben Martius' vor unseren geistigen Augen. Ruhig, ohne jegliche Ueberhebung gleiten seine Worte an uns vorüber, sei es, daß er sich in wohlgemeintem Rathe an seine Fachgenossen wendet, sei es, daß er uns über seinen Verkehr mit den hervorragendsten Größen der damaligen wissenschaftlichen Welt, mit Hofräthen, ja selbst Fürsten berichtet.

„Auch glaube ich," sagt er in seiner Vorrede, „einige Bemerkungen machen zu können, die zunächst meinen werthen Standesgenossen nützlich seien, oder einiges Licht auf die Veränderungen werfen können, welche sich während der Zeit, da ich thätig war, mit dem Apothekerstande und überhaupt in den Ständen, mit denen ich gelebt, in Deutschland zugetragen haben."

Daß die Veröffentlichung des Werkes bei seinen Lebzeiten geschehen, bittet Martius in seiner Bescheidenheit die Billigen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0095-0

nicht als eine Eitelkeit auslegen zu wollen und fährt mit Worten, welche die dem Apotheker anerzogene Ordnung und Akkuratesse athmen und den Verfasser mehr als alles andere charakterisiren, also fort:

„Wenn ich dagegen die Schrift während meines Lebens gerne veröffentlicht sehe, so geschieht es, wie der wohlwollende Leser mir hoffentlich glauben wird, nicht, um das Lob meines schriftstellerischen Verdienstes zu ernten, wofür der mehr als neunzigjährige Greis wahrlich nicht mehr empfänglich ist, sondern einzig und allein deshalb, weil ich in meinem ganzen Leben ein Freund von Fertigmachen war, und also gerne das, womit ich meine letzten, außerdem beschäftigungslosen Jahre ausgefüllt habe, ebenfalls zu Ende gebracht sähe."

Dr. Ernst Wilhelm Martius, dereinst Hof- und Universitätsapotheker in Erlangen, erblickte das Licht der Welt am 10. September 1756 zu Weißenstadt, einem kleinen Städtchen des Fürstenthums Baireuth am Fichtelgebirge. Sein Vater war Diakonus dortselbst, starb aber schon bald nach der Geburt seines Sohnes.

Wir wollen den Lebensgang des Helden unserer Geschichte erst vom 14. Jahre an weiter verfolgen, in welcher Zeit „die liebe gute Mutter" zu berathschlagen begann, was aus dem „kleinen Ernst Wilhelm" zu machen sein möchte. Martius sollte zuerst Geistlicher werden, allein „dem munteren lebenslustigen Knaben sprach der strenge Schulzwang und der schwarze Rock nicht an. Dagegen hatte der Anblick der Apotheken," erzählt uns der Verfasser weiter, „deren sich zwei in der Stadt befanden, den Gedanken in mir rege gemacht, auch einmal ein Apotheker zu werden. In der Offizin des Herrn .... waren allerlei Meerwunder und andere Raritäten aufgehängt, welche meine Wißbegierde reizten, und ich hatte schon erfahren, daß die bunten Büchsen, die stattlich nebeneinandergereiht durch die Fenster glänzten, manchen gar angenehmen Leckerbissen beherbergten. Lakrizensaft, Johannesbrod, Hustenzeltchen waren Kostbarkeiten, die sich der Knabe selbst schon manchmal verschafft hatte. Noch schwebt der liebe Mann meinem Gedächtniß vor, wie er auf mein bescheidenes Anläuten in seinem buntgestreiften Kaßgäng-

Schlafrock, in rothen Damishosen und gelben Pantoffeln die Stiege herabkam, um sich von mir in Nahrung versetzen zu lassen!"

Martius trat denn auch richtig am 27. Aug. 1771 in der Wels-Weinel'schen Hofapotheke zu Erlangen in die Lehre. Ob dieselbe in jenen Tagen eine angenehmere war als die heutige Lehrzeit mögen sich unsere jungen Fachgenossen an der Hand folgender Schilderung selbst beantworten. „Von dieser Lehrzeit," sagt Martius, „habe ich nur wenig zu erzählen. Nach dem damaligen Herkommen war sie eine Zeit der Prüfung für einen lebensfrohen, der Freiheit gewohnten Knaben. Man mußte, um in das Heiligthum des Aeskulap zu dringen, eine mehrjährige Knechtschaft und mancherlei Demüthigungen ertragen. Der alte Herr Wels sprach mich nicht anders an als „Ihr". Bei Tische erhielt ich keine Serviette und keinen silbernen Löffel. Mein jugendliches Haupt war noch nicht würdig, Haarpuder, das Symbol der freien Mannheit, zu empfangen. Wenn ich in Diensten des Hauses ausgeschickt wurde, durfte ich die Schürze nicht ablegen, welche mich in der Offizin als den Lernenden und Dienenden bezeichnete. Was aber das Aergste für mich war, so gab es für mich, die Frühstunden des Sonntags abgerechnet, wo ich die Kirche besuchen durfte, keinen freien Ausgang; es sei denn etwa das liebliche Pfingstfest erschienen, wo mir gestattet ward, die Kirchweih am Altstädter Berge unter tausend fröhlichen Menschen zu feiern."

Der Dienst des jungen Fachgenossen verlangte zuerst lauter mechanische Arbeiten wie Stoßen, Wurzelabschneiden, Lerchenschwamm pulvern ꝛc. . . . Den wissenschaftlichen Antheil des Geschäfts mußte Martius weniger durch persönliche Unterweisung, als durch sorgsames Zusehen und Aufmerksamkeit auf die Handgriffe und Handlungsweise der übrigen Arbeiter erlernen. Um sich Rechenschaft von den chemischen Prozessen zu geben, mußte er manche Lehrbücher der damaligen Zeit, vor allem aber das Dispensatorium Würtembergicum zur Hand nehmen, welch' letzteres Werk des größten Rufes als praktischen Apothekergesetzbuches genoß. Dieses Buch gab dem lernbegierigen Schüler gar mancherlei Stoff zum Nachdenken und übte sein Gedächtniß.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0097-1

Dasselbe enthielt u. A. die Namen von verschiedenen Gruppen von Arzneimitteln, wie z. B. Radices quinque aperientes majores und minores, Semina quatuor calida majora und minora, Flores quatuor cordiales, Aquae quatuor pleuriticae ꝛc. und Martius meint: „Diese, zum Theil aus dem Mittelalter überkommene Nomenklatur gab der Apothekerkunst, wie ich sie zu treiben hatte, einen lebendigen Bezug zur praktischen Medizin und zu der damals noch mangelhaften Kenntniß von den Wirkungen der Simplicien auf den menschlichen Körper."

Um sich in die Geschäfte des Rezeptars einzuüben, mußte der junge Lehrling demselben als Handlanger dienen; er hatte die in einem Rezepte verschriebenen Ingredienzien zusammenzutragen, und daß diese Arbeit eine zeitraubende war, mag uns folgende von Martius aus seiner Zeit überlieferte Ordination beweisen:

Rp. Radicum quinque aperientium ana Ziii, Radicis Caryophillatae ℥ß, Herbae Scolopendrii, Hepaticae nobilis, Capillorum veneris ana Manipulum unum, Herbae Millefolii, Trifolii fibrini, Melissae, Fumariae ana mß, Summitatum Centaurii minoris pugillos sex, Florum Acaciae manip. duo, Fibiarum Hellebori nigri Ziii, Foliorum Sennae electae sine stipitibus ʒß, Rhabarbari electi ʒ VI, Corticis Aurantiorum recentium ʒ VII, Corticis Citri rencentis unc. semis, Salis tartari unc. sem. Concisa, contusa grosso modo misce, da, signa: Spezies zum Kräuterwein.

Auch mit den Gebrauchsanweisungen zu den Arzneien, welche die Herren Aerzte der damaligen Zeit zu notiren beliebten, dürfte sich der eine oder der andere unserer heutigen Herren Gehilfen, oft schon unzufrieden, wenn er die Signaturen nicht mit einem „Alle .... Stunden einen .... löffel voll zu nehmen" vorgedruckt findet, nicht recht befreunden.

Der Herr Doktor läßt signiren:

„In ein zartes leinenes Säcklein gefüllt, wohl verwahrt in einen saubern Hafen gelegt, darüber ein und ein halb Seidlein im Sud wallenden Wassers gegossen, wohlbedeckt erkalten lassen, sodann 2 Maß guten, gerechten alten Frankenwein zugegossen, wohlbedeckt 24 Stunden in heiße Asche oder auf heißen Ofen gestellt, sodann am kalten Ort bedeckt aufbehalten, alle Abend

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0098-7

das Säcklein mit sauberem Löffel gedrückt, über Nacht stehen und helle werden lassen, früh davon gewöhnlich 1, 2, 3 Stengelglas abgegossen und anfänglich nur 1—2 Stempelglas getrunken, früh wenn auch mehr bis auf ein halb Seidlein, je nachdem es mehr oder weniger mit Laxiren operirt, und warme Brüh' nachzutrinken. Nach dem Trunk bei schönem, warmem Wetter in der freien Luft, bei naßkaltem Wetter im Zimmer sich eine Stunde lang Leibesbewegung mit Gehen zu machen."

Fünf Jahre hatte in dieser Weise Martius seine Lehrzeit durchgemacht, bis die Stunde der Erlösung schlug. Er erhielt einen kostbaren, auf Pergament geschriebenen Lehrbrief, hatte auf das Wort „Herr" und auf einen Degen Anspruch, durfte das Haar pudern und einen Haarbeutel tragen.

Nachdem Martius sodann von Michaelis 1776 bis Ostern 1777 noch als Gehülfe der Stätte seines Lernens treu geblieben war, bezog er seine erste Kondition bei dem Hofapotheker Prick in Koburg. Martius selbst entwirft uns folgendes Bild von seinem Herrn Chef: „Dieser Mann hatte zu seiner Zeit den Ruf eines geschickten Apothekers, was er auch war. Daneben aber fand ich an ihm das leibhaftige Abbild des eigensinnigen Pedanten, wie man ihn im Apothekerstand aus jener Zeit gewöhnlich zu schildern pflegt, und wie ihn Meister Stößel in Dittersdorf's „Apotheker und Doktor" darstellt. Eine hohe Meinung von der Würde seines Standes bildete den Kern dieses Sonderlings. Er pflegte zu sagen, Quintessenz aller Stände seyen der deutsche Apotheker, der englische Arzt und der französische Wundarzt. Für ihn gab es noch eine Alchymie; er wollte den Merkurius fixiren, und eine ewige Lampe brannte in seinem Studierzimmer, wohin er Niemandem den Zutritt gestattete. Er gehörte zu denjenigen Menschen, welche die Reinlichkeit und Ordnung ins Unendliche verfolgen, sich und andern zur Plage. In der Apotheke durfte nichts gestoßen oder geschnitten werden. Vielleicht war er hierin ein Vorläufer der jetzigen Homöopathen, welche den Staub von stark verkleinerten Stoffen als eine Beeinträchtigung von der medizinischen Wirksamkeit der benachbarten Mittel betrachten. Wenn er von seinem

Studierzimmer in die Apotheke herabkam, prüfte er mit dem Finger, ob nicht Zucker oder irgend ein anderer verstaubter Stoff das Heiligthum verunreinigt habe, und schon der Argwohn einer solchen Entweihung vermochte den Mann in heftige Gemüthsbewegungen zu versetzen, wobei er seinen Haarbeutel aus der gewöhnlichen Lage zu bringen pflegte. Dieser war denn auch für den Stößer, einen aufmerksamen Beobachter seines Herrn, die Barometerskala, um schon Morgens den Grad der Laune des Prinzipals abzulesen. Kein Hund durfte sich in seinem Revier sehen lassen, und wenn der Friseur durch den Hausplatz ging, so mußte er mit den beiden Händen seinen Pudervorrath zusammenhalten, um ja nicht damit anzustreifen. Dem Publikum war der Zutritt in die Offizin nicht gestattet, es wurde vor dem Fenster im Hausplatze abgefertigt. Auch beim Tische verließ den Herrn seine reizbare Laune nicht, was mich um so mehr verwunderte, als er sich im Aeußern als ein stattlicher und wohlgenährter Mann präsentirte. Wenn Jemand das Mißgeschick hatte, etwas vom Tische fallen zu lassen, so bemächtigte sich seiner eine unbeschreibliche Erboßung. Er warf Löffel, Messer und Gabel auf seinen Teller und trommelte dann mit diesen heftig auf dem Tisch, indem er den Unglücklichen mit grimmigen Blicken durchbohrte."

Daß diese seltsame Prinzipalschaft freilich nicht dazu angethan war, den ersten Ausflug aus dem Hause des Oheims in die Welt in ein reizendes Licht zu stellen, werden wir Martius gerne glauben. Indeß er tröstet sich mit einer philosophischen Betrachtung von der Mannigfaltigkeit menschlicher Naturen, und mit der Lehre seiner guten Mutter, daß die Welt eine Schule des Anstandes und der Geduld sei.

Die Seltsamkeiten des Prinzipals waren stadtkundig und sogar bei Hofe bekannt, denn Martius erzählt: „Einstmals begegnete mir die alte Herzogin von Koburg, eine geborene Prinzessin von Braunschweig. Mit der bekannten Neugierde fürstlicher Damen fragte sie mich, wer ich sey? Und als ich in meine Antwort mit einfließen ließ, daß ich bei Prick konditionire, so sprach sie: „Der ist am besten, wenn er schläft. Nicht wahr?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0100-2

Ostern 1778 verließ Martius Koburg wieder, um eine Kondition in Kaufbeuern anzutreten. Neben den Gewohnheiten der kleinschwäbischen Reichsstädte herrschte hier eine gewisse Wohlhabenheit, besonders bei den älteren Stadtgeschlechtern. Zu diesen gehörte auch Martius' neuer Prinzipal, Herr Schnell, wohlbestallter Rathsherr.

„Da derselbe Reisen gemacht und in Amsterdam konditionirt hatte," erzählt uns der Verfasser des vor uns liegenden Buches, „so hätte man dem guten Alten mehr Erfahrung und Kenntnisse in seiner Wissenschaft zutrauen können, als er wirklich besaß. Der Geschäfte waren hier sehr wenig; weil ich aber des Arbeitens gewöhnt, mein Brot nicht umsonst essen wollte, so setzte ich meinem alten Herrn wegen einer Beschäftigung so lange zu, bis er mir Eisenfeilspähne zu stoßen gab. Sie waren größtentheils schon rostig, und um beim Stoßen den Staub zu verhüten, meinte Herr Schnell, ich möchte nur etwas Wasser hinzutröpfeln. Als ein folgsames Subjekt machte ich mir denn auch den Spaß, dies zu thun. Nachdem ich endlich mich sattgestoßen hatte, ließ ich alles ruhig stehen. Der folgende Tag war mein Ausgehtag. Nach Hause zurückgekehrt, fand ich meinen alten Herrn sehr beschäftigt, die zusammengebackene, im Mörser gleichsam eingewachsene Eisenmasse mit Meißel und Hammer herauszuschlagen, wobei er im Eifer meiner gar nicht gewahr wurde. Eine Zeit lang blieb ich ruhig stehen und freute mich herzlich, wie die ehrwürdige Senator-Perücke bei einem jeden Schlage eine bedeutsame Bewegung machte. Endlich mußte ich aber doch aus meinem Hinterhalte hervortreten, wo mir mit großem Unwillen der Vorwurf gemacht wurde, daß ich zu viel Wasser hineingebracht und dadurch einen Uebelstand erzeugt hätte, der auch den eisernen Mörser gefährde. Auf meine Erwiderung, daß es mit dieser Erscheinung ganz natürlich zugegangen, und man auf diese Weise keine Limatura Martis verfeinere, erfolgte die rathsherrliche Weisung, die Sache erst besser kennen zu lernen. Als ich bei einer andern Gelegenheit in den Hofmännischen Tropfen (Spiritus sulfurico-aethereus) die flüchtige schwefligte Säure bemerkte, meinte mein Herr Prinzipal, daß ja hierin gerade die Güte des Arzneimittels bestehe."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0101-8

Martius sehnte sich in Folge aller dieser Umstände fort, verließ Kaufbeuern Michaelis 1778 und folgte dem Rufe seines Oheims nach Erlangen, um ihm bei seinem Geschäfte auszuhelfen. Einer seiner Gehülfen hatte nämlich eine Apotheke in dem Städtchen Creussen errichtet und sich dort niedergelassen; und da es schon nahe an der Mutationszeit war, konnte kein anderer für ihn gefunden werden. Viele hatten damals im sogenannten Kartoffelkrieg Felddienst genommen. So kam er also abermals in das ihm wohlbekannte Geschäft, nach Erlangen zurück, wo er wieder ein Jahr blieb.

Die Mühseligkeiten seines Standes hatte Martius während seiner ersten Ausfahrt vollkommen kennen gelernt. Er schreibt von ihnen: „Sie waren damals so groß, daß es nicht zu verwundern, wenn sie mir einen Widerwillen gegen die erlernte Kunst einflößten. Man war gezwungen, das Haus Wochen lang nicht zu verlassen, indem man nur einen Sonntag um den andern ausgehen durfte. Für viele und beschwerliche Leistungen erhielt man nur ein geringes Salair, und es war nicht einmal üblich, bei dem Engagement nach dessen Betrag zu fragen. Von Seiten des Prinzipals erhielt man höchstens die Erklärung, daß man werde nach Verdienst belohnt werden."

„Diese Belohnung bestand damals jährlich in 50—60 fl. und einem Dukaten zum neuen Jahre. Ueberdies hatte man das schmähliche Emolument, daß der Herr Provisor am Sylvesterabend von den Aerzten ein Douceur erhielt, wenn er sie im Namen der Prinzipalschaft zum neuen Jahre beglückwünschte. Dieser Glückwunsch war von einem Korb voll Kaffee, Thee, Zucker, feinen Gewürzen, edlem Räucherwerk, Magenmorsellen und bisweilen auch noch werthvolleren Dingen begleitet, den der Stößer tragen mußte. Damals scheinen die Herren Prinzipale der Meinung gewesen zu sein, daß die Gehülfen, weil sie selten ausgehen durften, auch wenig Geld bedurften, während doch nach der üblichen Weise, in welcher Ellen lange Rezepte verschrieben wurden und kaum eine rechtskräftige Taxe bestand, das Geschäft noch viel einträglicher für sie war, als es gegenwärtig der Fall ist."

Ueber die Apothekenwerthe, welche insbesondere heute im

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0102-4

Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehen, wird uns aus jener Zeit mitgetheilt:

„Die Apotheken standen zu allen Zeiten in einem höheren Werthe als andere Gewerbe, und obgleich damals in ungleich geringerer Zahl vorhanden als gegenwärtig, wurden sie doch zu Preisen verkauft, welche ihrem wahren Werthe mehr angemessen waren, als es jetzt der Fall ist, wo die Preise oft unglaublich hoch und so enorm sind, daß sie bei dem Publikum den Glauben erhalten, die Apotheken seien auch noch jetzt Goldgruben."

„Der wesentlichste Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung liegt in der allgemeinen Zunahme von Kapitalien im Bürgerstande und in dessen Neigung, solche Kapitalien, welche auf Sohn und Tochter überzugehen haben, in einem Geschäfte anzulegen, das ihnen als wissenschaftlich und künstlerisch zugleich einen höheren Rang als die übrigen bürgerlichen Gewerbe einzunehmen scheint. In jenen Zeiten gab es auch noch nicht so viele Aerzte als gegenwärtig, und man kannte keine privilegirten Dispensir-Anstalten außer den Apotheken, welche jetzt so oft Aerzten und Wundärzten gestattet werden. Von homöopathischen Einrichtungen innerhalb oder außerhalb der Apotheke war ebenfalls keine Rede."

Nachdem nun Martius den Plan, nach Ostindien auszuwandern, auf den dringenden Wunsch seiner Mutter aufgegeben, bewarb er sich um die Stelle in der Offizin des Assessors Pflanz in Regensburg und ward auch dorthin berufen.

„Die Liebe zu meiner Kunst", schreibt Martius, „erhielt in der angenehmen Umgebung einer litterarisch gebildeten und geistig angeregten Stadt neue Nahrung. Es war erfreulich zu bemerken, wie eine schöne Morgenröthe über der Pharmazie aufging. Erst nachdem Scheele und Priestley das Vorspiel der antiphlogistischen Chemie des großen Lavoisier eingeleitet hatten, und nachdem in Deutschland Männer, wie Westrumb, Klagroth, Göttling, Hagen, Trommsdorff, Bucholz, Lowitz, Hermbstädt und Andere diese neuere Chemie durch ihre zahlreichen Schriften in dem deutschen Publikum ausgebreitet und durch weitere Erfahrungen mehr entwickelt hatten, empfing die Apothekerkunst und die Technik mehr und mehr ihre wissenschaftliche Begründung. Es ist hier nicht am Ort, auf den großen

Einfluß einzugehen, welchen sowohl die Pharmazie als die Gewerbe von diesen Verbesserungen der chemischen Wissenschaft empfangen haben. Als besonders einflußreich für die Bildung der Apotheker erschien das Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker, wovon der verdienstvolle Göttling den ersten Band im Jahre 1780 bekannt machte, welchem bald zwei neue Auflagen folgten."

„Auch auf mich wirkten diese litterarischen Erscheinungen wahrhaft erquickend, sie söhnten mich nach und nach wieder mit meinem Berufe aus, indem sie meinen Geist erwärmten. Freilich konnte ich mich hierbei des Wunsches nicht enthalten, daß auch in der Offizin, wo ich arbeiten mußte, während des Winters etwas mehr Wärmestoff hätte freigemacht werden können. Dieses gewölbte Lokal hatte nämlich keinen Ofen, sodaß ich mir gleich im ersten Winter die Hände erfror."

Inwieweit das damalige Verhältniß des Chefs zu seinem Angestellten mit dem heutigen variirt, lehren uns folgende auf jene Zeit bezügliche Auslassungen: „Damals standen Meister, Gesellen und Lehrlinge noch in einem patriarchalischen Verbande zu einander. Alle aßen an einem Tische, an welchem nach dem Herrn und der Frau der Obergeselle die Hauptrolle spielte. Der Lehrbursche hatte gar oft noch eine unerträgliche Knechtschaft auszustehen, indem er zu vielen häuslichen Arbeiten verwendet wurde. Gegenwärtig wollen die Gesellen vom Meister mit „Sie" angeredet sein, ja sogar Gehülfen heißen. Sie wohnen oft außer dem Hause und essen ohne irgend einen Familienverband nach eigner Wahl, während auch der Lehrling weniger Strenge und Beaufsichtigung erfährt. Man lebte damals weniger auf den Schein und wollte nicht mehr gelten, als der Stand mit sich brachte. Der Apotheker, der Bierbrauer, der Müller unterschrieben sich noch nicht „Apotheken-, Brauerei- oder Mühlbesitzer."

Auf den Signaturen der Arzneien damaliger Zeit finden wir allerdings diese Titelsucht wieder: „Die Aerzte hatten bekanntlich das Prädikat der Excellenz und auf den Signaturen der Arzneien hieß es: Ordinatio excellentissimi domini doctoris N. N. consiliarii aulici etc. . . . Dagegen fehlte der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0104-5

Name des Patienten, welcher erst in späterer Zeit hinzugefügt wurde."

Drei und ein halbes Jahr hatte Martius in Regensburg zugebracht und sich, um sich weiter in der Welt umzusehen, um einen Platz bei der Materialhandlung Koch & Leonhardi zu Frankfurt a. M. beworben, welche Besorgung einer Gehülfenstelle durch Drogisten ja auch noch heute aus verschiedenen Gründen üblich ist. Die Besetzung der Stellen geschah auf folgende, von der heutigen abweichende, dem Zeitungsinseratenwesen nicht gerade günstige Weise:

„Die Apothekergehülfen wurden damals gleichsam wie eine Waare behandelt, denn wenn Einer derselben eine Stelle brauchte, so wandte er sich an irgend eine Materialhandlung, was der Prinzipal ebenfalls that, wenn er eine Gehülfenstelle besetzen wollte."

„Wer von den Apothekern bei den Materialisten am meisten kaufte, erhielt auch die am besten empfohlenen Gehülfen. Diese, wenn sie sich auf ihr Aeußeres etwas zu gut thaten, gingen auch öfters auf Geradewohl nach Frankfurt, sodaß dort sich deren oft zwanzig und mehr zu gleicher Zeit einfanden."

„Wer von denselben nicht untergebracht wurde, mußte froh sein, wenn er in einer Materialhandlung im Magazin als Packhelfer oder sonst bei Geschäften angestellt wurde, zu welchen man die Apotheker vorzugsweise gebrauchen konnte. So fand er gegen Kost und Logis Unterkunft, bis sich eine Stelle aufthat, bei welcher er auch bisweilen, weil es außer der Messe war, ein Reisegeld erhielt."

Auf diese Weise gelangte der junge Gehülfe nach Dillenburg, wo die Apotheke einem Doktor der Medizin gehörte, „der sich aber mit dem Pulsfühlen nicht sonderlich abgab und mehr von dem guten Ertrage der Apotheke lebte".

Wegen äußerlicher Veranlassungen übernahm bald Martius eine andere Kondition im Hause des seiner Familie befreundeten Apothekers Hiepe zu Wetzlar, woselbst er anderthalb Jahre verblieb. Er hatte die Geschäfte des Rezeptirers zur Genüge durchgekostet und sehnte sich nach einer Gelegenheit, sich wieder im Laboratorium umzusehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0105-1

Er wandte sich zu diesem Zwecke wieder Herrn Leonhardi zu und besuchte zugleich auch den damaligen vortrefflichen Apotheker Saltzwedel.

Martius schreibt: „Wer, wie ich, von einer hohen Meinung von dem Werthe und der Verdienstlichkeit seines Berufes durchdrungen war, dem mußte die Erscheinung eines so gebildeten und aufgeklärten Mannes, wie Herr Saltzwedel, besonders erfreulich sein". —

Zur Aufklärung einer gewissen Eigenthümlichkeit des Menschen, welcher man einen bestimmten Namen beigelegt hat und welche Eigenthümlichkeit gar oft mit den Angehörigen der Apothekerkunst identifizirt zu werden pflegt, giebt Martius folgende Randbemerkungen: „Ich hatte nämlich in meiner praktischen Laufbahn gar oft Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß man nicht selten begründete Ursache hatte, manches an der Persönlichkeit des Apothekers lächerlich zu finden und mit der Geißel der Satyre zu verfolgen. Vielleicht könnte man nicht mit Unrecht sagen, daß der Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim der Urahne und Hohepriester der deutschen Apotheker gewesen, denn von ihm datirt sich eine große Umgestaltung, wie in der Medizin, so auch in der Lehre von der Bereitung der Arzneimittel. Er war es vorzüglich, welcher mehrere, besonders mineralische Stoffe (wie namentlich die Präparate des Merkurius und des Spießglanzes) empfahl, und die ehemaligen Medikamentenverkäufer, welche höchstens verstanden, aus einem gemeinen Destillirapparate ein Wasser, oder aus vegetabilischen und thierischen Substanzen durch eine weingeistige Digestion eine Tinktur zu bereiten, zwang, sich mit den Prozessen der mittelalterlichen Chemie bekannt zu machen. Später folgten auf ähnlicher Bahn ein Van Helmont und die zahlreichen Schulen der Alchymisten, welche, obgleich insgemein bemühet, das Menstruum universale und den Lapis philosophorum aufzufinden, sich doch unter verschiedenfarbige Fahnen reihten. Indem nun die Apothekerkunst sich aus solchen nebeligen Gebieten hervorarbeitete, wo recht im eigentlichen Sinne die Wahrheit gezeugt wurde, wenn sich der Irrthum mit dem Aberglauben verband, — war es natürlich, daß viele Apotheker Theil hatten an den seltsamen

und irrigen Vorstellungen des Mittelalters. Geheimnißkrämerei stellte sich ein, weil man eben nichts wußte, was man zu verbergen hatte, Pedanterie, weil man in todten Formen das Wesen suchte, seltsame Abgeschlossenheit und Vornehmthuerei, weil man das Gewerbe mit seinem güldenen Boden über andere zu erheben und mit dem Wunderschein einer raffinirten Wissenschaft zu umgeben trachtete. So war es denn kein Wunder, daß das Publikum mit zunehmender Aufklärung im Allgemeinen die Zunft der Apotheker wie ein Korps von Adepten und pedantischen Sonderlingen betrachtete. Dies war der Stand der Sache, als ich die Pharmazie zu meinem Berufe erwählte, und so fand ich ihn auch noch an gar manchen Orten während meiner pharmazeutischen Wanderungen durch das liebe deutsche Vaterland."

Ueber die noch jetzt übliche, meiner Meinung nach veraltete Methode, die Schilder der Apotheken mit allerlei Thieren ꝛc. und ebensolchen Beinamen zu schmücken, berichtet der Kollege aus jener Zeit:

„Unter die Gründe, Pedanterie beim Apotheker vorauszusetzen, gehört die Sitte, die sich bei keinem andern Stande findet, daß man die Apothekenlokalitäten durch Malereien oder Bildhauerarbeiten kenntlich zu machen suchte und ihnen Namen gab. Zu Symbolen wählte man sehr häufig Thiere. Man sieht daher heute noch den Elephanten, den Löwen in seiner heroischen Stellung, das mythische Einhorn und den Adler mit ausgebreiteten Flügeln als Schnitzwerke an den Fenstern u. s. w. der Apotheken aufgestellt. Man findet ferner figürlich dargestellte Engel, Sterne, goldene Kugeln und andere Dinge mehr. An den Thüren erblickt man den Aeskulap mit seinem Schlangenstabe oder dessen Priester, Galen und Hippokrates, abgemalt, wohl auch den König Salomon, die Krone auf dem Haupt, auf Retorten, Schmelztiegel und andere Apparate hinblickend. Am häufigsten aber gewahrt man den äthiopischen Mohren, den ich beinahe in allen großen Städten Deutschlands angetroffen habe. Gewöhnlich begegnet man ihm vor den Apotheken, wie er mit Bogen und Pfeil Aeskulaps Heiligthum zu schützen Posto faßt. Oft sieht man ihn aber auch bei dem Mörser angestellt."

Auch berichtet Martius, wie man noch in jener Zeit beson-

deren Werth auf die öffentliche Bereitung gewisser Arzneimittel legte, welche in den Augen des Publikums große Wirksamkeit besaßen und vielfache Anwendung genossen. In Betreff der Anfertigung des Theriaks, welcher ich schon im ersten Kapitel dieses Buches Erwähnung gethan, heißt es:

„Mein verehrter Herr Kollege, der verstorbene Herr Assessor Frischmann, erzählte mir, daß auch er im Jahre 1754 in der Leinker'schen Apotheke in Nürnberg als Gehülfe befindlich, bei der letzten öffentlichen Verfertigung des Theriaks beschäftigt gewesen sei. Die Zusammensetzung und Zubereitung erfolgte unter spezieller Aufsicht von Magistratspersonen in einem feierlichen und öffentlichen Aktus. Die Ingredienzien zu diesen alten Kompositionen wurden meistens in ziemlich großen Verhältnissen und ausgezeichneter Güte in zweckmäßigen Gefäßen dem Publikum zur Schau ausgestellt und dann die Operation vorgenommen. Man betrachtete die Anfertigung des Theriaks und einiger ähnlicher Heilmittel wie eine Haupt- und Staatsaktion. Zu Venedig, wo man bekanntlich die Bereitung dieses Mittels in größerem Maßstabe betrieb und von wo es in kleinen, blechernen, cylinderförmigen Büchsen in den Welthandel gebracht wurde, fand eine solche feierliche Fabrikation noch im zweiten Dezennium des vorigen Jahrhunderts statt. In Nürnberg wurde wahrscheinlich zum ersten Male im Jahre 1675 von dem Apotheker Georg Basilius Wittig zur goldenen Kugel der sog. himmlische Theriak öffentlich und feierlich angefertigt. (Siehe Versuch einer Geschichte des Apothekerwesens in der freien Reichsstadt Nürnberg, S. 37.) Welchen Werth man dieser Zubereitung gab, dürfte daraus entnommen werden, daß der Aktus von einem kaiserlich gekrönten Poeten besungen wurde. Im Jahre 1690 den 25. April veranstaltete der Apotheker zum goldenen Stern (diese Apotheke befindet sich jetzt in den Händen meines vieljährigen Freundes Dr. Klinckfieck) Matthias Röser eine solenne Verfertigung des himmlischen Theriaks, des Mithridates und des Alkermes, wobei zwei Deputirte des Rathes, der Dekan, die Senioren des medizinischen Kollegiums und die Visitatoren der Apotheken zugegen waren. Im Januar 1706 kündigte der Apotheker zur goldenen Kugel, Lorenz Canut Leinker

durch ein latainisches Programm abermals eine feierliche und öffentliche Verfertigung des Theriaks und Mithridats an."

„Daß diese Kompositionen in ihrer Zubereitung sehr umständlich waren, dürfte daraus zu entnehmen sein, daß zum Theriak allein über siebzig Heilstoffe verwendet wurden. Mir, der ich eine so hohe Meinung von dem Apothekerstande hatte, war es angenehm, daß sich derselbe zu meiner Zeit der pedantischen Ostentationen nicht mehr bediente."

Martius kam also in das Haus des Apothekers Hecht in Straßburg und läßt sich über die geschäftlichen Einrichtungen und seine Thätigkeit daselbst folgendermaßen aus:

„Im Hause des Herrn Hecht fand ich drei Kollegen und einen Lehrling. Für den Dienst war folgende Einrichtung getroffen: Der erste Gehülfe, welcher schlechterdings gut französisch sprechen mußte, hatte seinen permanenten Posten in der Apotheke. Ein Gehülfe war Rezeptarius, ein dritter Defektarius und der vierte Assistent, besonders am Rezeptirtische, mußte aber außerdem mit dem Lehrling da helfen, wo man ihn eben gebrauchte. Diese Stellen, mit Ausnahme des Primarius, wechselten alle acht Tage. Jeder Gehülfe hatte in der Woche einen halben Tag zum Ausgehen, den Sonntag nicht gerechnet, an welchem ebenfalls abgewechselt wurde. Auch der Defektarius hatte, wenn er im Laboratorio fertig war, die Erlaubniß, des Abends nach Tische auszugehen. Bei dieser Einrichtung waren also die Gehülfen durch mehrfache Freiheit begünstigt, so wie denn der Umgang mit einem Manne von den ausgezeichneten Kenntnissen des Herrn Hecht für sie eine Quelle von Vergnügen und Unterricht werden mußte. Als ein trefflicher Chemiker ließ Hecht es insbesondere nicht an genauer Prüfung und an geeigneten Rathschlägen bei den Geschäften im Laboratorio fehlen. Was ich bisher von meinem neuen Prinzipal erzählt habe, mag schon hinreichen, um zu beweisen, daß seine Offizin sich einer hohen Anerkennung zu erfreuen hatte. Diese erstreckte sich aber nicht bloß auf das Straßburger Publikum, sondern sogar bis Paris. Selbst in diese Stadt, die man als das Zentrum der civilisirten Welt rühmte, sendeten wir die Pate de Reglisse, welche in unserer Apotheke so gut bereitet wurde, daß sie der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0109-7

Minister von Vergennes für den königlichen Hof begehrte. Alle zwei Monate gingen vier Pfunde an denselben ab. Sie mußte im frischen Zustande so helle sein, daß man die Zeitung durch sie lesen konnte."

Wir finden Martius dann von 1785—1787 in Mainz wieder, von 1787—1788 in Erlangen und Baiersdorf, während welcher Zeit es nichts Bemerkenswerthes, das in den Rahmen unseres Themas hineingehörte, zu berichten giebt, und so machen wir denn Martius erst wieder bei seinem zweiten Aufenthalt in Regensburg 1788—1791 unsern Besuch.

Hier mußte er vor allem nach damaliger reichsstädtischer Bestimmung sich einem Examen vor den beiden Stadtphysicis, dem alten Hofrath Schäffer und dem Dr. Harrer, unterwerfen. Als er dieses Examen zur Zufriedenheit bestanden, wurde er auf dem ehrwürdigen Rathhause nach der alten Reichsstadt-Sitte im scharlachenen Mantel „hochoberherrlich" in Eid und Pflicht genommen. Es galt damals in jeder Reichsstadt ein eigenthümliches Statut in Beziehung auf die Aufnahme der Apotheker-Provisoren.

Im Anfange des Jahres 1791 kehrte Martius zur Gründung eines eigenen Herdes nach Erlangen zu seinem kranken Oheim zurück, dessen Tochter Regina er sich zur Herzenskönigin erkoren.

Martius widmet hier ein Kapitel seiner Erlebnisse der Beschreibung des Anfangs der französischen Revolution, läßt durch 7 Seiten seines Buches dem Freimaurerorden eine warme Vertheidigung angedeihen, berichtet über seine Beziehungen zu Sophie Karoline Marie, Markgräfin von Brandenburg, welche von 1764—1817 in Erlangen weilte, und giebt uns dann einige Anhaltspunkte über die Führung seines Hauswesens, sowie über die geschäftlichen Anordnungen in Offizin und Laboratorium.

„Nachdem ich in früheren Jahren so häufig die Nacht zum Tag gemacht und unter Arbeiten hingebracht hatte, glaubte ich jetzt meiner Verbindlichkeit als Hausvater genug zu thun, wenn ich im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr mein Schlafgemach verließ, wo ich, nach einem kurzen Gebet in aller Stille, mir auch schon die Reihenfolge der Geschäfte für den Tag aus-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0110-8

gedacht und vorgezeichnet hatte. Mein erster Gang war täglich in die Materialkammer, um daselbst die Tags vorher defekt gewordenen Arzneistoffe und Präparate aus den größeren Vorräthen zu ergänzen. Die neu anzufertigenden Präparate wurden nach dem jeweiligen Befund ausgezeichnet, und der Defektarius mit deren Herstellung beauftragt und nach Bedürfniß dabei berathen. In Sommerzeit stellten sich schon zu früher Tagesstunde oft 6—8 Kräuterweiber mit ihren offizinellen Vegetabilien ein, von welchen hier die Kamillen (Flores Chamomillae) genannt sein mögen, weil sie, aus dem nahe gelegenen Bamberger Lande in großer Menge hierher gebracht, sofort durch mich getrocknet, an mehrere meiner Kollegen weiter versendet wurden. Der Gebrauch von inländischen Vegetabilien war damals viel größer in den Offizinen als gegenwärtig, wo nur wenige Kräuter, Wurzeln und Blumen ihren Werth erhalten haben, und namentlich auch die Zubereitungen mit Zucker (Konserven) aus der Uebung gekommen sind."

„Unser Frühstück bestand in Hayson Thee, was ich erwähne, weil ich seit mehr denn 60 Jahren den Thee als sehr geeignet für einen Geschäftsmann gefunden habe. Vom Kaffee kann ich nicht gleiches rühmen, wenn schon auch viele Leute, besonders Gelehrte, dabei recht alt werden. Nach dem Frühstück ließ ich mir zunächst die Geschäfte im Laboratorium angelegen sein und besorgte auch die Eintragung der am vorigen Tage angefertigten Rezepte in das Kontobuch. Um 12 Uhr wurde zu Mittag gespeist. Am Tische saßen nicht nur die Glieder meiner Familie und die Gehülfen und Lehrlinge, sondern auch mehrere Studirende von der Universität, als Kostgänger. Später aber kehrte Jedes wieder zu seiner Arbeit zurück, bis zum Abendessen, welches zeitig genommen wurde. Die späteren Abendstunden gehörten den Gehülfen und Lehrlingen zu ihrer Lektüre, welche ich größtentheils aus meiner kleinen chemisch-pharmazeutischen Bibliothek unterstützte."

Die Haus- und Geschäftsordnung regelt Martius nach dem Vorbilde seines „verehrten Freundes Hecht in Straßburg" folgendermaßen:

„Rezeptarius und Defektarius theilten sich wochenweise wech-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0111-4

selnd in die Geschäfte; doch wenn sich momentan die Arbeiten am Rezeptirtische häuften, so wurde auch die Hülfe des Defektarius in Anspruch genommen. Am Sonntage wechselten die Gehülfen im Ausgehen mit einander ab; überdies hatte Jeder von ihnen wöchentlich einen halben Tag, und der Defektarius konnte des Abends nach dem Nachtessen ausgehen. Außer diesen Erholungsstunden aber mußte Jedermann strenge auf seinem Posten sein, so wie ich es selbst war."

„Die Lehrlinge unterrichtete ich, indem ich ihnen schriftliche Aufgaben ertheilte und mich darüber mit ihnen besprach, oder indem ich ihnen die vorzunehmenden oder ausgeführten chemischen Prozesse erläuterte. Nach dem Grade ihrer Ausbildung ließ ich sie selbstthätig an chemischen Arbeiten und am Rezeptirtische Theil nehmen. Gerne genügte ich ihrem Wunsche, bei schicklicher Gelegenheit meine Mineraliensammlung zu betrachten, oder, wenn sie Freude an der Kräuterkunde hatten, mein Herbarium zu mustern und manchmal botanische Exkursionen zu machen. Diese mir anvertrauten jungen Leute behandelte ich ganz vorzugsweise als Glieder meiner Familie. Je mehr sie sich an mich und, beim Heranwachsen meiner Söhne, an diese anschlossen, um so lieber war es mir. Während meiner dreiunddreißigjährigen Geschäftsführung hatte ich 12 Lehrlinge, deren mehrere nach vollbrachter Lehre noch als Gehülfen bei mir standen. Sie haben sich größtentheils in der Folge als geschickte Apotheker bewährt und zum Theil auch als wissenschaftlich-gelehrte Männer ausgezeichnet."

Indeß trotz des meistens erfreulichen Verhältnisses zu seinem Personale fehlte es Martius auch mitunter nicht an unerquicklichen Erfahrungen.

„Ich erhielt", lesen wir, „einstens den Sohn eines in der Nähe wohnenden Apothekers zum Gehülfen. Er hatte einen ruhigen Charakter und verrichtete seine Geschäfte in aller Stille fort. Er war ein guter Arbeiter und pünktlicher Rezeptarius. Aber er hatte eine blasse Gesichtsfarbe und matte gläserne Augen. Eben war ich im Begriff, eine kleine mineralogische Reise nach dem Bayreuther Oberland anzutreten, als ich einen Brief erhielt, worin man mir bekannt machte, daß dieser erst seit Kurzem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0112-9

bei mir eingetretene Gehülfe ein Opiumesser sei. Erschrocken über diese Nachricht stellte ich ihn sogleich zur Rede, worauf er mir mit aller Ruhe das reine Geständniß ablegte, er habe in Würzburg an heftigem Zahnweh gelitten, so daß nur das Opium ihm Ruhe verschaffte. Bei wiederkehrenden Schmerzen sei ihm eine Steigerung der Dosis nothwendig geworden, und nun sei es leider so weit mit ihm gekommen, daß er täglich eine Drachme (Quentchen) Opium in Substanz nehmen müsse. Bei ihm erzeuge dieses Mittel ganz andere Gefühle und Wirkungen als die, welche man sonst von ihm anzugeben pflege, und er vermöge seine Seelenkräfte nur dann zu gebrauchen und pünktlich zu arbeiten, wenn er Opium zu sich genommen habe. Uebrigens dürfe ich über die Sorgfalt in der Ausübung seiner Geschäfte und wegen meines Opiumvorrathes außer Sorge sein, indem er sein eigenes Opium habe. Bei meiner Abreise empfahl ich ihn der Aufmerksamkeit seines Kollegen. Allein während ich noch vom Hause entfernt war, erkrankte der Unglückliche schnell und gefährlich, so daß selbst die thätige Hülfe des ausgezeichneten Arztes Prof. Dr. Reich, meines alten Freundes, jetzt in Berlin, ihn nicht retten konnte. Bei meiner Rückkehr fand ich ihn nicht mehr unter den Lebenden."

Auch eine gedruckte „Instruktion für Gehülfen" (wie wir solche ähnlich noch hin und wieder heute in den Offizinen einiger Apotheken vorfinden), welche jedem Gehilfen sogleich beim Eintritt übergeben und zu genauer Beherzigung empfohlen wurde, hatte Martius aufgestellt und will dieselbe zum Theil wenigstens unserer etwaigen Kritik nicht vorenthalten. Er sagt: „Ich folgte hierin dem Beispiel zweier in Deutschland rühmlichst bekannter Pharmazeuten, des Dr. Piepenbring und des Prof. Trommsdorff in Erfurt. Manchmal konnte ich gleich an der Art, wie diese meine Hausordnung aufgenommen wurde, beurtheilen, auf was ich mir als Prinzipal Rechnung machen durfte. Weil diese Vorschriften mein Verhältniß zu meinen Gehülfen bezeichnen, so glaube ich einige Sätze daraus hier einschalten zu müssen."

§ 1. „Mein Gehülfe muß ein ehrlicher Mann von strenger Treue und ein sittlich guter Mensch sein; ich muß mich auf ihn in diesem Punkte ganz verlassen und ihm ganz trauen können.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0113-5

Er muß aber auch ein thätiger Mann sein, denn aus Liebe zur Bequemlichkeit entspringt Nachlässigkeit, und durch Nachlässigkeit kann oft mehr Schaden als durch Untreue entstehen. Er muß ferner auch mit Eifer und Lust sein Fach betreiben und sich aus Neigung demselben gewidmet haben."

§ 2. „Von meinen Gehülfen erwarte ich ferner ein anständiges und gesittetes, aber kein kriechendes Betragen. Sie sollen mich als ihren Freund und Hausvater betrachten, und da ich sie als Glieder meiner Familie ansehe, so wünsche ich auch, daß sie mir in allen Angelegenheiten, wo sie meinen Rath nöthig zu haben glauben, ihr Vertrauen schenken. Ich liebe ein offenes und gerades Benehmen, welches ich mit Freundschaft und Herzlichkeit erwidere. Allen Klatschereien bin ich feind. Gehen aber Dinge vor, die meinen guten Ruf oder meiner Kasse nachtheilig sind, und sie werden von meinen Gehülfen entdeckt, so erwarte ich mit Recht, daß sie mich davon benachrichtigen. Außerdem empfahl ich ihnen besonders Friedfertigkeit und ein gutes Beispiel gegenüber den Lehrlingen."

„Von allen Tugenden habe ich die Ordnungsliebe für jene gehalten, welche dem Geschäftsmann vorzugsweise zur Seite stehen soll. Auch kann ich wohl sagen, daß die Ordnung meine Göttin gewesen ist, der ich stets zu huldigen für meine Pflicht erachtet. In jedem Hauswesen ist Ordnung die Begründerin des Wohlstandes und der häuslichen Glückseligkeit."

Daß es auch zu Martius' Zeiten sogenannte „wilde" Apotheker gab, welche den Handel mit Apothekerwaaren schwunghaft betrieben, Rezepte anfertigten und für welche die Gesetze in der Luft schwebten, berichtet uns Seite 236 der „Erinnerungen", welche uns erzählt:

„Im August 1809 requirirte der damalige Justizamtmann Nägelsbach in der Nürnbergischen Vorstadt Wöhrde das in Erlangen befindliche Kreis-Physikat, um mit Beiziehung eines Pharmazeuten eine widerrechtlich bestehende und amtlich versiegelte Apotheke an der Bucherstraße aufzuheben. Es war mein hochverehrter Freund, Herr Medizinalrath Küttlinger, mit dem ich dieses Geschäft vollzog. Der Besitzer, ein gewisser Herzog, vielleicht früher Feldscherer, übte noch in dieser hellen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0114-1

Zeit allen Unfug der Medikasterei in unglaublicher Ausdehnung. Er kurirte mit größter Dreistigkeit alle möglichen Krankheiten und verkaufte mehrere von ihm bereitete Geheimmittel. Ein Lebensbalsam, eine Komposition von Gewürzen und aromatischen Kräutern, mit königlich kaiserlichem Privilegio versehen, und gewisse, sehr drastische Pillen wurden von ihm in großer Menge abgesetzt. Als die Gerichtskommission die Lokalitäten besichtigte, fanden wir eine vollständig eingerichtete Apotheke, jedoch alles in der größten Unordnung und mit Staub bedeckt. In mehreren Büchsen waren ganz andere Arzneistoffe befindlich, als die Signaturen besagten, und außerdem fanden sich eine Menge von Gläsern mit Naturkörpern mannigfaltiger Art gefüllt vor."

In welcher Weise die dem Apotheker anerzogene Ordnung in solchen wilden Apotheken zur Geltung gelangt, ersehen wir aus Martius' Schilderung: „Beim Oeffnen der Kästen war es mir auffallend, daß wir in sehr vielen größere und kleinere Geldsummen fanden, und daß hierauf der Medikaster keinen großen Werth zu legen schien. Mir kam es vor, als wenn Herzog in Ermangelung einer versperrbaren Kassa das eingenommene Geld, besonders wenn er mit mehreren Personen zugleich zu thun hatte, ohne weiteres in die erste beste Schublade warf, wo er es schon wieder zu holen wußte, wenn er welches brauchte. Mit der gerichtlichen Aufnahme der vorhandenen Vorräthe und andern Geräthschaften hatten wir längere Zeit zu thun. Während der Untersuchung starb Herzog, und die ganze Afterapotheke, in welcher sich übrigens zum Theil sehr gute Waaren, vorzugsweise schöne Harze befanden, von welchen aber Herzog nie einen Gebrauch gemacht zu haben schien (denn alle diese rohen Waaren fanden sich noch in der kaufmännischen Emballage vor), wurde von Herrn Diehl, Spitalapotheker zum heiligen Geist in Nürnberg, käuflich übernommen."

Ueber eine weitere nicht gerade streng in den Rahmen der Thätigkeit eines Apothekers passende Anstellung Martius' sowie über die Erlangung seines Dr.-Titels lesen wir:

„Kaum hatte ich mein Verhältniß zur Landwehr gelöst, so wurde ich zu einer anderen Dienstleistung berufen. Um jene Zeit nämlich erschien eine Ministerial-Verfügung, welche die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0115-6

Pharmazeuten anhielt, zwei Jahre auf einer der drei Landes-Universitäten zu studiren, ehe sie zum Staatsexamen zugelassen würden, das ihnen die Befähigung zuerkennen sollte, einer Apotheke in Bayern vorzustehen. Die pharmazeutischen Lehrkräfte mußten demnach vermehrt werden, und ich erhielt von der Universität den ehrenvollen Antrag, Vorlesungen über Pharmazie und pharmazeutische Waarenkunde zu halten. Gerne erklärte ich mich hierzu bereit und las später auch noch ein besonderes Kollegium über die chemisch-forensische Ausmittelung der Gifte. Auf Grund meiner früheren Leistungen, und da kein Privat-Dozent den Katheder besteigen kann, wenn er nicht zuvor die Doktorwürde erlangt hat, ließ mir die philosophische Fakultät ihr Diplom ad honores kostenfrei ausstellen und durch den Dekan behändigen. Die von mir 1791 bei Gelegenheit des rigorosen Examens gelieferten schriftlichen Referate hätten vielleicht einer Dissertatio inauguralis gleichgeachtet werden können; aber damals gab es noch keine Doctores Pharmaciae, und so empfing ich denn jenes Diplom jetzt mit großer Freude und Dankbarkeit. In früheren Zeiten hätte ich freilich eine solche Ehrenerweisung nicht erwarten können, weil damals die Kenntnisse des Apothekers nicht sonderlich gewürdigt wurden, sein Stand dem des Doctor Medicinae geradezu untergeordnet war und er zum Arzte etwa so stand, wie der Schulmeister zum Pfarrer. Eine nicht minder erfreuliche akademische Ehrenerweisung erfuhr ich 1819 von Seiten der medizinischen Fakultät zu Bonn, welche mich mit dem Doctoratu medicinae et pharmaciae beschenkte."

So kam das Jahr 1824 heran und mit ihm für den arbeitssamen Martius der Abend der Ruhe.

Im Besitze der Unabhängigkeit und Freiheit vom Geschäfte beschloß er, mit seiner Frau, deren Schwester und einer verwittweten Oberpostmeisterin eine Reise an den Rhein zu unternehmen. Wir lassen die Herrschaften vorläufig allein reisen, um erst im Bade Ems in der „Lilie" mit ihnen zusammenzutreffen. Hier ist es kleines Poem, welches den alten Martius besonders erheitert haben muß, und welches uns Zeugniß giebt von der fröhlichen Stimmung, welche dem damals 70jährigen

Kollegen noch innewohnte. Wir können es uns auch deshalb nicht versagen, diesem originellen Gedichte eine kleine Stätte in unserer Arbeit zu gewähren, selbst auf die große Gefahr hin, bei einigen zu gefühlvollen Seelen Anstoß zu erregen.

Das die eigenthümliche Wirksamkeit des Emser Bades beschreibende Gedicht lautet:

„Allhier auf dieser warmen Stelle
Ist die berühmte Bubenquelle,
So Weiber fruchtbar machen soll;
Das glaub ich wohl.

Allein, daß diese Wirkungskraft
Durch's bloße Baden werd' verschafft,
Wie mancher fromme Eh'mann spricht,
Das glaub ich nicht;

Denn es kommt wahrlich nicht vom Baden,
Was manches Weiblein aufgeladen,
Wenn sie vom Bad nach Hause fährt.
Doch ist es wohl der Frage werth,

Wie sie zu diesem Glück gekommen?
Ein Kurgast hat es übernommen
Und hat's gethan zum Trost der Eh'
Und zu des Bades Renommée."

Hiermit nehmen wir von Martius, dessen Lebensabend ein heiterer war, Abschied. Wir schließen die Beschreibung resp. Wiedergabe der Selbst-Biographie dieses edlen Mannes, verdienstvollen Bürgers und unübertrefflichen Fachgenossen mit der Wiedergabe des Resumés, welches er über sein Leben, seine Thätigkeit in der Pharmazie sowie über die Apothekerkunst und seine Entwicklung im Allgemeinen verfaßt hat. Wir werden vieles noch für unsere heutige Zeit Wichtige und Passende in diesen Worten finden.

„Wenn ich jetzt", schließt Martius, „frei von allen Berufsgeschäften, in meinem Sorgenstuhl behaglich rückwärts in die Jahre und Jahrzehnte, die hinter mir liegen, schaue, so gewahre

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0117-8

ich vor Allem eine gewaltige Veränderung in dem, was zunächst mein Leben erfüllt hatte, in meiner Kunst und im Leben und Treiben meiner ehemaligen Standesgenossen. Deshalb sei es mir vergönnt, noch mein letztes Wort in dieser Angelegenheit auszusprechen."

„Außerordentlich ist der Umschwung, den die Pharmazie während meines langen Lebens genommen hat. Als ich sie zu meinem Beruf erkor, konnte man sie kaum eine Wissenschaft nennen. Altes Herkommen regierte in dem chemischen Laboratorium und hinter dem Rezeptirtische, und es wäre schwer gewesen, dasselbe immer und überall auf wissenschaftliche Prinzipien zurückzuführen. Die Apotheker aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren nur höchst selten strenge Anhänger irgend einer der früheren Theorien, sondern sie gehörten, wenn man so sagen darf, dem eklektischen Systeme an, oder vielmehr sie hielten sich großentheils an ihre Vorschriften, die Chemikalien und Arzneien zu bereiten, ohne sich um irgend ein System zur Erklärung der Erscheinungen zu bekümmern. Die späteren Entdeckungen und die ganz außerordentlichen Veränderungen, die von Lavoisier bis in die neueste Zeit stattgefunden, haben denn auch der Pharmazie Rechnung getragen, und immer mehr hat sie sich als wissenschaftliches und künstlerisches Gewerbe ausgebildet."

„Inzwischen möchte ich fast glauben, daß sie als Gewerbe bereits ihren Höhepunkt erreicht hat und daß es, was ihren gewerblichen Charakter betrifft, damit jetzt schon wieder abwärts gehe. In meiner ruhigen Zurückgezogenheit fand sich manche Veranlassung, den früheren Zustand der Pharmazie mit dem gegenwärtigen zu vergleichen, und wenn ich dabei auf das eben erwähnte nicht gerade angenehme Resultat gekommen bin, so mag es mir erlaubt sein, die Gründe für diese Ansicht etwas genauer auseinanderzusetzen."

„In der Mitte und bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts bildete der Apotheker mit seiner Familie einen geschlossenen ruhigen Hausstand, worin das Arbeitspersonal so mit begriffen war, als wenn es wirklich zur Familie gehörte. An manchen Geschäften, z. B. dem Verfertigen von Räucherkerzchen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0118-3

dem Füttern von Schachteln, dem Kapselmachen und dergl., nahmen damals wohl auch Glieder der Familie in den Abendstunden Theil. Es war eine konzentrirte innerliche Häuslichkeit, worin man lebte. Jede Familie hatte mehr oder weniger ein eigenthümliches Gepräge, das besonders von der Gesinnung und dem Naturell des Hausherrn ausging, überdies aber von der Oertlichkeit, von dem Grade des Wohlstands und der Bildung der Familie abhing. Weil man mehr im Haus lebte, weniger mit der Außenwelt verkehrte als jetzt, so erhielt sich alles länger und gleichförmiger in den alten Geleisen. Der Prinzipal hatte seine Kenntnisse und Erfahrungen über den Beruf nur selten durch Studien auf der Universität erweitert; ein regelmäßiger akademischer Unterricht wurde von den Gehülfen niemals gefordert. Auch die Reisen und das lange Konditioniren von denjenigen Pharmazeuten, welche ein väterliches Geschäft übernehmen konnten, waren seltener, denn die Alten zogen sich entweder bei Zeiten vom Geschäft zurück, oder nahmen den Sohn dazu auf. Bei den Gehülfen liebte man den Wechsel nicht; man hielt darauf, ältere und erfahrene, mit den Bedürfnissen des Publikums vertraute Gehülfen zu besitzen. So traten denn keine sehr mannigfaltigen Ansichten und Vorstellungen von der Welt und von ihrem Treiben mit einander in Reibung. Alles dies trug dazu bei, das Leben in einem pharmazeutischen Hausstande stille, einfach und anspruchslos zu machen. Auch das Geschäft selbst, das häufige Entfernung vom Hause nicht gestattete, und der Charakter der Wissenschaft, welche man zu pflegen hatte, wirkte auf Zurückgezogenheit und Vereinzelung hin. Wenn auch gar viele meiner ehrenwerthen Standesgenossen keine Adepten waren und sich nicht darum von der Welt absonderten, so brachte doch der Umgang mit den chemischen Stoffen und Elementen, deren geheimnißvolle Wirkungen auf einander noch gar nicht so erkannt waren wie jetzt, eine ernste und ruhige Stimmung im Geiste der Pharmazeuten hervor. Man hat schon öfter die Bemerkung gemacht, daß unter ihnen Leute von tiefer Neigung zur Grübelei und von ganz absonderlicher philosophischer Ueberzeugung zu finden gewesen wären, und ich kann dies aus eigener Erfahrung bestätigen. Ein Mann z. B., mit dem ich viele Jahre

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0119-2

in kollegialischen Verhältnissen gestanden bin, behauptete im größten Ernst, daß er schon einmal unter einer anderen Menschenform auf dieser Erde gelebt hatte. Zu diesen Ursachen des einsamen Stilllebens in gar vielen Familien von Pharmazeuten kam endlich auch noch ihre Stellung zu anderen Gewerbtreibenden und zu denjenigen, welche in feierlicher Promotion einen rothen oder violetten Doktorhut aufgesetzt erhalten hatten. Gegen die Ersteren hielt sich der Apotheker gar oft aus besserem Holze geschnitzt, während er von den Anderen nicht als ebenbürtig anerkannt wurde. Alle diese Umstände kamen denn nicht blos einer gewissen Isolirung, sondern auch einer frugalen Lebensweise und der Oekonomie zu statten, und in der Zeit, von welcher ich spreche, ist es wohl nicht selten geschehen, daß die Apotheker in der Lage waren, ihren Erben ein hübsches Vermögen zu hinterlassen. Damals nannte man die Apotheker „Neun und Neunziger", und die Apotheken „Goldgruben", indem man auf die großen Prozente anspielte, die das Geschäft abwerfe."

„Inwieweit diese Ansicht eine richtige war, muß ich dahingestellt sein lassen; daß in der jetzigen Zeit die Apotheken keine Goldgruben mehr sind, glaube ich jedoch mit Bestimmtheit sagen zu können. Allerdings konnte in der früheren Zeit der Apotheker im Verhältniß mehr verdienen als jetzt. Eine große Anzahl von Arzneistoffen bot ihm jährlich die gütige Natur unmittelbar in seiner nächsten Umgebung, und hatte ihn deren Sammlung, Trocknung oder sonstige Zubereitung mehrere Wochen des Jahres hindurch beschäftigt, so besaß er dann Material genug zum Verkaufe für die übrige Zeit des Jahres hindurch. Welche weit mächtigere Rolle spielten auch früher die destillirten Wasser, die Tinkturen, Essenzen, die Extrakte und andere im Ganzen leicht und einfach darzustellende Präparate! In welchen Quantitäten und wie häufig wurde in jener Zeit auch verschrieben! Ein Pulver, eine Mixtur, ein Thee und ein kräftiger Spiritus zum Einreiben bildeten heute die Ordinationen, die schon morgen bei Seite gestellt und durch ein womöglich noch kräftigeres Rezept ersetzt wurden. Welche hohe Taxe stand außerdem dem Apotheker bei der Berechnung der

Rezepte zur Seite! Ueberdies war es eine Ehrensache, den Apotheker sogleich oder wenigstens in den ersten 8 Tagen eines neuen Jahres zu bezahlen. Wie ganz anders sind jetzt die Verhältnisse, welcher Wechsel in dem System der Medizin, wie einfach die Verschreibung Salpeter, Salmiak, Süßholzsaft, Brechweinstein, Brunnenwasser oder höchstens ein einfaches destillirtes Wasser. Freilich kommen dazu die Alkaloide, die das Ergebniß der neuesten chemischen Entdeckungen sind. Aber gerade sie werden in der Hand des Arztes ein Schwert, indem sie diesen in den Stand setzen, gar oft die Stunde zu bestimmen, in welcher die Krankheit gehoben sein wird. Ich erinnere nur an die China und das Chinin. Wie viele Unzen Chinarinde mußte sonst ein armer Fieberkranke verschlucken, während jetzt mit einigen Skrupeln Chinin die Sache abgethan ist."

„Oben habe ich gesagt, man nenne die Apotheken Goldgruben, und wahr ist es, daß diese Ansicht bei einem großen Theil des Publikums forterhalten werden muß, wenn es von den hohen Verkaufspreisen Kenntniß erlangt, welche in den letzten Jahren für einzelne Apotheken bezahlt wurden. Keineswegs will ich verkennen, daß in großen reichen Städten, wo überhaupt mehr medizinirt und gewöhnlich baar bezahlt wird, der Apotheker immer noch einen größeren Umsatz hat als der Apotheker in einer kleinen Stadt. Die Güte der Heilmittel, sowie die Eleganz bei der Zubereitung sind bei beiden ganz gleich. Allein ein Unterschied liegt darinnen, daß ein Gehülfe in einer großen Stadt im Verhältniß nicht viel besser als jener in einer kleinen Stadt bezahlt wird, und die Unterhaltungskosten wohl ganz gleich sind. Denn während der Erstere täglich 40—50 Rezepte anfertigt, fallen dem Gehülfen in einer kleinen Apotheke 15—20 zu, und bei gleichen allgemeinen Geschäftsunkosten stellt sich der Umsatz wie 1 zu 2 oder gar zu $2^1/_2$ heraus, und so ist es ganz einleuchtend, daß auch der Gewinn in demselben Verhältniß steigen oder fallen muß. Dazu kommt ferner auch das Borgen, dem ein Apotheker auf flachem Lande garnicht ausweichen kann, während der Apotheker in einer Stadt, wo sich mehrere Geschäfte befinden, diesem Uebelstande ohne Verletzung seiner Pflichten theilweise begegnen kann. Darum berücksichtigt mancher junge,

kenntnißvolle tüchtige Apotheker bei dem Kauf eines Geschäftes eine Mehrausgabe von einigen Tausend Gulden nicht, um endlich zur Begründung des eignen Herdes an einen größeren Ort zu gelangen. Mancher reiche Vater kauft seiner Tochter lieber ein theures Apothekergeschäft, als daß er ihr äußerliches Glück einem jungen Kaufmann vertraut, der vielleicht in einer einzigen unglücklichen Spekulation die mühsam errungene Mitgift verliert. Der Apotheker ist durchaus mit seinem Geschäftsbetrieb an die lokalen Verhältnisse gebunden; er kann als Apotheker nicht spekuliren und deswegen wird er wohl selten falliren, wenn nicht die größte Gewissenlosigkeit und Unaufmerksamkeit ihn von der rechten Bahn abbringt. Dies scheinen mir Verhältnisse, die von Wenigen gekannt, von der Masse nicht berücksichtigt werden, und die ganz bestimmt einen großen Einfluß auf den dermaligen hohen Preis der Apotheken ausüben."

„Von einem Unterschiede zwischen realer und personeller Apotheke wußte man jenesmal garnichts, und wie schneidend und nachtheilig hat in einigen Ländern des Vaterlands das Hervorheben dieses Verhältnisses gewirkt? Vorzüglich in Apotheken der Stiftungen, hie und da aber auch in anderen, welche stets Privateigenthum gewesen waren, herrschte in früheren Jahren die Gewohnheit, daß die Offizin oder ein benachbartes Stübchen zu gewissen Tagesstunden von den Herren Doktoren und vielleicht auch von noch einigen auserwählten Honoratioren des Ortes regelmäßig besucht wurde. Man wußte in der Stadt: die und die Herren sind um 10 Uhr in der Löwen-Apotheke, oder wie sie eben heißen mochte, zu finden. Hier pflegte denn die Gesellschaft zu diskutiren, zu politisiren, eine oder die andere der deutschen Zeitungen auf grauem Druckpapier, die Frankfurter oder Augsburger Postamtszeitung, oder die Erlanger, welche namentlich zur Zeit des siebenjährigen Krieges großen Ruf hatte, oder den Kriegs- und Friedens-Kourier zu lesen. Der Herr Apotheker mußte die Erweiterung seines Tempels der Hygieia als eine Ehre ansehen. Auch wurde ein Gläschen Aquavitä oder feinen Liqueurs, oder alter Burgunder und Ofner regelmäßig kredenzt, oder stand ebenso wie Magen-Morsellen, Mandeln und Rosinen zur Disposition der verehrten Gäste.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0122-5

Dafür wird aber auch der Herr Prinzipal gewürdigt, von allerlei Gedanken, Maßnahmen und Beschlüssen der „Fakultät" Kenntniß zu erhalten, die ihn, als Vertrauten der Herren Doctores, beim Publikum in Kredit setzten. Dies war denn allerdings auch die Zeit, in welcher die Apothekerei am allermeisten florirte."

„Gewöhnlich blieb der Lehrling nach der Auslernung noch einige Zeit im Hause seines Lehrherrn, und während dieses Aufenthalts erhielt sein Charakter einen bestimmten Eindruck von dem Charakter der Familie, worin er erzogen wurde. Gegenwärtig ist eine solche Einwirkung auf den Lehrling schwächer, weil dieser schon mit einer Dosis Selbstvertrauen eintritt, und von eigentlicher Erziehung in der Lehre nicht mehr die Rede ist. Andrerseits ist auch das Verhältniß des Prinzipals zu dem jungen Menschen, wenigstens in vielen Fällen, ein ganz anderes geworden. Man beschäftigt sich viel weniger mit seinem Lehrling als sonst. Die Unterweisung ist mehr praktischer als theoretischer Natur. Manches nämlich, was der Lehrherr ehemals seinem Schüler beigebracht hat, wird vorausgesetzt, als habe dieser es schon auf der Schule erworben; anderes aber erspart man auf den akademischen Unterricht, welchen der Pharmazeut gegenwärtig fast in allen deutschen Ländern verordnungsmäßig erhalten muß, um sich für die Staatsprüfung und für die Uebernahme eines Geschäfts zu befähigen. Ich will nicht sagen, daß diese neuere Anordnung nicht sehr große Vortheile mit sich brächte. Sie stellt ohne Zweifel den Apothekerstand höher in seiner wissenschaftlichen Würde und verbürgt seinen Angehörigen die Möglichkeit, viele nützliche, ja nothwendige Kenntnisse nach einer guten Methode zu erlernen. Andrerseits bringt sie aber auch gar manchen Nachtheil mit sich, besonders wenn die Apotheker für die Universität nicht gründlich genug vorgebildet sind."

„Daß der junge Mann, der gegenwärtig nicht mehr die strenge, pedantische Ordnung, die abgeschlossene Familien-Ruhe kennen lernt, die ehemals die Lehrzeit beherrschte, auf der Universität auch allerlei Lockungen ausgesetzt ist, will ich der Einrichtung nicht zum Vorwurfe machen; denn im Allgemeinen kann man wohl nicht über die Moralität der studirenden Phar-

mazeuten klagen. Allein den Meisten bleibt doch wohl immer, wenigstens in der ersten Zeit, etwas Burschikoses ankleben. Daher kommt es auch, daß vielen älteren Prinzipalen Gehülfen, welche kurz vorher die Universität verlassen haben, und denen das Kommersiren noch im Kopf steckt oder die mit Sporen hinter dem Rezeptirtisch stehen, nicht angenehm sind. In andere ist ein so vornehmer Geist gefahren, daß sie klüger zu sein als der Brodherr, alles besser zu wissen wähnen, und daß ihnen gar oft das ins Kleine gehende Apothekergeschäft nicht mehr zusagt. Das sind Dinge, die der Zeitgeist einmal mit sich gebracht hat, und wogegen jetzt schwerlich mehr eine gründliche Abhülfe zu finden sein dürfte. Darum ziehen manche Prinzipale den Gehülfen vor, der das Universitätsleben noch gar nicht gekostet hat, oder jenen, der schon so alt geworden, daß er seine Reize und Lockungen bereits wieder vergessen; inzwischen glaube ich, daß man den Aufenthalt des jungen Pharmazeuten auf der Universität durch gesetzliche Bestimmungen allerdings so einrichten könne, daß er für ihn wie für die Interessen des Standes sicheren Nutzen brächte. Es wäre dazu vor Allem eine gute Beaufsichtigung und Kontrolle der studirenden Apotheker durch irgend eine Fakultät nöthig."

„Der Krieg großer Kapitalien gegen kleine entscheidet sich immer mehr zu jener Gunsten, und darin liegt eine der wichtigsten Ursachen zunehmender Armuth, des sogenannten Proletariats. Der Apothekerstand hat nun auch mit demselben Uebelstand zu kämpfen. Auf der einen Seite beeinträchtigen ihn die Materialisten, von welchen sich das Publikum gar viele Artikel wohlfeiler verschaffen kann als aus der Offizin, auf der andern die chemischen Fabriken, welche eine Menge Artikel im Großen bereiten, die sonst nur aus dem Laboratorium des Apothekers hervorgegangen sind. Die Vermehrung solcher chemischen Fabriken bringt aber noch einen andern Uebelstand mit sich: sie entfremdet den Apotheker seinem Laboratorio, sie entwöhnt ihn, gar viele Artikel, zu deren Herstellung seine besten Kenntnisse und Erfahrungen gehörten, selbst zu bereiten, und verlockt ihn, sich von dem chemischen Fabrikanten, nicht von seiner eigenen Wissenschaft abhängig zu machen. Geht es, wie wir seit einigen Dezennien

gesehen, mit der Anlegung solcher chemischen Fabriken immer weiter, so wird der Pharmazeut in die Lage kommen, sein Laboratorium zu schließen. Seine Oefen, Retorten und Schmelztiegel werden feiern, — seinen Defektarius wird er abdanken müssen und am Rezeptirtisch wird er immer mehr auf die Stufe des Arzneikrämers herabsinken. Die Materialhandlungen reißen einen großen Theil des sogenannten Handverkaufs von vielen Arzneistoffen an sich, indem die Gesetze von den Quantitäten, in welchen sie verkaufen dürfen, umgangen werden; und so sieht sich der Apothekerstand nach jeder Seite hin im Nachtheil. Wenn man aber bedenkt, welcher Nutzen in der festen Begründung nährhafter Gewerbe beruht, die gleichsam der Grundpfeiler aller bürgerlichen Ordnung und Behaglichkeit sind, so wird man mit mir, der ich noch in meinen alten Tagen vom wärmsten Interesse für meinen Stand erfüllt bin, den Wunsch hegen, daß ein so schönes nützliches Gewerbe in seiner früheren Bedeutung und Würde könne erhalten werden." —

Man sollte wirklich nicht glauben, daß bereits 50 Jahre verflossen sind, seit der sehr verehrte Kollege Martius obige Worte zu Papier gebracht hat!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0125-2

XI. Ein Apotheker, der seinen Vater sucht.

Unter diesem Titel ist ein seltsames englisches Buch erschienen, das uns in „neuester, sorgfältig durchgesehener Ausgabe" als Uebersetzung aus dem Englischen vorliegt. Der Verfasser ist Kapitän Marryat, der Verleger Karl Zieger Nachf., Berlin (1889).

Japhet, der Held des Romans, der seinen Vater sucht, hätte uns allerdings gerade so gut als Arzt, Kaufmann oder irgend etwas anderes vorgestellt werden können, ohne daß der Roman größerer Abänderung bedürfte. Wir erfahren denn auch außer auf den ersten Blättern später nichts mehr von Japhets Zugehörigkeit zur Pharmazie und wir hätten das vor uns liegende Buch auch nicht in den Kreis unserer Betrachtungen gezogen, wenn wir nicht zu Anfang in eine englische Apotheke, Mr. Kophagus heißt ihr Besitzer, eingeführt würden und die Bekanntschaft eines originellen alten englischen Kollegen machten.

Wir lernen auch pharmazeutische Gewerbefreiheit in England kennen und erfahren, daß Japhet veritabler Apotheker wird ohne Gehilfenexamen, Studium und Approbation.

Im ersten Kapitel mit der langathmigen Ueberschrift: „Wie den meisten Kindern giebt mir Mammon meinen Pathen. Ich mache frühzeitig Lärm und werde einige Tage nach meiner Geburt aufgehängt. Zu rechter Zeit abgeschnitten, verursache ich eine blutige Scene. Meine ersten Neigungen verrathen sich am deutlichsten in der Wahl meines Berufes", erfahren wir einiges über das Debut des Weltbürgers Japhet.

Er wird, sorgfältig in einem Korb verpackt, an der Thür eines Findelhauses aufgehängt, die Zubringer klingeln und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0126-8

verschwinden dann. Der alte Portier fährt in solch großer Eile auf, daß er seiner besseren Hälfte mit der verkehrten Hand einen Schlag auf die Nase versetzt, was starken Blutverlust zur Folge hat. Einem im Korbe befindlichen Briefe sind 50 Pfund in Banknoten beigelegt, der Brief, von Abraham Newland, Esq., unterzeichnet, lautet:

„Dieser Knabe ist ehelich geboren. Er soll Japhet heißen. Wenn die Umstände es erlauben, wird er reklamirt werden."

Lassen wir die Zeit eilen — Japhet ist 14 Jahre alt geworden; er kommt zum Apotheker Kophagus ins Haus und in die Lehre.

Von diesem Kollegen und seiner Apotheke erzählt Japhet:

„Der Praktikus, der mich in die Lehre nahm, hieß Mr. Phineas Kophagus, dessen Haus sehr günstig mit der einen Seite des Ladens (bei diesen Apotheken ist der Ausdruck „Laden" wohl angebracht. D. V.) am Smithfield-Markt, mit der anderen an der zu diesem führenden Hauptstraße lag. Es war ein Eckhaus, aber keins, das im Eckchen stand. Zu beiden Seiten des Ladens waren zwei Branntweinschenken und zunächst an ihnen zwei Wirthshäuser". . . . 2c. — „Tranken die Leute so viel, um beim Becher in Streit zu gerathen, wer war dann so schnell bei der Hand, ihre verbeulten Köpfe zu pflastern, wie Mr. Kophagus! Aß sich ein fetter Viehmäster einen Schlagfluß an, wie willkommen war die allezeit bereite Lanzette des Mr. Kophagus! Stieß ein Stier einen Menschen, gleich war Mr. Kophagus zur Stelle mit Dyachilon und Charpie und setzte ein Ochse ein Dämchen in Schrecken, so führte es Mr. Kophagus in sein Hinterzimmer, wo es sich von seiner Ohnmacht erholen konnte." Herr Kophagus war also durch und durch Geschäftsmann, der die Vortheile seiner — interlokalen Position sehr gut wahrzunehmen wußte!

Wie noch heute für viele Apotheker auch in Deutschland, bildeten Markttage für Mr. Kophagus eine sehr willkommene und höchst lukrative Abwechselung im täglichen Einerlei.

„Wenn ein gehetztes Stück Vieh andere zu Boden warf, so half das Mr. Kophagus um so mehr auf die Beine . . . . . wenn auch alles litt, so war doch Mr. Phineas Kophagus keiner

von den Leidenden; denn er litt niemals, daß ihm ein Patient entschlüpfte. . . ." 2c.

Ueber die innere Einrichtung der Offizin berichtet Japhet:

„Die Apotheke hatte die gewöhnliche Ausstattung von grünen, gelben und blauen Flaschen. — — — In dem einen Fenster hatten wir ein weißes, im anderen ein braunes Pferd, um den Roßhändlern anzuzeigen, daß wir uns auch mit — Pferdekuren befaßten. Wir besaßen sämmtliche patentirte Arzneien der Welt, sogar Mr. Enoug's „Universalmittel für die Menschheit". Die Apotheke war groß, und im hinteren Theile stand ein umfangreicher eiserner Mörser mit dazugehörigem Stößel. — Den ersten Stock bewohnte Mr. Kophagus (natürlich Junggeselle! d. V.), der zweite war vermiethet, und die übrigen Hausräume waren der Haushälterin und dem Personal der Apotheke überlassen."

„Mr. Phineas Kophagus mochte etwa 45 Jahre alt sein, als ich die Ehre hatte, ihm im Empfangszimmer des Findelhauses vorgestellt zu werden. Er war von mittlerer Größe, hatte ein schmales Gesicht, eine sehr gebogene Nase, kleine lebhafte Augen, welche gutmüthig zwinkerten, und einen großen seitwärts herabgezogenen Mund. Er war stattlichen Leibes, und eine beträchtliche Protuberanz wandelte vor ihm her, welche er mit seiner linken Hand gar wohlgefällig zu streicheln pflegte. Doch ruhte dieser stattliche Oberbau auf wahren Spindelbeinchen, so daß seine Erscheinung an einen Vogel aus dem Kranichgeschlecht erinnerte. Ja, ich kann sogar behaupten, daß seine ganze Figur auf den Beschauer einen ähnlichen Eindruck machte, wie eine Orange, wenn sie sich zwei Tabackspfeifenröhrchen untergesteckt hätte. Seine Kleidung bildete ein schwarzer Rock und dito Weste, eine weiße Kravatte an hohem Kragen, blau gestickte Pantalons und Halbstiefel, die so eng saßen, daß es aussah, als ob er sich etwas auf seine Spindelbeine zu Gute thäte. Er trug einen breitgeränderten niedrigen Hut und in der Rechten ein starkes schwarzes Rohr mit goldenem Knopf, den er fast immer beim Sprechen an die Nase legte, gerade wie es uns die Karikaturen bei Darstellungen von Doktorkonsultationen zeigen. War aber seine Figur schon seltsam, so waren es seine Sprache und Manieren noch weit mehr. Er sprach, wie gewisse

Vögel fliegen, nämlich ruckweise, unterbrach seine Worte, ohne jemals den Satz zu vollenden, alle Augenblicke mit „mmh" — und schloß mit einem „und so", indem er es dem Zuhörer überließ, selbst den Zusammenhang herauszufinden. Fast immer in Bewegung, änderte er gemeiniglich seine Stellung, sobald er ausgesprochen hatte, und tänzelte, seinen Stock an der Nase und den Kopf seitwärts gehoben, mit zierlichem Menuettschritt nach der anderen Seite des Zimmers."

Komische Figur, seltsame Art und Weise der Sprache! — Also auch dem englischen Apotheker wird eins angehängt. Solamen miseris socios habuisse malorum!

Schmales Gesicht, stattlicher Leib, dünne Spindelbeinchen, — eine Schönheit ersten Ranges ist unser englischer Kollege auch gerade nicht. Aber in dieser häßlichen Schale steckt ein schöner Kern. Mr. Kophagus ist, wie der spätere Verlauf zeigt, ein edeldenkender Mensch mit gutem Herzen!

Der Schluß des Kapitels bringt uns das in lakonischer Kürze gehaltene Engagement Japhets durch Mr. Kophagus.

„Als ich ihm vorgeführt wurde", erzählt Japhet, „stand er bei Zweien von den Direktoren. „Dies ist der Junge", sagte der eine; „sein Name ist Japhet."

„Japhet", versetzte Herr Kophagus, „mmh, biblischer Name Sem, Ham — und so. Junge liest?"

„Sehr brav und schreibt eine recht hübsche Hand. Es ist ein guter Knabe, Mr. Kophagus."

„Lesen — Schreiben — Orthographie — gut und so. Muß ihn heranbringen — Rudimente — Spatel — Signaturen schreiben — mmh — Medicinae Doctor mit der Zeit — Mann aus ihm machen und so —", sagte die seltsame Figur, welche auf den Fußspitzen, das Rohr an der Nase und mich mit den zwinkernden Augen durchforschend, um mich herum spazierte. Nach dieser Untersuchung und deren günstigem Resultate ward ich entlassen, den nächsten Tag aber in ehrbarer Kleidung durch den Portier in der Offizin des Herrn Phineas Kophagus abgeliefert, welcher bei meiner Ankunft nicht zu Hause war."

Das zweite Kapitel macht uns mit dem Gehilfen und einem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0129-8

Laufburschen der Kophagus'schen Apotheke bekannt, von welch ersterem Japhet berichtet:

„Ein großer, schlanker, rothwangiger, dabei doch hektisch aussehender junger Mann war hinter dem Rezeptirtische beschäftigt, während ein schmutziger Junge mit einem Korbe neben ihm stand, um die fertigen Arzneien an die Besteller zu überbringen. Der junge Mann hinter dem Tische hieß Brookes; er hatte bis zur Vollendung seiner Dienstzeit noch achtzehn Monate, nach deren Ablauf seine Verwandten eine eigene Apotheke für ihn einrichten wollten. Und das war der Grund, weshalb Herr Kophagus mich annahm; ich sollte das Geschäft erlernen und dereinst den Ausscheidenden ersetzen. Mr. Brookes war ein sehr sanfter liebenswürdiger Mensch, freundlich gegen mich und den anderen Knaben . . ."

Mag uns zum Schluß das Buch noch von Japhets erster Beschäftigung in seiner neuen Laufbahn erzählen. Mr. Kophagus hatte nämlich eine besondere Vorliebe für Rudimente, was er bei dem Engagement Japhets schon angedeutet, und so lesen wir:

„Mr. Kophagus trat ein. „He, Japhet, — seh schon!" sagte er und legte den Knopf an die Nase; „nichts zu thun — schlimm — mußt arbeiten — mmh und so. Mr. Brookes — Bursch Rudimente lernen — gut — und so."

„Hierauf nahm Mr. Kophagus den Stock von der Nase, deutete nach dem großen eisernen Mörser und ging fort ins Hinterzimmer. Mr. Brookes verstand den Meister an meiner Statt. Er wischte den Mörser aus, warf einige Sorten hinein, zeigte mir, wie man den Stößel handhabt, und ließ mich bei meiner Arbeit. . . . . Die Arbeit war entsetzlich schwer für einen Knaben; der Schweiß rann mir in Strömen herunter, und ich konnte kaum noch die Arme aufheben. Mr. Kophagus ging durch die Apotheke und sah mir zu, wie ich so mit dem schweren eisernen Stößel stampfte. „Gut", sagte er, „wird sich machen — Medicinae Doctor — und so". —

„Ein rauher Weg", sagt Japhet von der ersten Zeit seines Apothekerthums, woraus erhellt, daß ihm die Lehrzeit just so schwer wurde wie den meisten unserer heutigen Eleven.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0130-9

Indeß der junge Anfänger fühlte sich stolz auf das schon in kurzer Zeit erlangte Wissen. Er sagt selbst:

„Wie alle pharmazeutischen Anfänger hatte ich in meinem Aussehen einen Zug — wenn nicht von Weisheit, so doch ganz gewiß von Selbstgenügsamkeit, was eigentlich in der Welt so ziemlich gleichbedeutend ist. Ueber der glatten, sehr weißen Stirn waren meine dunklen Locken systematisch zurückgekämmt mit einer Regelmäßigkeit, welche so deutlich, als Haare es vermögen, sprach: „Inhaber dieses thut alles und jegliches nach Vorschrift, Maaß und Regel." Mit meinen langen Fingern faltete ich die kleinen Pulverkapseln zusammen, wobei ich so gedankenvoll und gravitätisch aussah, wie nur ein Minister, der ein ebenso unendliches, wie unverständliches Protokoll übergiebt, und der feierlich tiefsinnige Blick, mit welchem ich den Inhalt einer Phiole in die andere goß, hätte einem königlichen Leibarzt, wenn er den „Gesalbten des Herrn" in articulo mortis beobachtet, trefflich zu Gesichte gestanden." —

Der weitere Lebenslauf Japhets, so interessant er auch ist, ist doch für uns hier ohne Bedeutung.

Er zieht bald in die weite Welt hinaus, um seinen Vater zu suchen. Abenteuer mancherlei Art erwarten ihn. Bei einem kurzen Zusammenleben mit Zigeunern fällt ihm ein schönes jugendliches Mädchen auf, von welchem er argwöhnt, daß es den Eltern gestohlen sei. Nunmehr ist sein Lebenszweck ein doppelter: er will seinen Vater, aber auch die Mutter der ihm in inniger schwesterlicher Liebe zugethanen Flita suchen.

Endresultat: er findet beide, die reiche Mutter Flitas und seinen nicht minder reichen Vater, einen um das Vaterland verdienten berühmten General. Er führt ein Leben voller Freuden und verheirathet sich kurz darauf mit — Flita? Fehlgeschossen! Er bewahrt ihr wohl seine brüderliche Liebe, indeß sein ferneres Dasein voll Pracht und Herrlichkeit theilt er mit Susanna, der später geborenen Tochter — Mr. Kophagus'! Vielleicht denkt er heute noch manchmal mit wehmüthigem Lächeln der kurzen Zeit seiner Apothekerlaufbahn, — wenn die Erinnerung daran nicht schon gänzlich in ihm erloschen ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0131-5

XII. Ein schönes Kapitel.

Der Altmeister deutscher Dichtung, Johann Wolfgang von Goethe, entwirft uns von unserem Fachgenossen im Epos „Hermann und Dorothea" eine wahrhaft feine und treffende Charakterzeichnung.

„Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen —" wer kennte sie nicht, die Anfangsworte dieses Epos, welche der Löwenwirth auf der Bank vor seinem Hause an die Frau Wirthin richtet! Es hat sich das Gerücht verbreitet, draußen vor dem Thore ziehe ein fremdes Volk vorbei, „gute fliehende Menschen", welches durch Krieg aus seinen Wohnsitzen vertrieben, das überrheinische schöne Land verlassen mußte. Man wartet der Zurückkehrenden, um von ihnen zu erfahren, was sie draußen gesehen haben. Endlich kehrt der Prediger zurück ebenso der Apotheker. Man begrüßt sich, setzt sich nieder und der Apotheker erzählt „beinahe verdrießlich":

„So sind die Menschen fürwahr und einer ist doch wie der andere!
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället.
Läuft doch Jeder die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zu Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertriebenen
Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen."

Keine Regung des Mitgefühls für das Schicksal der Vertriebenen, keine Spur von Gemüth, keine Aufregung spricht aus diesen Worten. Was den Apotheker bei der Sache

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0132-0

berührt, und zwar ärgerlich berührt, ist die Neugierde der gafflustigen Menschen, über die er im pedantischen Schulmeistertone seinen Tadel ergießt. Namentlich an der Schlußzeile: „Unbegreiflich find' ich den Leichtsinn" kann man den strengen pflichtgetreuen Apotheker erkennen. Im Gegensatz zu dem Apotheker, welcher sein Urtheil vom kalten Verstande und nicht vom Gefühle leiten läßt, steht der Pfarrherr, der in gelind verweisendem Tone antwortet:

— „Ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen für schädliche
Triebe die gute Mutter Natur gab —"

Die Hausfrau drängt nun zum Erzählen des Geschehenen, und der Apotheker ist es, durch dessen Mund Goethe berichten läßt. Hat nun der Tadel des Pfarrers den Apotheker getroffen, oder klingen, nachdem sich der Aerger Luft gemacht, in seinem Innern weichere Saiten an, jedenfalls weit milder als er geschlossen, beginnt er seine Erzählung:

— „Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich sobald mich freu'n nachdem, was ich alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigste Elend!"

Und nun läßt er die Bilder des Tages vor den Augen seiner Zuhörer vorüberziehen, erzählt ruhig eines nach dem andern, wobei er es sich aber nicht versagen kann, hier und da ein Wort des Tadels einzustreuen, denn bald schon sagt er:

— „Ach! und es nimmt die Gefahr dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt und das Theure zurücklläßt.
Also führten auch hier mit unbesonnener Sorgfalt
Schlechte Dinge sich fort."

Der Schluß des Berichtes bildet eine Erwähnung der im Zuge befindlichen „Kranken und Alten", über deren Zustand einige Worte zu äußern, der Erzählende als Apotheker sich gewissermaßen verpflichtet fühlt. Der Löwenwirth aber gehört zu den Leuten, die keine Unglücksbotschaft hören mögen. Er bittet die Beiden, deshalb in den hinteren Raum, in das kühlere Sälchen zu treten, um bei einem Glase 83er die Grillen zu vertreiben, und

„Heiter klangen sogleich die Gläser des Wirthes und Pfarrers,
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das seine."

Warum? ist nicht recht verständlich und wird im Epos auch verschwiegen. Nachzitterndes Mitgefühl für das Elend, das er draußen gesehen und soeben geschildert, kann es nicht sein, was ihn abhält, froh mit den Fröhlichen zu sein, denn gleich darauf, als Hermann, „der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hineintritt", und aus jugendlichem Herzen heraus seine Erlebnisse bei den Flüchtlingen erzählt hat, erklärt er kühl bis ins Herz hinein:

„O glücklich, wer in den Tagen
Dieser Flucht und Verwirrung in seinem Haus nur allein lebt,
Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange sich schmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um vieles nicht heute
Vater heißen und nicht für Frau und Kinder besorgt sein.
Oefters dacht' ich mir auch schon die Flucht und habe die besten
Sachen zusammengepackt, das alte Geld und die Ketten
Meiner seligen Mutter, wovon noch nichts verkauft ist.
Freilich bliebe noch vieles zurück, das so leicht nicht geschafft wird.
Selbst die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße gesammelt,
Mißt' ich ungern, wenn auch der Werth der Waare nicht groß ist.
Bleibt der Provisor zurück, so geh' ich getröstet von Hause.
Hab' ich die Baarschaft gerettet und meinen Körper, so hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entflieht am leichtsten."

Der Apotheker ist ein alter Junggeselle, und hieraus erklärt sich zum Theil der krasse Egoismus, der aus seinen Aeußerungen spricht. Familie oder Verwandte fesseln ihn nicht an das Städtchen, das er gerade bewohnt, der poetischen Jugend ist er entrückt, sein langjähriges Geschäftsleben hat ihn gewöhnt, alles mit vernünftiger, den eigenen Vortheil nicht vergessender Berechnung zu thun, und so ist er dem herandrohenden Kriegselend gegenüber als echter Egoist nur um die Sicherheit seiner Person und seines Vermögens besorgt, den Vortheil, den er als alleinstehender Mann in einer solchen Situation genießt, wohl erkennend und hervorhebend: „Hab' ich die Baarschaft gerettet und meinen Körper, so habe ich alles gerettet." Aber auch hier verläßt ihn die im langjährigen Apotheker-Geschäftsleben erworbene Kleinlichkeit nicht, wo es sich um Leben und Vermögen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0134-2

handelt, bedauert er, nicht auch noch die werthlosen Kräuter und Wurzeln mitschleppen zu können. Daß die Anschauungen des Apothekers gerade das edlen Impulsen folgende, von jugendlicher Liebe erzitternde Herz Hermanns am meisten verletzen, ist natürlich, und so ist es dieser, welcher unter dem Beifalle der Eltern den egoistischen alten Junggesellen wie folgt zurechtweist:

— „Nachbar, keineswegs denk' ich wie Ihr und tadle die Rede.
Ist wohl der ein würdiger Mann, der im Glück und im Unglück
Sich nur allein bedenkt und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verstehet und nicht dazu von Herzen bewegt wird?"

Im ferneren Verlaufe der Unterhaltung bricht zwischen Vater und Sohn ein kleiner Streit aus, die Mutter mischt sich ein und des Vaters letzte Worte lauten:

„Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurück. So bleibt es."

An diese Sentenz anknüpfend, kann der Apotheker es nicht unterlassen, von neuem in egoistischer Weise seine durch Hermanns Einspruch unterbrochene Klage zu beenden, indem er von neuem beginnt:

„Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und sehe mich immer
Selbst nach dem Besseren um, wofern es nicht theuer, doch neu ist;
Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Gelds hat,
Thätig und rührig zu sein und innen und außen zu bessern?
Nur zu sehr ist der Bürger beschränkt, das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt, zu schwach ist sein Beutel,
Das Bedürfniß zu groß, so wird er immer gehindert.
Manches hätt' ich gethan; allein wer scheut nicht die Kosten
Solcher Veränd'rung, besonders in diesen gefährlichen Zeiten!"

Diese Worte passen auch noch heute und jeder der heutigen Kollegen des Goethe'schen Apothekers wird sie ihm gern nachsprechen. Aus seinen Aeußerungen spricht ein vernünftiger sparsamer Sinn, indem er mit seinen unzureichenden Mitteln darauf verzichtet, jede moderne Neuerung mitzumachen, ja, sich sogar aufrichtig gesteht, selbst wirkliche Verbesserungen der Kleinheit seines Geldbeutels halber nicht einführen zu können. Zur Er-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0135-7

klärung seines Standpunktes führt der Apotheker noch Folgendes aus seiner eigenen Erfahrung an:

„Lange lachte mir schon mein Haus im modischen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenster;
Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bei seinem Vermögen
Auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beste zu haben?
— — — — — — — — — — — — — —
So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reisende stand und sah durch die rothen Staketen, und
Nach den Bettlern von Stein und nach den farbigen Zwergen.
— — — — — — — — — — — — — —
Ja, wer sähe das jetzt nur noch an! Ich gehe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn alles soll anders sein und geschmackvoll,
Wie sie's heißen, und weiß die Latten und hölzerne Bänke.
Alles ist einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es kostet das fremde Holz nun am meisten.
Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was neues zu schaffen,
Auch zu geh'n mit der Zeit und oft zu verändern den Hausrath;
Aber es fürchtet sich jeder, auch nur zu rücken das Kleinste.
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?
Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Offizin bezeichnet, vergolden zu lassen
Und den greulichen Drachen, der ihm zu Füßen sich windet;
Aber ich ließ ihn verbräunt, wie er ist; mich schreckte die Fordrung."

Es läßt sich nicht leugnen, daß die weise Sparsamkeit des Engelapothekers zum Schlusse geradezu in Knauserei ausartet, die für die Instandhaltung seiner Apotheke nicht gerade von Vortheil sein dürfte. — Welches Lamento würde wohl heute der Apotheker über die nie aufhörenden Neuanschaffungen von Jodoformschrank, Mikroskop, Waarenbuch, Präzisionsgewicht und dergleichen anstimmen, wenn er überhaupt in solchem Epos einmal zu Worte käme!

Wir nehmen den Faden der Handlung nunmehr im fünften Gesange wieder auf, woselbst Hermann von seiner Begegnung mit Dorothea berichtet und seine Absicht kund giebt, sie heimzuführen. Während sich der Vater schweigend verhält, verwendet sich der Prediger, der eine Heirath wittert, die bei dem Vermögensstande des Löwenwirthes zweifellos in

Klasse I der Stolgebühren fällt, mit auffälligem Eifer für das Zustandekommen der Heirath. Endlich kommt auch der Apotheker zu Wort und seinem überlegenden bedachtsamen Wesen entspricht es vollständig, wenn er räth:

„Eile mit Weile! das war selbst Kaiser Augustus' Devise.
Gerne schick' ich mich an, dem lieben Nachbar zu dienen,
Meinen geringen Verstand zu ihrem Nutzen zu brauchen;
Und besonders bedarf die Tugend, daß man sie leite.
Laßt mich also hinaus; ich will es prüfen, das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der sie lebt und bekannt ist.
Niemand betrügt mich so leicht; ich weiß die Worte zu schätzen."

Ist es nicht, als ob wir dem Apotheker fragend ein Kraut oder eine fremde Pflanze hingereicht hätten und er uns versichert, daß er sie genau nach Ort, Herkunft und Namen sorgfältig prüfen will? Hermann ist durch die Ansicht des Apothekers nicht vollkommen befriedigt, wünscht vielmehr:

„Daß der Herr Pfarrer sich in Eurer Gesellschaft befinde;
Zwei so treffliche Männer sind unverwerfliche Zeugen."

Der Engelapotheker ist unverheirathet, und können wir es Hermann also sicher nicht verübeln, wenn er seinem Anerbieten diesen Wunsch entgegenstellt. Die „Revisionskommission" macht sich nunmehr auf den Weg, und während der Pfarrer mit den Bedrängten tröstende Reden wechselt, macht sich der andere heimlich davon, und

„Durch Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher."

Bald kann er denn auch von Erfolg berichten. Er zupft den geistlichen Herrn am Aermel und raunt ihm zu:

„Hab' ich doch endlich das Mädchen aus einigen Hundert gefunden
Nach der Beschreibung! So kommt und sehet sie selber mit Augen.
— — — — — — — — — — — — —
Seht Ihr, sagt' er, das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt,
Und ich erkenne genau den alten Kattun . . . . . ꝛc.
Diese sind treffliche deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle."

Klingt dies, in's Botanische übersetzt, nicht genau so wie: „ich erkenne an dem runden, hohlen, unten rothgefleckten glatten

Stengel und den einfach zusammengesetzten, unten blaßgrünen, oben dunkelgrünen glatten Blättern ꝛc. mit Bestimmtheit das Kraut Conium maculatum. Und mit Bestimmtheit beendet er auch in vorliegendem Falle seine Untersuchung mit den Worten: „Ohne Zweifel sie ist's!"

Während nun der Pfarrer von der glücklich Gefundenen entzückt ist und triumphirend meint:

„So ein vollkommener Körper gewiß verwahrt auch die Seele rein"

entgegnet der Apotheker bedenklich:

„Trüget doch öfter der Schein! ich mag dem Aeußern nicht trauen."

Er weiß, daß in mancher glatten weißen Büchse mit schöngedruckter Aufschrift ein verdorbenes Präparat schlummert, daß Arsenik und Zucker von gleicher Farbe sind, deshalb: „Ich mag dem Aeußern nicht trauen".

Beide beschließen nunmehr sich erst bei guten Leuten umzusehen, denen das Mädchen bekannt ist. Sie bekommen die beste Auskunft und kehren nunmehr zu Hermann zurück, der sie sehnsüchtig erwartet. Als der geistliche Herr die Zügel ergreift, um das Gespann heimzulenken, meint der Apotheker:

„Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geist und Gemüth an;
Aber Leib und Gebein sind nicht zum Besten verwahret,
Wenn die geistliche Hand die weltlichen Zügel sich anmaßt."

Ja, selbst nachdem der Lenker der Rosse ihm erklärt, wie die Hand lange geschickt sei den Zügel zu führen, wie er den Wagen täglich „mitten durch Schaaren des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt", hindurchleitet, „besteigt er nur halbgetröstet den Wagen und saß wie einer, der sich zum weislichen Sprunge vorbereitet!"

Ehe wir Abschied von unserm Fachgenossen nehmen, den Goethe, der Kenner der Menschen, liebevoll als ruhigen, vorsichtigen, sparsamen, wenn auch etwas egoistischen Mann von Ehre geschildert hat, wollen wir nur noch aus seinem Munde vernehmen, wie es kommt, daß er in allen Lebenslagen sein ruhiges bedächtiges Wesen bewahrt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0138-4

„Immer verdank' ich es doch in solch unruhiger Stunde
Meinem seligen Vater, der mir als Knabe die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäschen zurückblieb,
Und ich erwarten lernte sogleich, wie keiner der Weisen.
— — — — — — — — — — —
— — — — Als Knabe stand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Kutsche begierig erwartend,
Die uns sollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch sie kam nicht; ich lief wie ein Wiesel, dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab, und von dem Fenster zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich kratzte die Tische,
Trappelte stampfend herum, und nahe war mir das Weinen.
Alles sah der gelassene Mann; doch als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig beim Arme,
Führte zum Fenster mich hin und sprach die bedenklichen Worte:
Siehst Du des Tischlers da drüben für heute geschlossene Werkstatt?
Morgen eröffnet er sie, da rühret sich Hobel und Säge,
Und so geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke Dir dies: Der Morgen wird künftig erscheinen,
Da der Meister sich regt mit allen seinen Gesellen,
Dir den Sarg zu bereiten und schnell und geschickt zu vollenden;
Und sie tragen das bretterne Haus geschäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen bestimmt ist.
Alles sah ich sogleich im Geiste wirklich geschehen,
Sah die Bretter gefügt und die schwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutsche.
Rennen andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungeberdig herum, da muß ich des Sarges gedenken."

XIII. Ein italienischer Kollege.

Im Shakespeare'schen Drama „Romeo und Julia" lernen wir einen italienischen Apotheker kennen, den wir nur bedauern können.

Als Romeo vom Tode Julias Kunde bekommen, beschließt er ebenfalls, aus dem Leben zu scheiden. Das Nächstliegende wäre nun wohl gewesen, wenn sich der Unglückliche in sein Schwert gestürzt hätte. Er zieht es aber vor, seinem Leben durch Vergiften ein Ende zu machen. Gift pflegt indeß nicht überall zu beliebigem Gebrauche zur Hand zu sein, ergo muß der Apotheker aushelfen. Ein deutscher Dichter würde schwerlich auf diesen Ausweg verfallen sein, da wohl sicherlich alle deutschen Apotheker, so gerne sie auch Geld verdienen, auf dieses Geschäft verzichtet haben würden. Bei den italienischen Kollegen muß das anders sein, denn Romeo fährt fort:

„Mir fällt ein Apotheker ein; er wohnt
Hier irgendwo herum" — — —

Besonders nennenswerthen Mammon scheint sich dieser Kollege aus Mantua nun in seiner Praxis nicht erworben zu haben, wie uns sein miserables Aeußere verräth:

— — — — — „ich sah ihn neulich,
Zerlumpt, die Augenbrauen überhangend;
Er suchte Kräuter aus; hohl war sein Blick,
Ihn hatte herbes Elend ausgemergelt."

Ob es früher derartige Apotheker in der schönen Stadt Mantua gegeben hat, möge ein italienischer Kollege entscheiden, ich weiß es nicht; ebenso ob die Herren Fachgenossen dort früher

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0140-5

ihre Offizin, jedenfalls um dem Publikum Respekt vor den geheimnißvollen, Wunder einschließenden Mitteln einzuflößen, und die Käufer anzulocken, mit allen möglichen und unmöglichen Thieren zu ver — unzieren pflegten, wovon Romeo folgende Schilderung macht:

„Ein Schildpatt hing in seinem dürft'gen Laden,
Ein ausgestopftes Krokodil, und Häute
Von mißgestalten Fischen; auf dem Sims
Ein bettelhafter Prunk von leeren Büchsen,
Und grüne Töpfe, Blasen, müff'ger Samen,
Bindfaden-Endchen, alte Rosenkuchen,
Das alles dünn vertheilt, zur Schau zu dienen."

Der italienische Kollege durfte also ruhig seine Drogen in der Offizin in „Blasen" aufbewahren, welches Faktum, wie auch der „müffige Samen" den Verdacht aufkommen läßt, daß des italienischen Apothekers Offizin sich in einem durchaus nicht revisionsfähigen Zustande befand, oder aber, daß Apotheken-Revisionen in damaliger Zeit gänzlich unbekannt waren.

Woher die Bindfaden-Endchen stammen, wird uns leider nicht verrathen. Vielleicht pflegten auch jene Apotheker die Medizinflaschen schon fein säuberlich zu tektiren, wie ja noch heute der eine oder andere der deutschen Fachgenossen es anscheinend unbedingt für nöthig erachtet, sich bei jeglichem Zubinden des Medizin-Glases durch ein solches „Bindfaden-Endchen" zu schädigen, wenn er letztere auch nicht, wie der obige Kollege, gewissenhaft aufzubewahren pflegt.

Romeo besitzt Menschenkenntniß. Er will die Armuth des Apothekers ausnutzen, um zum Gifte zu gelangen.

„Betrachtend diesen Mangel, sagt' ich mir:
Bedürfte Jemand Gift hier, deß Verkauf
In Mantua sogleich zum Tode führt,
Da lebt ein armer Schelm, der's ihm verkaufte.
O, der Gedanke zielt auf mein Bedürfniß,
Und dieser dürft'ge Mann muß mir's verkaufen."

Romeo findet denn auch das Haus des Apothekers. Gar bald aber kommt es uns wieder zum Bewußtsein, daß sich die

Handlung nicht in Deutschland abspielt, woselbst die heilige Sonntagsruhe bisher spurlos an den Apotheken vorübergegangen ist. In Mantua ist das anders, da mußten die Menschen sich schon vor Zeiten daran gewöhnen, nur an Wochentagen krank zu werden; an Feiertagen war die Apotheke geschlossen; Romeo sagt:

„So viel ich mich entsinn', ist dies das Haus:
Weil's Festtag ist, schloß seinen Kram der Bettler.
He! holla! Apotheker!" — — — —

Und zum Vorschein kommt der „ausgemergelte" Apotheker! Romeo bietet 40 Dukaten für eine Dose Gift, und zwar verlangt er:

— — — — „solch scharfen Stoff,
Der schnell durch alle Adern sich vertheilt,
Daß todt der lebensmüde Trinker hinfällt
Und daß die Brust den Odem von sich stößt
So ungestüm, wie schnell entzündet Pulver
Aus der Kanone furchtbar'm Schlunde blitzet."

Sollte nun der Eine oder Andere meinen, daß die damaligen Apotheker solch „ungestümes" Gift kaum gekannt hätten, so irrt er, denn der Apotheker spricht:

„So tödtliche Arzneien hab' ich wohl" —

aber er zögert noch; ein kleines Stückchen der Gewissenhaftigkeit des deutschen Apothekers scheint also auch in dem italienischen Kollegen zu stecken. Statt aber dem Versucher die Thüre vor der Nase zuzuschließen, hat er nur den bangen Einwurf:

„Doch Mantua's Gesetz ist Tod für Jeden,
Der feil sie giebt" — — — —

Der Apotheker hätte nun nicht ebenso arm an Dukaten, wie Romeo reich an einschmeichelnden, überzeugenden Worten sein müssen, wenn der Handel nicht zu Stande kommen sollte.

„Die Welt hat kein Gesetz, Dich reich zu machen;
Drum sei nicht arm, brich das Gesetz und nimm!"

spricht der Versucher unter Anderem.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0142-6

In grellen Farben hält er dem unglücklichen schwankenden Apotheker noch einmal seine trostlose Lage vor:

„Der Hunger sitzt in Deinen hohlen Backen,
Noth und Bedrängniß sitzt in Deinem Blick,
Auf Deinem Rücken hängt zerlumptes Elend,
Die Welt ist nicht Dein Freund noch ihr Gesetz!"

Und schon zittert es über die bleichen Lippen des Apothekers:

„Nur meine Armuth, nicht mein Wille weicht",

während Romeo fast sarkastisch erwidert:

„Nicht Deinem Willen, Deiner Armuth zahl' ich."

Romeo erhält von dem Apotheker das Gift, von welchem Letzterer selbst sagt:

„Thut dies in welche Flüssigkeit Ihr wollt
Und trinkt es aus; und hättet Ihr die Stärke
Von Zwanzigen, es hülf Euch gleich davon."

Er ist der Versuchung zum Opfer gefallen und mit Recht darf Romeo beim Abgang sagen:

„Ich gebe Gift Dir; Du verkaufst mir keins!"

Welcher Art des Apothekers Gift gewesen ist, wird uns nicht kund; daß es aber die oben angegebenen grausigen Eigenschaften besaß, zeigt uns der Schluß des Dramas. Kaum hat Romeo das Gläschen geleert, als er auch schon mit den Worten:

— — — „O wackrer Apotheker!
Dein Trank wirkt schnell" — — —

hinsinkt und nur die sterbliche Hülle der Erde zurückläßt.

XIV. Apothekers Erdenwallen.

Anläßlich der im August 1897 in Straßburg i. E. abgehaltenen Hauptversammlung des Deutschen Apotheker-Vereins beglückte die „Straßburger Post“ ihre Leser mit einer pharmazeutischen Spezialität, benamset: „Pharmaceuticus officinalis“. Der Verfertiger derselben, Albert Borée in Straßburg, bietet uns in poetischer Umhüllung drei Pillen an: Die botanische, chemische und pharmazeutische Pille, von denen wir die dritte verschlucken wollen, da sie den lege artis verarbeiteten Lebenslauf des approbirten, konzessionirten, examinirten, autorisirten, emanzipirten und etablirten Apothekers enthält:

Wenn man den Knaben in der Schule
Geschickt und auch gesittet fand,
So eignet er in erster Linie
Sich für den Apothekerstand;
Ob er das Wissen-Sammelsurium
Einst bringen muß zum Abiturium,
Das wird erst später zum Ereigniß,
Heut thut's noch das Freiwill'genzeugniß!
Der Knabentraum, aquosum siccum,
Wird eingedörrt, das muß halt sein,
Und ausgestattet mit dem Schlickum
Tritt er in eine Lehre ein.
Hier habe er, kulturbeleckt,
Vor seinem Prinzipal Respekt
Und küsse höflich und galant
Der Prinzipalin kleine Hand!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0144-7

Wenn ihm auch bang dabei zu Muth ist,
So weiß er nie, wozu es gut ist,
Denn mehr als einmal bracht' es schon
Der Lehrling zu dem Schwiegersohn!
Er übe nun zu allen Stunden
Die Vorsicht und Geschicklichkeit,
Sei höflich auch mit faulen Kunden,
Und pflege stets die Sauberkeit!
Er hüte sich, zu Reinheitszwecken
Die Standgefäße abzuschlecken
Und kaue nicht, vor Mühe bleich,
Die harten Korkenstoppel weich,
Dies macht ihn erstens doch nicht satt,
Und druckt die suberes nur platt!
Auch tret' er nie zu sehr mit der
Pasta althaeae in Verkehr,
Und laure nicht, daß er erhasche
Die Aqua vitae-Zauberflasche!
Er halte nicht die Küchenschwabe
Für Blatta orientalis werth,
Und sei nicht ängstlich, wenn ein Knabe
Axungia hominis begehrt.
Dann treibe er so spät als früh
Die edle Pharmakognosie;
Das Schönste such' er auf den Fluren,
Doch nicht nach Schiller, der hier irrt,
Zur Schneidung süßer Mädchencouren,
Nein, sondern weil's getrocknet wird!
Auch lerne fleißig er im Stillen,
Wie man Trochisci macht und Pillen,
Wie man mit Gummischleim sie schmälzt,
Und dann in Lycopodium wälzt,
Denn diese kleinen, runden Dinger,
Sie hacken gerne an die Finger!
Wird er im Wissen immer stärker,
So zahlt er 24 Märker,
Und darf alsdann in bangem Schweigen
In seine erste Prüfung steigen,
Die er — wir wünschen es ihm sehr —
Bestehen wird avec honneur!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0145-3

Jetzt darf er sich Gehilfe nennen
Und läßt sich einen Schnurrbart steh'n,
Zuweilen auch die Haare brennen
Als pharmazeut'sches Phänomen.

Der höh're Stand bringt höh're Pflichten,
Man sieht ihn die Rezepte richten,
Auch horcht er in des Schlafes Rocke
Mit Frohsinn auf die nächt'ge Glocke
Und freut sich, wenn man auch bei Nacht
Von seinem Dienst Gebrauchniß macht!
Er unterstützt den Prinzipal
In Lebenswandel und Moral
Und leidet nicht, daß die Bekannten,
Die Apotheker-Dilettanten,
An Rezeptirtisch und Geländern
Beschäft'gungslos spazieren ständern
Und mit plebejischen Gebräuchen
Den Ernst aus dem Lokale scheuchen.
Gewöhnlich jiepert solch ein Flaps
Nach einem Apothekerschnaps
Und geht nicht eh'r, als bis er diesen
In seinen Schlund hinab sah fließen;
Man halte sich für solch Gethier
Ein ganz besond'res Elixir,
Damit doch diese bösen Heiden
Die Offizin hinfüro meiden,
Und hilft auch dies nichts, ziehe man
Die H_2SO_4 heran!
Ist man allein dann wiederum,
So fährt man fort im Studium,
Denn schließlich ist doch die Pharma-
Kopöa zur weiteren Bildung da!
Und daß sie deutsch ist, das ist gut,
Weil man sie nun verstehen thut!
Auch wird sie jetzt für manchen Einen
Homöopathisch bald erscheinen,
Das ist ersprießlich, das ist fein,
Und wird ein „Schwabe-Streich" nicht sein!
Vom Studium geht es dann zur Praxis —
Es ziemt nicht, daß man darin lax is!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0146-9

Man achtet auf die sachgemäße
Behandlung der Titrirgefäße
Und überzeugt sich, daß sie auch
Geaicht nur dienen zum Gebrauch,
Sonst trägt man sie im Jubelton
Geschwind zur Aichungskommission.

Und ist die holde Weiblichkeit
Erst zu dem Handverkauf bereit,
Fängt für den Apothekersmann
'Ne gänzlich neue Aera an;
Es doppelt sich die Rezeptur,
Denn Alle sind dann herzkrank nur,
Und mancher kleine Lieutenantsschäker
Spricht: „Inäd'ges Fräulein Apotheker,
Een Brausepulver mein Bejehr,
Mein Herz, das puppert ja zu sehr!"
Und ach, von Wonne ganz erfaßt,
Das Fräulein Pharmazien erblaßt,
Und muß, will sie die Bläße tödten,
Sich mit Bezetta rubra röthen!
Wenn Apothekenwohlgerüche
Der Schönen Köpfchen erst durchzieh'n,
Ob sie dann auch die deutsche Küche
Noch lernen können, steht dahin!
Doch trotz der Pharmazeutendamen
Kommt schließlich dann das Staatsexamen,
Das er, wir wünschen es ihm sehr,
Bestehen wird avec honneur!
Und aller Weisheit Krone, seht,
Verschafft die Universität,
Wo man der Musensöhne Schwarm
Vermehrt als schneidiger stud. pharm.,
Um dann sein Jahr mit frohen Mienen
Höchst theoretisch abzudienen,
Wofür ihn, Waffenlärm entrückt,
Der langgehenkte Säbel schmückt,
Zu dem er kommt, er weiß nicht wie,
Durch seine Pharmakognosie.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0147-4

So kommt der Apothekersmann
Am langersehnten Ziele an,
Ist approbirt, konzessionirt,
Examinirt, autorisirt,
Emanzipirt und etablirt
Und hat ein Weibchen heimgeführt.
Da ist's erreicht, er weiß nicht wie,
Die Pharmazie und Alchemie,
Magie und Mineralogie,
Die Apothekentrilogie!
Man ruft: „Es lebe Aeskulap
Und der bewährte Schlangenstab,
Der Gold aus Kraut und Steinen schlägt,
Zu Reichthum uns und Würde trägt."

XV. Ein häßliches Kapitel.

Indem ich den Leser in diesem Kapitel mit Apotheker Heinrich, der Hauptfigur im gleichnamigen Roman von Hermann Heiberg, bekannt mache, verweise ich ihn auf die schon im Vorwort gemachte Bemerkung, daß es nicht immer das beste und bestgetroffene Spiegelbild eines Apothekers ist, mit dem wir uns in dieser Arbeit zu beschäftigen haben. Beim Lesen dieses Romans kann uns nur das Eine trösten, daß wir einen Apotheker, wie ihn der Held der Erzählung darstellt, vergebens in der Reihe der uns bekannten Kollegen suchen und auch wohl nimmer finden werden. Daß dem Verfasser je in seinem Leben ein so schurkenhaftes Subjekt aus Apothekerkreisen Modell gestanden, ist billig zu bezweifeln, wie denn auch Heiberg durch Ausdrücke wie Ladentisch ꝛc., die bei dem apothekenkundigen Baumbach unmöglich, vielfach seine geringe Bekanntschaft mit der Pharmazie und ihren Gewohnheiten dokumentirt. Doch wenden wir uns gleich der Charakterschilderung des Apothekers Heinrich zu. Derselbe, ein rauher Junggeselle mit kühlem Herzen und noch kälterem Verstande, ist Besitzer der einträglichen Apotheke zu Cappeln. Er hat ein Auge auf Dora, des Kreisphysikus Tochter, geworfen. Alles recht überlegend und schlau berechnend, weiß er bereits dem noch in Kinderschuhen steckenden Backfische, welchem von seiner Umgebung nur Schmeichelei und Bewunderung entgegengebracht wird, durch sein zum Theil überhebendes, zum Theil herablassendes Wesen zu imponiren. August, der Lehrling und Untergebene Heinrichs, ist ebenfalls, und zwar „zum Sterben" verliebt in Dora und widmet ihr nach Schluß des Geschäftes in nächtlicher Stunde die rührendsten Verse.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0149-9

In welcher Weise der Held unserer Erzählung und Dora mit einander harmoniren oder besser disharmoniren, zeigt uns gleich der Anfang unserer Geschichte.

Wir erzählen ihr nach:

„Guten Morgen, Herr Heinrich!" sagte ein junges, hübsches Mädchen.

Herr Heinrich rieb gerade eifrig in einem Mörser, als er die bekannte Stimme hörte.

„Guten Morgen, Dora!" — Dora ging noch in die Konfirmandenstunde, trug aber schon ein langes Kleid, hatte flotte, blonde Flechten und ein paar allerliebste, fröhliche, blaue Augen.

Sie war die Tochter des Arztes, der gegenüber wohnte, die Tochter des Physikus.

Herr Heinrich und ihr Papa hatten zusammen studirt.

Letzterer war älter und besaß dies große Töchterchen, Herr Heinrich war Junggeselle geblieben, sogar ein rechter Junggeselle. Oft konnte man sich über ihn ärgern, wenn er so weise sprach, oder gar nicht antwortete und die Achseln zuckte.

„Für einen Schilling Salmiakspiritus, bitte!" „Und eine Stange Lakritzensaft dazu" — lachte Herr Heinrich.

Sie schmollte, immer noch behandelte er sie, als sei sie ein Backfisch.

Aber sie fand es doch richtig, seine gute Laune zu benutzen, und sagte übermüthig: „Wenn Sie mir etwas zugeben wollen, dann schenken Sie mir eine hübsche Schachtel." —

„Großes Kind!" spöttelte Herr Heinrich, schüttelte den Kopf, sah ihr in die Augen und schob den Salmiakspiritus über den Ladentisch. Die Schachtel aber gab er nicht.

„Man kann hier aber in der Apotheke doch Schachteln kaufen?" fragte Dora trotzig und zog ihr kleines Portemonnaie.

Herr Heinrich bemerkte, daß gerade ein einziger Schilling zwischen den blauseidenen Wänden der zierlichen Geldtasche saß.

„Ja!" sagte er gleichgiltig gedehnt, als ob er nichts von ihrem Unmuth merke. Auch öffnete er eine große, tiefe Schublade (es fehlte ihr der Knopf, so daß Heinrich sie an den Seitenwänden fassen und herausziehen mußte) und nahm eine runde, rothbeklebte Schachtel heraus.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0150-0

„Zwei Schilling," sagte er.

„Haben Sie keine für einen Schilling?"

„Nein, zu einem Schilling ist die Sorte gerade ausgegangen. Nimm nur diese, Dora, Du hast Kredit" — und dabei lachte er wieder.

Da schoß ihr das Blut ins Gesicht, sie warf den Kopf trotzig in den Nacken, ergriff ihren Salmiakspiritus, rief: „Sie möchten es anschreiben" — und rannte mit flatternden Flechten davon.

Herr Heinrich nahm die große Schachtel und wollte sie wieder fortlegen, besann sich aber und rief den Lehrling.

Dann griff er in die Ladenkasse, nahm etwas Kleingeld heraus und sagte: „Hol' mal für 4 Schilling von den echten englischen Bonbons von Kaufmann Thomsen und laß' sie Dir in diese Schachtel packen. — Wart', August!" —

Damit nahm er eine Feder und schrieb auf das weiße Deckelschild: „Fräulein Dora Paulsen. Jede 10 Minuten einen zur Abkühlung. Mit freundlichem Gruß von Heinrich."

Nach kurzer Zeit kam August zurück, legte die Schachtel auf den Ladentisch und sagte: „Fräulein Dora ließe sich bedanken, sie brauche nichts zur Abkühlung."

Herr Heinrich schüttete gerade das letzte von 12 bestellten Pulvern in ein weißes Papier, kniff es an den Seiten ein und schob die beiden Enden in einander. In dieser Arbeit ließ er sich auch nicht stören, während der Lehrling berichtete. Dann aber legte er die Schachtel bei Seite und sagte:

„Es ist gut." Er lachte, aber er lachte etwas gezwungen.

August sah ihn von der Seite an. Es schien, als ob er eben nicht viel denke, aber er dachte doch allerlei.

Und August lachte auch, aber wiederum auf seine Art, nämlich etwas hämisch.

An diesem Abend verbricht August sein erstes Poem. Es lautet:

„Schon ist es spät, fast zwölfe ist die hora,
Ich sitze ernst und stumm und denke noch an Dora.
Es pfeift der Wind, es flackert in dem Ofen,
Und wie die Flamme dort, so schwindet auch mein Hoffen.

Halt still, mein Herz! Doch mußt vor Gram Du brechen,
Dann soll mein Mund zuletzt noch ihren Namen sprechen!"

Als nun Herr Heinrich einige Tage später einer Einladung beim Physikus zum Thee folgt, streift ihn Dora auf dem Flur, ohne ihm einen guten Abend zu bieten.

„Guten Abend, Dora!" sagte der Gast noch einmal und schob den Rock über den Kleiderhaken, statt ihn aufzuhängen, da er zu seinem Unmuth bemerkte, daß die Oese abgerissen war.

„Ich bot Dir schon einmal guten Abend, aber Du antwortest nicht."

„Nur zur Abkühlung, Herr Heinrich!" rief Dora und verschwand in der gegenüberliegenden Küche. Herr Heinrich schmunzelte. —

Wir lassen das Abendessen mit seinen gleichgültigen Gesprächen und Komplimenten, wie sie uns in der Regel ein derartiger Abend bietet, vorübergehen und finden Apotheker Heinrich später im Gespräch mit Frau Paulsen, der Mutter Doras, wieder.

„Die Dora wird hübsch", sagte Herr Heinrich nach Tisch zu der Frau Doktor. Ein Lob aus seinem Munde war ein förmliches Ereigniß, denn der reiche Apotheker war ebenso lobkarg wie spottsüchtig; das sind nun einmal Eigenschaften, die selten ihre Wirkung verfehlen, weil die Spottsucht Furcht einflößt, und der Besitz von Glücksgütern, selbst bei der größten Aussichtslosigkeit eines Mitgenusses, einen allmächtigen Zauber ausübt.

„Finden Sie?" erwiderte Frau Paulsen geschmeichelt. „Ja, ja, wenn sie nur etwas weniger empfindlich und eigenköpfig sein wollte! Es ist ein schwer zu behandelndes Kind. Sie glauben gar nicht, wie viel ich zu predigen habe."

Jetzt kam Dora, — immer Dora — und bot Cigarren an.

„Wollen wir uns wieder vertragen?" fragte Herr Heinrich.

„Ich lege keinen Werth darauf" entgegnete Dora und eilte mit der Kiste weiter.

Auch in diesem Falle würde August ein Gedicht gemacht haben, etwa mit der Ueberschrift: „Der süße Trotzkopf".

Als Herr Heinrich nach Hause gekommen war, saß er, gerade wie August, noch eine Weile in seinem Sopha und grübelte. Ja, er glich August auf ein Haar, denn auch seine Gedanken

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0152-2

beschäftigten sich mit Dora. Und plötzlich ertappte er sich dabei und rief halblaut:

„Wie ist es möglich! Ein Kind!“ Aber nach der Art und Denkweise behäbiger Junggesellen hatte er Zeit. Er konnte warten. Heute war er zweiundvierzig, in vier Jahren sechsundvierzig. War denn das kein Alter mehr zum Heirathen, freilich; aber Dora würde in vier Jahren höchstens zwanzig sein. Wurden denn Ehen geschlossen, in denen die Frau 20 Jahre alt war? Gewiß, nur allzu häufig! Und heirathete nie ein Vierziger — Herr Heinrich sagte nicht ein guter Vierziger — ein Mädchen von 20 Jahren? Gewiß! Der Mann sollte eigentlich immer doppelt so alt sein, hatte einmal eine erfahrene Dame gesagt.

Herr Heinrich dachte sich schließlich so lebhaft in die Sache hinein, daß er seine Ueberlegung zum Beschluß erhob: Dora sollte seine Frau werden, natürlich in ein paar Jährchen.

Und einige Zimmer weiter saß August und richtete seine Gedanken auch auf Dora. Er hatte eben die Pfeife ausgehen lassen, weil er des Prinzipals Schritte auf der Treppe hörte, und sogar schnell das Fenster geöffnet und mit dem Schnupftuch den Rauch hinausgeweht. Er steckte sie aber wieder an, weil dann das Dichten besser gelang. Sein heutiges Poem hieß: „So jung noch.“ — Er behandelte die zwischen ihm und Dora ebenfalls im 20. Jahre geschlossene Ehe. Sie waren so glücklich, sie liebte ihn so eifersüchtig-zärtlich, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Nur eines fehlte, — — — Kinder! — Er machte nun ein Gedicht mit der Ueberschrift: „Und doch fehlt etwas unserm Glück“. Einer dieser Verse hielt eine schöne Mitte zwischen Idealismus und Realismus. Er lautete:

„Sie schaut mich an, ihr Auge lacht,
Den Fidibus brennt an sie sacht.
Ich nehm' die Pfeif', — sie sitzt und näht,
Ich seh', wie ihr das Händchen geht.
So still ist's und so traut im Haus.
Nie ohne mich geht Dora aus,
Säumt Küchentücher Stück für Stück,
Und doch fehlt etwas unserm Glück!“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0153-7

Und an diesem Abend nun entwirft auch August kurz vorm Einschlafen zum ersten Male einen regelrechten Plan, Doras Herz zu gewinnen.

Weshalb war er so zaghaft? grübelte dieser verliebte Discipulus. War er nicht ebenbürtig? Winkte ihm nicht einmal ein Vermögen, wenn seine Tante starb? Freilich, sie war noch nicht sehr alt, konnte sich auch zum zweiten Male verheirathen, aber etwas, — und das war bei ihrem Vermögen schon sehr viel — würde sie ihm schon vermachen. Vielleicht gab sie ihm ein Theil ihres Vermögens in's Geschäft? Er würde eine Apotheke kaufen. Vielleicht die seines Prinzipals? Wie die Menschen die Köpfe zusammenstecken würden, wenn er Besitzer wäre und Dora seine Frau. Gut, aber erst mußte der Anfang gemacht werden! Doras Liebe mußte er gewinnen! Er dachte sich das weiter aus, das erste Rendez-vous, — Prinzipal, — Entdeckung, — Mannhaftigkeit, — Jugendstreiche, — Unsinn, — ewige Treue, —Flucht, — und dann? Ja dann ging's von vorn an mit neuen Plänen, — bis — er einschlief.

Auch Herr Heinrich hatte sich auf die andere Seite gelegt und war dem allbezwingenden Gotte unterlegen. Beide Liebhaber schlummerten, draußen stand der Mond und lachte über's ganze Gesicht. —

Endlich war für Dora der Tag der Konfirmation gekommen. Das Großartigste bei der Feier war das Geschenk von Herrn Heinrich. Er hatte ein goldenes Halsband geschickt („kostet gewiß fünfzig Thaler Courant, Mann", hatte Doras Mutter gesagt), welches Alles überbot, was man bisher in Cappeln gesehen hatte.

Aller Groll war vergessen, als der Geber Nachmittags zum Gratuliren erschien.

„Vielen, vielen Dank" — sagte Dora, reichte Herrn Heinrich die Hand und sah ihn mit ihren treuen Augen an: „Es ist zu schön, viel zu schön!"

„Wenn es Ihnen nur gefällt, Fräulein Dora," — erwiderte er freundlich und nickte, — „dann ist der Zweck erreicht." Er sagte ganz ernsthaft „Sie". Das rührte Dora so sehr, daß ihr die Thränen in die Augen traten, und von einem plötzlichen, hochherzigen Entschluß getrieben, rief sie: „Bitte, nennen Sie

mich auch ferner „Du", das „Sie" klingt so fremd." — „Nein, Fräulein Dora, nun haben Sie die Kinderschuhe ausgezogen, nun gehört es sich so", erwiderte er. — Er war heute so nett, gar nicht spöttisch, gar nicht so von oben herab, sondern zuthunlich und freundlich. Als sie Abends beim Punsch saßen, und Herr Heinrich Doras Wohl ausbrachte, übermannte sie ihr demüthiges und dankbares Herz so sehr, daß sie bei dem Apfelsinengang aufstand, an seinen Platz ging und ihm zuflüsterte: „Nun wollen wir Schmollis trinken, Herr Heinrich, das heißt, Sie sagen wie früher wieder „Du"."

„Na, wir wollen's nochmal in Ruhe überlegen, liebe Dora", erwiderte er, und nickte ihr gnädig-zerstreut zu. Da stieg wieder das alte Gefühl in ihr auf. Das war dieser unausstehlich herablassende Ton; sie bereute, daß sie ihm entgegengekommen war, und trat verlegen und in zorniger Beschämung zurück. Ja, auf einmal kam sie sich wieder wie ein Kind vor, und fast war ihre gute Laune dahin.

Als die Gäste Abschied nahmen, reichte Herr Heinrich Dora die Hand, hielt sie fest und sagte zu ihrer Ueberraschung: „Ich weiß es, liebes Fräulein Dora, daß Sie mir vorher zürnten. Ich meinte es aber gut. Es ist wirklich besser, daß es so bleibt, glauben Sie es mir. Nun sind Sie nicht mehr böse, wie?" Sie schüttelte den Kopf. Sie war schon wieder ganz besiegt. Wie er doch ihre Gedanken errieth!

„Gute Nacht, liebe Dora." (Das Fräulein ließ er weg!) „Nun nochmals alles Glück im neuen Lebensabschnitt und gute Freundschaft!" — Da schlug sie herzhaft ein. Ach, er war doch zu nett, — wenn er wollte.

Als Herr Heinrich das Licht löschte und sich auf die rechte Seite drehte, — pfui, wie der Docht noch glimmte; er drückte ihn mit angefeuchteten Fingern vollends aus und verbrannte sich trotz dieser Vorsicht ein wenig Zeigefinger und Daumen — hatte August nach dem Kirchgang die letzte Strophe des Gedichts: „Wie ich im Gotteshaus sie sah" — vollendet. Der letzte Vers war eine einzige, in Tinte verwandelte Schmerzensthräne. Er lautete:

„Und dann vorbei! Die Orgel fluthet über,
Es treibt der Schmerz die Thräne mir empor.
Du weißt es nicht, doch keiner hat Dich lieber,
Als der jetzt weinend neigt das Ohr!“

Eigentlich hätte August lieber die Wimper gesenkt, oder das schwermüthige Haupt weinend geneigt, aber das Ohr beim Orgelspielen weinend neigen, hatte entschieden etwas Dichterisches, ganz abgesehen von der Zufälligkeit des passenden Reimes. Noch einmal las August das fünfzehn Verse umfassende Gedicht mit erhobener Stimme sich vor. — Bei der letzten Strophe rührte ihn seine eigene Poesie so sehr, daß er Thränen unter den Wimpern fühlte. Da er gerade nichts anderes zur Hand hatte, wischte er sich mit dem umgekehrten Zeigefinger durch's Auge und flüsterte: „O, meine Dora, meine Dora! wie quälst Du mich!“

In diesem Augenblick ertönte die Nachtklingel. Da August dem Gehülfen, dessen Tag heute war, den Dienst abgenommen hatte, mußte er gehorchen. Er erhob sich rasch und eilte brummend, aber geräuschlos, in seinen Morgenschuhen die knarrende Treppe hinab.

Eines Tages hatte auch August „seiner“ Dora verrathen müssen, daß er dichte und nach vielem Zögern derselben versprochen, ihr sein Poesiealbum auf einige Zeit zur Ansicht zu überlassen.

Es fügte sich, daß Herr Heinrich drüben zum Thee eingeladen war. Nach dem Abendessen begab man sich in ein an die Wohngemächer stoßendes Gartenzimmer, in welchem die Familie sich häufig aufhielt, wenn das Wetter es erlaubte.

Die beiden Damen waren mit einer Arbeit beschäftigt, der Physikus hatte Herrn Heinrich eine Pfeife überreicht, obgleich derselbe auch heute die üblichen Einwendungen mit Rücksicht auf die Damen erhoben hatte, bei denen er sich nichts dachte. Meistens nahm Doras Mutter das Wort und Herr Heinrich antwortete. So war's auch heut. Dora fand, daß der Apotheker wieder seinen ganz unausstehlichen Tag habe.

„Ihr Gehülfe scheint mir ein recht netter Mensch zu sein, Herr Heinrich.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0156-4

„Na ja, es geht wohl" — erwiderte der Angeredete nicht eben sehr beifällig.

„Wie? Sie sind nicht mit ihm zufrieden? Sieh, das hätte ich nun nicht geglaubt, er hat so etwas Artiges in seinem Wesen, grüßt immer sehr höflich, und ist ein angenehmer, aufmerksamer Verkäufer."

„Der Lehrling ist viel aufmerksamer," platzte Dora etwas unbesonnen heraus, da sie es nicht erwarten konnte, das Gespräch auf August zu lenken.

Es trat eine Pause ein, Herr Heinrich schwieg, seiner unberechenbaren Art entsprechend gänzlich, bis die Frau Doktorin das Wort nahm und sagte: „August wird nun wohl auch bald Gehülfe, Herr Heinrich?" worauf der Gefragte mit dem Kopf nickte und kurz erwiderte: „Nächste Ostern."

„Ist der eigentlich befähigt?" fragte der Physikus und stieß so mächtige Rauchwolken von sich, daß die Damen für Augenblicke hinter einem dichten Nebel verschwanden.

„Ja, befähigt ist er schon, aber der Bengel (Bengel sagte Herr Heinrich) hat leider immer so viele Dummheiten im Kopf. Jetzt scheint er einmal wieder verliebt zu sein." — Doras Herz pochte, sie bückte sich tiefer auf die Arbeit, damit man das in ihre Wange schießende Blut nicht bemerke, ja es pochte, obgleich diese Kritik Augusts Ansehen bei ihr einen Stoß versetzte. — „Und die Folge davon ist, daß er die tollsten Verwirrungen anrichtet. — Neulich hat er der Schneiderin Mile Kuhlmann statt einer Vorlösung Bittersalz geschickt. — Und dem Gutsbesitzer Ehmsen hat er statt einer unschuldigen aqua destillata-Mischung mit Himbeer ein Brechmittel verabreicht. Wenn der Physikus von dieser Geschichte hört" — hier wandte sich Heinrich ironisch lächelnd zu dem Gastgeber, — „wird er mir die Apotheke schließen."

Der Physikus schmunzelte selbstbewußt, aber sagte dann doch zu Doras Schrecken in einem ernsten Tone: „Bester Heinrich, lassen Sie nur keine folgenschweren Verwechslungen vorkommen. Wir gerathen sonst Beide in des Teufels Küche —"

„Nein, nein! sorgen Sie nicht, lieber Freund, ich habe ihm, durch eine Ohrfeige unterstützt, vorgestern gehörig die Leviten gelesen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0157-0

Ein Mann, der Gedichte machte, erhielt Ohrfeigen! Dora zitterte vor Scham und Entrüstung.

„Es regnete doch vorgestern Nachmittag so stark!“ — fuhr Herr Heinrich fort. „Ich war gerade oben in meiner Wohnung und eilte in mein Schlafgemach, um die Fenster zu schließen, und dann auch in das Zimmer von August. Da sehe ich auf seinem Tisch mehrere von seiner Hand geschriebene Hefte liegen und freute mich schon, daß er meine Ermahnungen, sich wissenschaftlich zu beschäftigen, befolgt hat. Als ich aber hineingucke, finde ich Gedichte!“ Doras Herz zuckte.

„Gedichte?“ schaltete die Frau Doktorin spöttisch ein.

„Ja, Liebesgedichte! scheinbar immer an ein und dieselbe Person gerichtet. Und das ungewaschenste Zeug, das man sich denken kann, dabei zierlich abgeschrieben und offenbar zum Druck vorbereitet.“

„Wie heißt denn seine Dulcinea von Toboso?“ fragte der Physikus lächelnd.

„Das hüllt sich in ein mystisches Dunkel, es ist meistens nur ein großes D. hingemalt.“

„Ein großes D.?“

Dora erbebte. — „An D.?“ warf die Doktorin dazwischen, sann nach und schüttelte den Kopf.

„Wer mag das sein?“

„Die Angesungene scheint auswärts zu weilen, vielleicht in seiner Heimath. Ich habe übrigens diese Dummheit gegen ihn nicht berührt, ich möchte nicht als Späher erscheinen; aber als er mir an demselben Tage die Verwirrung angerichtet hatte, schwang ich meine starke Hand.“

„Wie nahm er denn diese starke Hand auf?“ fragte der Physikus.

„Nun, Sie können sich wohl denken! Er sprach mit vieler Würde von einer Berechtigung, ihn mündlich zu tadeln, aber —“

„Nicht handlich?“ fiel der Physikus lachend abermals ein. „Na, sehr hart war es auch. Es ist doch schon ein erwachsener Mensch.“

„Nein, nein! Es lief mir die Galle über! Statt an seine Pflichten zu denken, Pflichten, deren Vernachlässigung gerade in

unserem Geschäft schwere, ja gefahrvolle Folgen haben kann, füllt der Mensch seinen Kopf mit solchen Thorheiten an. Du lieber Gott! Gedichte! Ich habe nie auf die empfindsamen Naturen etwas gehalten, es werden, kommt die Zeit, nur schlechte Gesellen daraus! sagt Goethe, und er hat, wie immer, Recht."

Und damit war das Gespräch beendet.

Als Dora zur Ruhe ging, überlegte sie die Ereignisse des Tages und kam zu dem Entschluß, August mitzutheilen, sie sei nicht in der Lage, seine Gedichte anzunehmen. — Sie wollte sich auch vor Herrn Heinrich nicht lächerlich machen. Wenn etwas entdeckt würde, sah sie schon seine unausstehliche Miene und hörte ihn über diese Kindereien spötteln! Denn so oft und so viel sie sich auch gesträubt hatte, die scheue Ehrfurcht vor Herrn Heinrich saß einmal fest in ihrem Innern. Er war doch so ganz anders als die Uebrigen! Ein Lob von ihm wog Alles auf, was für sie Werth hatte. Aber ach, wie selten lobte er! Für ihr Leben gern würde sie einmal ein Urtheil über sich selbst aus seinem Munde vernommen haben! Ob er sie wohl noch für einen Backfisch, für ein großes Kind erklärte? —

Eine Scene zwischen dem Gehülfen und August, wie sie auch heute noch durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten in der Apotheke gerechnet werden darf, finden wir im 3. Kapitel des Buches eingeflochten. Dort heißt es:

„Da an einem schönen Nachmittag hörte er (August) lautes Schwatzen und Lachen auf der Gasse und sah in der geöffneten Thür des Paulsen'schen Hauses eine Anzahl Personen, die sich zu einer Landparthie rüsteten.

Es ging zum Nußpflücken; einige der Herren und Damen hatten leinene Beutel in der Hand; auch Heinrich war dabei. Als sich die Gesellschaft in Bewegung setzte, hing sich Dora lachend an des Apothekers Arm. Und dazu machte dieser ein gnädig-freundliches Gesicht. Das gewisse mitleidige, herablassende Lächeln umspielte seinen Mund! O, wie er den Kerl haßte! (Kerl sagte August, alle Achtung vor dem Vorgesetzten aus den Augen lassend.) Ein Wesen, wie Dora, umschmeichelte ihn, und „Majestät" nahm das hin, als ob's sich ganz von selbst verstehe!"

„Wie der alte Geck sich ziert," sagte er zu dem Gehülfen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0159-4

den er herbeigewinkt hatte. — „Er macht sich vor der ganzen Stadt lächerlich.“

Bei dem Angeredeten war es nicht immer ganz sicher, wie er derartige Bemerkungen aufnahm. Er gehörte zu den Unberechenbaren. Meistens war er ganz kameradschaftlich mit August, bisweilen kehrte er aber auch den stellvertretenden Prinzipal heraus. Heute überkam Schubye — so hieß er — die Laune, sich auf einen erhabenen Standpunkt zu stellen, und er erwiderte strenge:

„Wen meinen Sie mit dem alten Geck?“

O weh, das war fatal! Aber August befand sich in einer Stimmung, wo ihm Alles gleich war, und er sagte:

„Wen ich meine? Nun natürlich unsern Alten!“

„Bleiben Sie lieber bei Ihren Pillen, das ist schon besser, als solche Bemerkungen zu machen, Semmler!“

Schubye nannte, sobald er seinen Erhabenen herauskehrte, August: Semmler, wenn er ihn um Gefälligkeiten ersuchte oder guter Laune war, aber beim Vornamen.

„Na, spielen Sie sich nur nicht auf, Schubye,“ gab August gereizt zurück, schlug den weißen Bindfaden um das Bäffchenpapier und die Jakobinermütze der Medizinflasche, als ob er ihr den Hals abdrehen wolle, und warf die Scheere, mit der er abgeschnitten hatte, wie einen Wurfspeer auf den Ladentisch.

„Ich werde Ihr ungehöriges Benehmen dem Prinzipal melden,“ rief Schubye wüthend und stieß eine eben hervorgeholte Flasche so heftig auf die Marmorplatte des Rezeptirtisches, daß sie zersprang. Als er sich bückte, um die Scherben aufzuheben, fuhr ihm ein Glassplitter in die Finger, und das brachte ihn derartig auf, daß er nun in den übertriebensten Ausdrücken seinem Zorne gegen August Luft machte.

„Es wird Zeit, daß Sie mal gründlich durch den Busch gezogen werden, Semmler! Na, ich werde Herrn Heinrichs Gesicht sehen, wenn ich ihm erzähle, in welchen Ausdrücken Sie über ihn gesprochen haben! Er wird Ihnen gehörig den Laufpaß geben, das unterliegt keinem Zweifel, und verdient haben Sie es schon lange, denn Sie sind ja überhaupt zu nichts zu gebrauchen.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0160-6

Als er während dieses Ausbruches an die Schublade ging, in der sich das englische Pflaster befand, und hier in Folge der jüngsten Anforderungen von Dora Alles wie Kraut und Rüben durcheinanderliegend fand, auch aus dem verletzten Finger ein Blutstropfen sich löste und den Rand befleckte, schlug er in erhöhter Wuth den Kasten zu und rief:

„Zum Donnerwetter, was ist das hier wieder für eine Unordnung! Marsch, aus der Apotheke hinaus, Sie nichtsnutziger Flegel!“ —

Schubye war immer in Geldverlegenheit und August, der schon für die künftige Ehe mit Dora zurücklegte, hatte immer Sparschillinge. Die Folge war gewesen, daß der Gehülfe den Lehrling oft um Geld angegangen war, und erst neuerdings hatte August im „Geheimbuch“ Schubye mit dreißig Mark neuer Anleihe und einer Mark Saldorest von der letzten belastet. Als nun Schubye solche Worte sprach, bäumte sich Alles in August auf, und die Porzellanschale, in der er just rieb, bei Seite schiebend, rief er:

„Sie haben hier überhaupt nichts zu befehlen, Herr Schubye, aber ich werde trotzdem gehen, weil ich mich nicht noch größeren Insulten aussetzen will. Wenn ich aber, worauf ich gefaßt bin (August war durchaus nicht darauf gefaßt), morgen das Haus in Folge Ihrer Angeberei verlassen sollte, möchte ich gern eine gewisse Angelegenheit geordnet sehen und bitte Sie schon jetzt, mir die geliehenen einunddreißig Mark zurückzuzahlen, welche Sie die große Freundlichkeit hatten mir abzupumpen.“

Da ist es die Zeit für Herrn Schubye, langsam den Rückzug anzutreten und schließlich klein beizugeben. Haben doch Geldansprüche und Geldverpflichtungen schon andere wunderbare Wandlungen unter den Menschen hervorgebracht. —

Während obiger Scene kletterte die Gesellschaft, auf welche August mit so schwermüthigem Neide hingesehen, auf die Wälle und plünderte die Nußbäume.

Herr Heinrich, schildert Heiberg weiter, stand namentlich solchem jugendlichen Beginnen fern, und ein Heraustreten aus seinem bedächtigen Wesen und ein Abstreifen der steten Ironie, die um seine Lippen schwebte, schien so unmöglich, daß Alle

nicht wenig erstaunt waren, als er sich von Dora unter den Arm nehmen ließ, an den Wällen entlang ging, den Oberkörper emporreckte und wirklich die Zweige zum Pflücken herabbog.

Herr Heinrich und Dora verirrten sich beim Umschauen nach reicher müheloser Ernte allmählich in eine Ecke des großen Vierecks, und hier in dem einsamsten Winkel, schien die Wirkung der Sonne oder des Schattens Alles verschwenderisch gezeitigt zu haben.

„Sehen Sie, Herr Heinrich, welche Nußbüschel! Bitte, helfen Sie mir, ich klettere hinauf."

Er sollte sie stützen und zögerte. Er zögerte aus Bequemlichkeit, nahm aber als Vorwand, daß er schon seit Jahren wegen einer Halsreizung keine Nüsse mehr äße, und warf mürrisch hin, daß das Nußpflücken überhaupt Nebensache, der Gang ins Freie, in die Natur, der eigentliche Zweck des heutigen Tages sei. Aber als sie mit ihren gerötheten Wangen, mit ihrer frischen, jugendlichen Schönheit vor ihm stand, als ihr reiner Athem ihn berührte, und der Zauber ihres Wesens auf ihn eindrang, erfaßte ihn plötzlich selbst der Drang, ihre Gestalt zu umfassen und ihrem Wunsche zu willfahren.

Und schon stand sie mit ihrem Füßchen zwischen dem Geröll und den dichtgedrängten Baumsträuchen, schon erfaßten ihre Hände einige scheinbar stärkere Zweige, als der eine brach, sie das kaum gewonnene Gleichgewicht verlor und plötzlich in seine Arme zurücksank.

Herr Heinrich war mit Dora allein, wie in einer völlig abgeschlossenen Welt. Und da ergriff es den Mann, den die Besonnenheit und Ueberlegung sonst nie verließ. Er senkte den Kopf tiefer, drückte seine Wange auf Doras heißes Gesicht und hielt sie einen Augenblick fest umschlungen.

Ein glühender Strom jagte durch des Kindes Körper, sie fühlte, wie Ueberraschung und Scham unter ihren Wangen aufloderten, und mit demselben sittlichen Instinkt, der schon das Kindchen in den ersten Altersjahren durchdringt und es lehrt, nichts zu thun, was es nicht an den Erwachsenen beobachtet hat, bog sie den Kopf in den Nacken und verharrte in dieser Stellung.

„Kind!" sagte Herr Heinrich, seine Fassung bei ihrem Wider-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0162-7

stand zurückgewinnend, und seine Leidenschaft unter jener alten Maske verbergend, durch die er jederzeit zu täuschen verstand, „Kind, was machen Sie denn?“ und er ließ die Bebende gleich willig aus seinen Armen gleiten.

Einen Augenblick stutzte sie in ihrer Unerfahrenheit, aber ihr keusches Denken überwog das Mißtrauen, und deshalb vergaß sie Alles, was noch eben schreckhaft durch ihre Glieder gejagt war. Nichts blieb zurück als die Empörung, daß sie — noch immer in seinen Augen ein Kind war. Und als er gar, da sie nun mit dem Fuße stampfte und ihren Unmuth deutlich zu erkennen gab, in seiner überlegenen Weise pharisäisch hinzufügte:

„Nun, nun, beruhigen Sie sich, Dora, Sie haben sich ja nicht weh gethan, und im Uebrigen sind das nun einmal die Folgen solcher kleinen Kindereien, die muß man mit hinnehmen, — da platzte sie zornig heraus:

„Ach, das war es ja gar nicht“ — ergriff ihren Nußbeutel und rannte schnurstracks davon.

Als Herr Heinrich langsam und bedächtig folgte, flüsterte er:

„Heute steht's fest, sie muß meine Frau werden, — bald — bald.“ Er brannte sich an dem Rest seiner Zigarre, die er trotz dieses Zwischenfalles nicht hatte ausgehen lassen, eine neue an und ging als das Muster eines Biedermannes an den Platz zurück, an dem die Eltern schwatzend zusammenhockten.“

Im nächsten Kapitel spielt sich abermals eine Zankscene zwischen Gehülfen und Lehrling ab. Den Gehülfen treibt die Neugierde, des Lehrlings Gedichte zu durchblättern. In diesem Augenblick tritt August ins Komtoir zurück und sieht, nach welchen Vorschriften der Delikatesse Schubye zu handeln für gut befunden hat.

„Das ist unverschämt!“ fuhr er wüthend auf, riß Schubye die Blätter aus der Hand und stand, blaß vor Zorn, neben dem Gehilfen.

„Semmler, hüten Sie sich!“ rief dieser ebenso erregt und trotzte gegen den Lehrling auf. „Welchen Ton erlauben Sie sich! Schon neulich mußte ich Ihnen“ —

„Ach was, Ton! Ich wiederhole, es ist eine Unverschämt-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0163-3

heit, eine des Gebildeten unwürdige Indiskretion, sich an fremder Leute Papieren zu vergreifen "

„Fremde Leute!? Als ob Sie überhaupt in der Schöpfung mitzählten. Sie sind Lehrling, ich bin Ihr Vorgesetzter, und Sie haben den Schnabel zu halten."

„Schnabel", rief August. „Ich habe keinen Schnabel. Ich habe das normale Gesicht eines Menschen. Sie aber stecken Ihre Visage in Alles hinein, was Sie nichts angeht" —

August wußte in seiner Erregung nicht mehr, was er sprach, und eine klatschende Ohrfeige fiel auf seine Wange.

Aber in demselben Moment schlug auch Augusts Faust dem Angreifer ans Auge, so stark ans Auge, daß Schubye unter lautem Aufschrei zurückwich und von Schmerz und Zorn überwältigt, mehr schreiend als sprechend, dem Lehrling zurief: „Hinaus, infamer Flegel, niederträchtiger Nichtsnutz! Dieser Schlag aber soll Ihnen theuer zu stehen kommen! Entweder verlassen Sie morgen die Apotheke oder ich! Das wird zur Wahrheit, so sicher wie ich Schubye heiße."

Und so wurde es nach diesem außerordentlichen Zwischenfall auch in der That. August, dessen Lehrzeit ohnehin in wenigen Wochen abgelaufen war, erlangte nur nach grausamen Demüthigungen ein einigermaßen glimpfliches Zeugniß, schrieb nach Hause, packte seinen Koffer, schickte das von Schubye gelesene Gedicht ohne Unterschrift an Dora, und verabschiedete sich aus dem Städtchen, in dem er seine Liebe und Hoffnung zurückließ.

Schubye triumphirte, obgleich ihm bis zum Wiedereintritt und bis zur Anlernung eines neuen Lehrlings viel Arbeit erwuchs.

Und nun schließt das 4. Kapitel mit einer eigenthümlichen, wiederum häßlichen Scene, an welchen ja in diesem Buche kein Mangel ist.

Drei Wochen nach Augusts Abgang legte Schubye die der Kasse entliehene, dem Fortgegangenen ausgehändigte Summe von einunddreißig Mark an ihren Platz zurück. —

„Wer hat denn heute so große Tageseinkäufe gemacht?" fragte Herr Heinrich, als er abends den Schlüssel abzog und sich über den erheblichen Kassenbestand wunderte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0164-8

„Der Dr. Schmidt aus Heinsdorf war hier und kaufte Verschiedenes."

„Was Kuckuck! Dr. Schmidt? Der bezieht ja sonst immer aus der Bären-Apotheke!"

Schubye hatte die sonst bedeutungslose Frage in seinem Schuldbewußtsein überrumpelt. Seine Antwort war eine Lüge, deren Ungeschicklichkeit ihm erst auf die Seele fiel, als es zu spät war. Er vermochte deshalb auch etwas Besonderes nicht mehr zu sagen, zuckte nur die Achseln und schwieg.

Herr Heinrich aber schüttelte den Kopf und verließ mit einem: „Das ist ja seltsam!" die Apotheke.

Es vergeht einige Zeit und wieder zeigt sich uns der kühl berechnende Charakter Heinrichs in einem Gespräche mit Frau Paulsen, welche er auf der Straße trifft und der er mittheilt, daß er eine Erbschaft von 30 000 Thalern erhoben habe.

Als die Frau Kreisphysikus meint, nun müßte Herr Heinrich aber auch ans Heirathen denken, erwidert letzterer:

„Ich bin zu alt, verehrte Freundin! Wer würde einen Junggesellen wie mich zum Manne nehmen?"

„Sie wollen doch nur etwas Angenehmes hören, lieber Heinrich! Ein Mann wie Sie darf blos die Finger ausstrecken."

„Ja, die ältere Schaar der Unvermählten wird sich nach einigem Besinnen vielleicht entschließen, aber die Jugend will Jugend!"

„Der Mann muß ein erhebliches Theil älter als die Frau sein! Das werden die glücklichsten Ehen."

„Nennen Sie mir — ernsthaft gesprochen — eine passende Parthie." —

Frau Paulsen hätte keine Frau sein müssen, wenn sie auf dieses Gespräch nicht bereitwillig eingegangen wäre.

„Da ist die Tochter des Bürgermeisters."

„Mopsgesicht!" — sagte der Apotheker.

Frau Paulsen lachte. „Na na, sie ist wirklich so übel nicht. Tüchtig, brav, wohlhabend —"

„Liebe Freundin! Tüchtig, brav, wohlhabend! Das ist es nicht. Ich brauche eine frische, lebenslustige, junge Frau, die mir die aufsteigenden Grillen zu vertreiben versteht."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0165-4

„Fräulein von Tapp? Auch ein nettes junges Mädchen."

„Wohin denken Sie? Zimperlich, hochmüthig und beschränkt." —

„Aber lieber Heinrich! Beschränkt? Und was den Hochmuth anbelangt, worauf?"

„Ja, ich möchte es auch wohl wissen. Nein, das ist Alles nichts." —

„Nun, ich werde einmal Umschau halten, es eilt Ihnen wohl nicht so sehr, Herr Heinrich?"

Herr Heinrich antwortete nichts. Es ärgerte ihn, daß die Frau so gar nicht begriff, worauf er hinaus wollte. Plötzlich sagte er, als ob er dem Gespräch eine andere Wendung geben wollte:

„Was macht denn eigentlich Dora? Ich habe sie lange nicht gesehen."

„Wissen Sie nicht, daß sie schon seit einigen Tagen draußen auf dem Gute bei Dorns ist?"

„Und schon plagt Herrn Heinrich die Eifersucht:

„Was will sie denn da draußen?" fragte Herr Heinrich etwas schroff."

„Nun, wir haben sie ein wenig hinausgeschickt. Das arme Ding hat hier ja so sehr wenig; — sagen Sie selbst!"

„Das ist aber gar kein rechter Umgang für Dora" — entschied der Apotheker so merkwürdig kurz und bestimmt, daß Frau Paulsen in eine etwas empfindliche Stimmung gerieth."

„Wieso? Bitte" —

„Wieso? Der junge Dorn ist bekanntlich ein starker Lebemann, und die Gesellschaft, die sich in dem Hause der Familie findet, ist immer etwas eigenthümlicher Art. Jedenfalls ist's kein passender Aufenthalt für ein junges Mädchen."

„Ich glaube doch, daß Sie etwas hart urtheilen. Es ist ein lebenslustiges Völkchen, aber ich habe nie —"

„Und ich sage Ihnen, daß es so ist —" platzte Herr Heinrich, alle Gegenreden abschneidend, kurz und unhöflich heraus."

„Frau Paulsen schwieg und zupfte an ihren Handschuhen, ja, sie war so erregt, daß sie nicht zu sprechen vermochte. Er war doch bisweilen ein ganz unerträglicher Mensch, dieser Hein-

rich! „Wann kommt Dora zurück?“ hub der Apotheker nach einer Pause an.

„Es ist noch nicht bestimmt. Vielleicht nach einigen Wochen.“ Den Nachsatz fügte Frau Paulsen absichtlich hinzu, obgleich Dora jeden Tag erwartet wurde.

Herr Heinrich ging wortlos seinen Weg. Endlich aber sagte er: „Wie alt ist Dora eigentlich? Siebzehn, nicht wahr?“

„Ja bald! Nächstens ist ihr Geburtstag, dann wird sie siebzehn.“ —

„Hm! Wie die Zeit geht. Also bald im heirathsfähigen Alter.“ Herr Heinrich guckte bei Seite, er sagte das ganz gleichgiltig, aber der Frau, mit der er sprach, fielen plötzlich die Schuppen von den Augen. Sollte er wirklich? Aber nein! Unmöglich! Der Sache mußte sie auf den Grund kommen. Sie sagte deshalb:

„Dora heirathen? Wo denken Sie hin, sie ist ja noch ein halbes Kind.“

„Ganz wohl, aber in ein, zwei Jahren“ — tastete Herr Heinrich weiter.

Frau Paulsen schwoll das Herz, aber doch nur einen Augenblick. Dora, die Frau von Herrn Heinrich? Was würde die Welt sagen?

„Auch das ist noch zu früh! Und im Uebrigen ist's fast müßig, darüber zu reden. Hier giebt's ja keine Parthien. Die beiden Amtsgerichts-Referendare? Unser junger Senator? Letzteres wäre nicht einmal wünschenswerth.“

Als Frau Paulsen dies sagte, bog sie gerade mit Herrn Heinrich um eine Ecke. Eines der Gartengrundstücke, die den Weg begrenzten, bildete ein tiefes Dreieck.

Hier stand eine Ruhebank. Es war recht heimlich, wie gemacht für ein vertrauliches Gespräch. Und in der That fand Heinrich den Muth, auszusprechen, was ihm auf der Zunge brannte, denn er sagte plötzlich ohne Uebergang:

„Wollen Sie mir Dora zur Frau geben, liebe Freundin?“

Also richtig! Frau Paulsen stand doch das Herz einen Augenblick still.

„Sie scherzen wohl, lieber Heinrich.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0167-5

„Durchaus nicht! Sie sagten, Sie wollten mir behülflich sein, eine passende Parthie zu finden. Wir haben eine, geben Sie mir Dora!“

„Es geht nicht, bester Freund, das Ding ist noch zu jung.“

„Ich kann warten“ —

„Ganz gut, aber wer kann für ein junges Mädchenherz einstehen?“

„Also wenn sie will? Sie haben nichts dagegen?“

„Nun, es ist ja noch nicht so weit. — Ihr Antrag kommt so plötzlich. Ich will's mit meinem Mann besprechen, lieber Heinrich“, wehrte die Doktorin ab.

„Gut! Ich werde auch mit ihm reden. Und wenn er, wie ich hoffe, nichts einzuwenden hat, dann werde ich in Jahr und Tag — Ihr Schwiegersohn. — Schlagen Sie ein, liebe Freundin!“

Noch einen Augenblick zögerte Frau Paulsen, aber sie dachte an Herrn Heinrichs Reichthum und fand die Sache doch der Ueberlegung werth. Sie faßte daher die dargebotene Hand. Freilich, wenn er ein dürftiger Junggeselle gewesen wäre, um Alles in der Welt nicht. — Aber das Geld, das liebe Geld! So war es doch am Ende nicht ganz zurückzuweisen. —

Im achten Kapitel wird über Doras Zukunft entschieden. Der in Baarem fast gänzlich defekte Herr Kreisphysikus meldet sich eines Morgens bei Apotheker Heinrich, um ihm mitzutheilen, daß er vor 4 Jahren für einen Bruder seiner Frau gutgesagt habe und ihm nun von den Gläubigern desselben die lakonische Mittheilung zugegangen sei, ungesäumt zu zahlen.

Auch hier nun zeigt sich uns der Apotheker wiederum als ein kühl berechnender, sein Ziel stets im Auge haltender Geschäftsmann.

Er weiß, daß das Kapital verloren ist. Deshalb ist ihm die Sache äußerst ungelegen.

Schließlich aber läßt er sich herbei, mit den Gläubigern zu unterhandeln, die Bürgschaft für den richtigen Eingang der vom Kreisphysikus zu leistenden jährlichen Abzahlungen zu übernehmen, handelt von der Schuldsumme richtig 50 % ab und als Preis seiner Bemühungen fordert er — Dora!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0168-1

Wir wollen voraus bemerken, daß Dora trotz aller Herzenskämpfe und Seelenmarter, ja, trotzdem sie ihr Herz inzwischen an einen zu Besuch anwesenden Vetter verschenkt hat, nachdem sie erfahren, daß Heinrich ihre Eltern vor dem Ruin geschützt hat, Frau Apothekerin wird.

Ehe ich nun die scheußlichen oft geradezu teuflischen Reden und Handlungen, mit welchen der Apotheker langsam die nunmehr Errungene zu Grunde zu richten weiß, widerstrebend wiedergebe, sei einer mindestens ebenso widerlichen Scene Erwähnung gethan, deren Vorkommen im wirklichen Leben ich leider nicht leichthin von der Hand zu weisen vermag, da ich selbst als Augenzeuge etwas ähnliches von einem Kollegen erlebt habe und dies zu den trübsten Erinnerungen meiner Vergangenheit gehört.

Apotheker Heinrich schildert dieses außerordentliche Ereigniß dem Kreisphysikus und seiner Gemahlin folgendermaßen:

„Es war mir schon", sagte der Apotheker mit seiner gewohnten überlegenen Ruhe — „seit längerer Zeit aufgefallen, daß sich ein sehr geringer Betrag in meiner Tageskasse befand, und es stand fest bei mir, daß ich bestohlen würde."

„Anfänglich richtete sich mein Verdacht auf den neuen Lehrling, und ich sondirte diesen in geeigneter Weise. Der Bursche blieb aber bei den verschiedenen an ihn gestellten Fragen so unbefangen und begriff so wenig, worauf ich eigentlich hinaus wollte, daß er der Schuldige nicht sein konnte."

„Mein Hausdiener Jakob betrat nur Morgens beim Reinmachen allein die Apotheke. Um diese Zeit befand sich aber Geld in der Ladenkasse überhaupt nicht, da mein Gehülfe den Bestand jeden Abend vorm Verlassen des Komptoirs hier einzuschließen hat. Es blieb also nur Schubye noch, denn ein Hausdieb mußte es sein. Ich begann nun meine Operation damit, daß ich den Lehrling fortsandte und ein auffallend gefärbtes Stück Papier auf den Rezeptirtisch legte. Es standen in verstellter Handschrift die Worte darauf: „Was verdient derjenige, der seines Herrn Vertrauen mißbraucht?" Eine Absichtlichkeit schien hierbei ausgeschlossen, weil ich das Papier zusammengeknittert hatte, als ob's zum Einwickeln benutzt sei."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0169-0

„Als Schubye, der im Laboratorium beschäftigt gewesen war, zurückkehrte, beobachtete ich ihn versteckt durch die Scheibe meines Komptoirs. Wirklich ging derselbe in gehoffter Weise in die Falle. Er nahm das Blatt an sich, besah es einen Augenblick, wollte es bei Seite legen und faltete es dann doch auseinander."

„Nun beobachtete ich gespannt, was folgte. Er las den Satz, der mit großen Buchstaben geschrieben war, sah sich ängstlich um, spähte, ob ich vom Nebenzimmer ihn betrachte, wollte schon nachsehen, besann sich aber wieder und studirte jetzt abermals, und zwar versteckter als vorher, den Inhalt. Nun starrte er eine Weile, mit dem Rücken gegen den Rezeptirtisch gelehnt, vor sich hin, glättete endlich das Papier, legte es in gleiche Falten und verbarg es in der Seitentasche seines Rockes. Nachdem dies geschehen, machte er eine Bewegung gegen mein Zimmer. — Ich eilte rasch an mein Pult und ließ mich, eifrig schreibend, an demselben nieder. In der That öffnete Schubye die Thür und that eine Frage wegen eines Dekokts."

„Ich antwortete ihm unbefangen und ließ ihn zurücktreten, dann aber — und in diesem Augenblicke kehrte der Lehrling auch zurück — rief ich ihn abermals herbei, schloß hinter uns ab und sagte ohne Uebergang:

„Schubye! Glauben Sie, daß der da drinnen" — ich wies in der Richtung nach dem eben Eingetretenen — „ehrlich ist?"

„Wie so, Herr Heinrich?"

„Haben Sie denn nichts bemerkt?"

„Bemerkt? Nein! das heißt, ich verstehe nicht."

„Glauben Sie nicht, daß Julius mitunter in die Kasse greift, um sich einen vergnügten Abend zu machen? Es beschäftigt mich schon lange, daß unsere Tageseinnahme so gering ist. Bestohlen werden wir, das steht außer allem Zweifel! Haben Sie gar nichts bemerkt? Haben Sie Niemanden in Verdacht?"

„Da nun Schubye sah, daß Alles entdeckt war, zuckte er die Achseln, nahm eine andere Miene an und sagte:

„Ich kann nicht leugnen, daß es mir allerdings auch aufgefallen ist, daß Julius in Kleidung und sonstigen Ausgaben"—

„Ich unterbrach ihn nun und sagte, als ob ich von der Sache zunächst abstehen wolle:

„Begleiten Sie mich doch einmal auf Ihr Zimmer, Schubye!"

„Auf mein Zimmer, Herr Heinrich?" fragte er unsicher.

„Jawohl! kommen Sie!"

„Als wir oben angelangt waren, schloß ich die Thür ab. Er sah mich mit schlecht unterdrückter Angst an, sagte aber nichts."

„Ich bin mit Ihnen hier heraufgegangen, weil ich wünsche, daß Sie zum Beweise Ihrer Unschuld Ihre Kommode öffnen."

„Herr Heinrich!" rief er, während furchtbare Bläße seine Wangen färbte."

„Ich aber fuhr ruhig fort und sagte:

„Wenn Sie aber schuldig sein sollten, möchte ich wenigstens doch dasjenige von dem gestohlenen Gelde retten, was noch vorhanden ist." — Und dann in verändertem Tone:

„Gestehen Sie sofort, wenn Sie der Thäter sind, ich rathe es Ihnen wegen der Folgen. In jedem Fall aber öffnen Sie."

„Noch behielten Furcht und Trotz die Oberhand, und in der That ergriff er das Schlüsselbund und schloß seine Kommode auf."

„Schubye!" rief ich, „bedenken Sie, was ich Ihnen als Alternative stellte! Ich gebe Ihnen noch einige Minuten Zeit!"

„Ich ging an's Fenster, schaute hinaus und wartete. Eine längere Pause entstand."

„Endlich flüsterte er in furchtbarer Zerknirschung: „Herr Heinrich, ich that sonst meine Pflicht. Machen Sie mich nicht unglücklich!"

„Gut! Sie gestehen also," sagte ich, mich umwendend.

„Seit wann haben Sie Gelder aus der Kasse entwendet?"

„Er dachte nach, oder er scheute sich vor der Antwort."

„Nur völliges Bekennen rettet Sie vor der Anzeige!" fuhr ich fort."

„Seit August fortging —"

„Weshalb gerade seit Augusts Entfernung?" fragte ich, von dem Verdacht beherrscht, daß Schubye und jener unter einer Decke gesteckt hätten."

„August war mit dem Taschengelde, das er, wie Sie wissen, von seiner Tante erhielt, sehr sparsam und lieh mir mitunter einige Thaler," stöhnte Schubye völlig niedergebeugt, „ich konnte

nie recht auskommen. Als dieser fort war, entnahm ich Geld aus der Kasse und gab's wieder zurück. Aber dann" —

Aber dann?"

„Ja, dann kam ich immer weiter. Ich verlor mehrere Mal beim Kartenspiel und — und —"

„Und?"

„Und vermochte die Summe nicht zu ersetzen —"

„Wie war's denn möglich, daß Sie sich mit August in solcher Weise überwarfen? Er that Ihnen Gutes und Sie vergalten es durch Ohrenbläserei und Verleumdung?"

„Wie hoch schätzen Sie den Betrag, um den Sie mich im Laufe dieser Zeit bestohlen haben?"

„Er nannte zitternd eine Summe, vor deren Höhe ich erschrak."

„Elender Mensch! Sie verdienen keine Nachsicht, Kreaturen wie Sie —"

„Aber er ließ mich nicht ausreden, fiel vor mir nieder und rief:

„Ich schwöre bei dem Andenken an meine guten Eltern, die ehrliche und brave Leute waren, daß ich die Summe, die sich heute in meinem Pult befindet, benutzen wollte, um das entwendete Geld zurückzuverdienen."

„Nun gut, angenommen, daß dem so ist, wie dachten Sie sich dann die Rückgabe? Hunderte konnten Sie doch nicht auf's Mal in die Tageskasse legen?!"

„Ich wollte Ihnen das Geld senden, später, wenn ich einmal in einer anderen Lebensstellung wäre und mir gleichzeitig Ihre Verzeihung einholen."

„Schön! Halten wir das auch fest. Sie bescheinigen mir schriftlich, daß Sie mir so und so viel entwendet haben, und verpflichten sich sowohl zur allmählichen Abtragung des Kapitals als auch zur Zahlung von jährlich 4 Prozent Zinsen. Bleiben diese Zahlungen aus, so steht es in meinem Belieben, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Schreiben Sie gleich, was ich Ihnen diktire. Morgen verlassen Sie bereits mein Haus!"

„Und das Zeugniß?" fragte der zerknirschte Mensch.

„Ein Zeugniß erhalten Sie von mir überhaupt nicht. Wünschen Sie trotzdem eins, so steht die Veranlassung der Kündigung darin. — Wie Sie das machen, ist Ihre Sache! Ich

biete meine Hand nicht dazu, Sie meinen Kollegen als einen ehrlichen Mann zu empfehlen. Das läge aber schon in dem Verschweigen Ihrer Schuld." Er lieferte mir nun das Geld aus, versprach, seinen Verpflichtungen prompt nachzukommen, und reiste am nächsten Tage ab. Zufälliger Weise hatte ich sogleich einen Ersatz."

Auf die Frage des Kreisphysikus: „Hätten Sie den Menschen nicht anzeigen müssen, Heinrich?" erwidert dieser in seiner eisernen Kälte, diesmal die Eitelkeit über die Klugheit setzend:

„Ich verdiene mir mein Geld nicht, um es in solcher Weise zu verlieren. Da ich den Menschen immer in der Hand behalte, konnte ich ihn ruhig laufen lassen und komme auf diese Art vielleicht einmal wieder zu meinem Gelde, das gewiß unwiderbringlich verloren gewesen wäre, wenn ich ihn dem Gerichte überliefert hätte. Und ich wollte ihm den Weg nicht abschneiden, wieder ein ehrlicher Mensch zu werden," setzte er in seiner üblichen, den Biedermann heuchelnden Weise hinzu.

Werfen wir nunmehr einen Blick in das Eheleben des jungen Paares. Seit reichlich einem Jahre waren Heinrich und Dora bereits verheirathet, und Alles ging scheinbar am Schnürchen. Aber eben nur scheinbar! Bisweilen war das Mittagessen nicht besonders gelungen. Herr Heinrich legte die Gabel hin, stocherte (wenn ihr Mann nur nicht stets in den Zähnen stochern wollte!) und sagte kurz auf die Frage:

„Schmeckt es Dir nicht? Bist Du schon satt?" „Ich danke, ich habe genug!"

Sie forschte dann in seinem Gesicht, sie fand immer denselben unbeweglichen Ausdruck darin. Die Vorwürfe kamen nie unmittelbar. Er speicherte gleichsam auf, was er zu tadeln hatte, und dann gab er es stets mit Nadelspitzen.

„Es war gut gestern bei Michelsens" — hub Dora an.

„Nun eben, die junge Frau ist erzogen, sie hat was gelernt. Sie versteht etwas von der Küche." — Das Wort „versteht" ward betont. Es hieß: „Du junge Gans verstehst es eben nicht."

„Ist es eine Vorschrift des Miethkontrakts, daß Lene stets die Eimer mitten vor die Treppe stellen muß, so daß ein Zer-

brechen der Schienbeine unvermeidlich, oder fehlt Dir die Zeit, die Mädchen in einer Sache anzuhalten, die ich schon oft gerügt habe?"

„Nein, im Miethkontrakt steht es nicht", erwiderte Dora dann wohl, ging hinaus und weinte sich im Schlafzimmer aus. Und doch war sie gar keine sentimentale Natur, kaum einmal empfindlich mehr, wie sie es früher gewesen.

Ja, wenn's mit Rügen und Tadeln abgethan gewesen wäre! Nein, er leitete aus einem Versehen, aus einem Fehler, über den er Aerger empfand, gleich die Unfähigkeit für Alles ab. Sie verstand nichts, gar nichts, es gab nur Mängel! Pflichttreue, Häuslichkeit, Fleiß, Geduld, Sittsamkeit und Sanftmuth, alle Tugenden des Herzens waren nichts!

Der Pudding in einer seiner Gesellschaften war angebrannt! Folglich, die Heirath mit dieser Frau war ein Irrthum!

Im ersten Jahre ihrer Ehe war er ihr nicht sonderlich aufmerksam, aber gelassen freundlich begegnet. Er schulmeisterte, war oft mürrisch, aber niemals roh. Noch wirkte die Bewunderung, die man der jungen, hübschen Frau zollte, nach. Als sie aber immer ernster und ernster ward, wenig sprach, sich nie vordrängte und deshalb auch weniger Beachtung fand, verblaßten allmählich die Farben ihrer Vorzüge. Aus verletzter Eitelkeit entstand Gleichgültigkeit und endlich Mißachtung bei Heinrich. Jetzt kam sein eigentlicher Charakter zum Vorschein.

Nur wenn sie einmal wieder gefiel, wenn dem Apotheker dies in lebhaften Worten entgegengetragen ward, raffte er sich auf und legte ein freundliches Benehmen an den Tag.

Wenn man sie ihm beneidete, dann stieg ihr Werth, den er nicht einmal ahnte. Er wollte eine Frau, mit der er glänzen konnte, die zu seiner Verfügung war, wenn es ihm paßte, die keinerlei Rücksicht von ihm verlangte, namentlich nicht diejenige einer zarteren Aufmerksamkeit, von der er aber eine jegliche, selbst die auf seine unberechenbaren Stimmungen, beanspruchte. Sie sollte sein Haus in Ordnung halten, auf den Glockenschlag für alle seine Launen zur Hand sein, seinem verwöhnten Gaumen das untadelhaft Beste vorsetzen, und — obgleich er selten Abends zu Hause war — ihm ein warmes, behagliches Heim bereiten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0174-4

„Er wüßte nicht, was er mit ihr sprechen sollte!" — hatte er ihr eines Tages gesagt. Sie habe ja gar keine Interessen. Sie schlafe, körperlich und geistig, den ganzen Tag. Es sei unfaßbar, wie sie sich zu ihrem Nachtheil verändert habe. „Früher warst Du frisch, lebendig, voll Interesse für Alles, liebenswürdig, heiter und zuvorkommend; heute, nach kaum 2 Jahren unserer Ehe, bist Du wie eine alte Frau. Du hattest früher eine Maske vor!" spottete er. So zerriß er ihr Herz und folterte sie jeden Tag.

Einige Zeit später tritt Heinrich gerade in's Zimmer, als seine Frau im Begriff ist, bei einem Schauspieler auf 3 Dutzend Billets für das soeben eröffnete Theater zu abonniren. Apotheker Heinrich erklärt, $1^1/_2$ Dutzend seien völlig genügend, und führt in Gegenwart des Fremden eine unerquickliche Scene herbei. Die junge Frau besinnt sich nach dem Fortgange des Schauspielers und sagt zaghaft: „Der arme Mensch that mir so leid."

„Natürlich!" braust da Herr Heinrich abermals auf. „Du wirst nächstens noch das Haus und die Apotheke dazu verschenken. Es ist unglaublich, wie Du darauf loswirthschaftest. Und so sinnlose Geschichten, so kindische Dinge!"

Er seufzte hörbar auf nach dieser Rede, als ob er sagen wollte: „Gott, ist diese Frau eine unangenehme Zugabe zum Leben. Nichts als Thorheiten!" — Und ohne ihre Antwort abzuwarten, schob er mit heftiger Bewegung einen Stuhl an den Tisch und blickte in die Zeitung.

„Kommen Deine Eltern heut Abend?" sagte er nach einer Pause.

Keine Antwort.

„Nun?" wiederholte er, immer noch mit Lesen beschäftigt, und ohne aufzusehen.

Abermals erfolgte nichts.

Heinrich ließ das Wochenblatt auf's Knie gleiten, wandte den Oberkörper und blickte hinter sich in den matt erleuchteten Raum.

„Ich fragte, ob Deine Eltern heute Abend kämen. Hörst Du nicht?"

Ein leises Schluchzen drang aus der dunklen Ecke am Fenster

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0175-0

hervor. Aber das rührte den Mann nicht, im Gegentheil, das reizte ihn.

„Ich denke, Du könntest antworten, wenn ich Dich etwas frage —"

„Ja, — sie — kommen."

Es war beängstigend still im Zimmer. Nur das Knittern der Zeitung, nur mühsam unterdrückte Laute, die einer bedrückten Seele entquollen, unterbrachen die unheimliche Ruhe.

„Wenn diese Sentimentalitäten so weitergehen, ist ein — ein — Zusammenleben überhaupt unmöglich! Entweder Du nimmst Dich zusammen und giebst Deine thörichten Albernheiten auf, Du änderst Dich, oder — oder —"

Er sprach nicht aus, er schlug die Zeitung um, rückte ungeduldig mit dem Stuhle, setzte sich diesmal seitwärts an den Tisch und schlug die Beine übereinander: Nach den letzten Worten hatte die junge Frau das Haupt erhoben und sah mit flammendem Blick zu dem Sprechenden hinüber. Ihr Herz klopfte; die Thränen waren versiegt, aber es tobte durch ihr Inneres. Ein unnennbarer Ekel erfaßte sie. Da saß er vor ihr, dieser kalte Mensch mit seiner hageren Gestalt, mit seinen langen Beinen, in der pedantisch, fast lächerlich gehaltenen Kleidung, mit dem karrirten Schlips und den hohen Vatermördern, mit diesem dünkelhaften, erbarmungslosen Ausdruck im Gesicht, da saß er, als die Summe alles dessen, was für sie die Natur Abstoßendes an einem Menschen geschaffen hatte. — Sie hätte, um das heiße Drängen ihrer Seele zu dämpfen, aufspringen und ihn erwürgen mögen, aber sie schwieg und bezwang ihr bebendes Herz. Sie gedachte ihrer Eltern, sie erinnerte sich immer wieder eines einzigen Vorfalls und sagte, jede Regung eines Widerstandes in sich niederkämpfend, sanft, willfährig und mit leisem Schritt das Zimmer verlassend:

„Ich hörte, was Du sagtest. Ich will mir Mühe geben, mich zu ändern, wo ich meine Fehler erkenne." — — —

Wenden wir uns nun der letzten Scene, eine der empörendsten, welche Dora mit ihrem Manne vor ihrem jähen Ende durchzukämpfen hatte, zu.

Bei Heinrichs sollte Gesellschaft sein. Als der Apotheker

am nächsten Morgen vom Kaffee aufstand, sagte Dora nach kurzem Kampf:

„Du hast doch nichts dagegen, wenn ich die Doktorin Kordes einlade? Gestern war sie bei Schüblers. Es war schon recht peinlich —"

„Was war recht peinlich?" erwiderte der Apotheker in seinem insolentesten Tone und schnitt sich die Spitze einer Cigarre ab.

Nein, etwas Selbstverständliches noch näher erklären wollte Dora nicht! Bei dem ersten Worte Ihres Mannes schwoll es schon in ihr auf. Sie überging deshalb die Frage und wiederholte kurz und tonlos: „Ich werde sie zu Tisch bitten und sie auch auffordern, den übrigen Theil des Tages zu bleiben, damit sie ihrem Sohne Gesellschaft leisten kann. Ist's Dir also genehm?"

„Du beantwortest meine Frage nicht. Man antwortet doch!"

„Nun ja, freilich, man antwortet doch!" erwiderte Dora und sah ihrem Manne fest in's Auge. „Ich fragte deutlich, ob ich die Frau einladen solle, im Uebrigen in meinen Augen etwas Selbstverständliches, und bitte nur um ein „nein" oder „ja". Wie der Zusatz zu deuten, weißt Du sehr wohl. Solche Examinationen sind überflüssig, ja verletzend, und ich wünsche, mich ferner solchen nicht auszusetzen."

In dem Gesicht des Apothekers trat eine furchtbare Veränderung ein. Neuerdings sah und behandelte seine Frau die Dinge, wie sie waren. Sie nahm die Logik zur Hand, um ihn zu widerlegen; er fühlte, daß sie ihn nicht nur durchschaute, sondern den vollen Muth hatte, ihm entgegenzutreten. Sie deckte rücksichtslos sein Inneres auf und entkleidete ihn erbarmungslos der Göttlichkeit, mit der er sich bisher umgeben. So furchtbar wirkte die verletzte Eitelkeit, so rasend bäumte es sich in dem Manne auf gegen das junge Geschöpf, das es wagte, ihn solchergestalt sogar zu schulmeistern, daß er einige Schritte vorwärts sprang und die Hand erhob. Ah! — Wie ein roher Proletarier wollte er sie bereits züchtigen! So weit war es gekommen! Aber in dem Busen des gequälten Weibes jagten sich die Blitze der Empörung und mit einem raschen Schritte sich gegen ihn auflehnend, rief sie:

„Wage es, Heinrich, mich zu berühren, und ich schreie es über die Dächer, welch ein elender Mensch Du bist — —"

Kaum hatte sie dieses Wort gesprochen, als der Apotheker mit seiner langen Gestalt über sie herfiel, ihren Arm ergriff und sie zu seinen Füßen niederstieß. Und als sie hilferufend aufkreischte, beugte er sich hinab und drückte seine großen, knöchernen Finger auf ihren Mund. —

Seine Beine schlotterten, der Schweiß rieselte von seiner Stirn, sein Athem ging wie der Hauch aus eines Raubthieres Schlund, und die Augen traten in besinnungsloser Leidenschaft aus den Höhlen.

Dora richtete sich mühsam empor, klammerte sich an den Tisch und stand aufrecht da. Es war, als ob eine Leiche lebendig geworden und ihren Mörder mit den Blicken durchbohren wolle. Ihre Hände ballten sich, ihre Brust wogte, wie wenn der Athem hier vergeblich einen Ausweg suche, und in ihrem Blick lag ein Haß, der grauenerregend auf den Apotheker wirkte. Endlich gewann sie ihre Kraft wieder, und während er erschrak vor diesem Uebermaß der Leidenschaft, lief sie an's Fenster, riß es auf und schrie ihm mit heiserer Stimme zu:

„Verlasse jetzt das Zimmer, in dem Du meine Ehre schändetest, oder, bei Gott, ich stürze —"

Einen Augenblick flog eisiger Schauer durch die Seele des Mannes. Er wandte sich zum Gehen. Aber auch jetzt sollte sie nicht das letzte Wort behalten. Indem er die Hand an den Drücker der Thür legte und diese absichtlich langsam und zur Bestätigung seiner Unempfindlichkeit gegen ihre Worte öffnete, maß er sein Weib mit höhnischem Ausdruck in den Mienen und verließ, in einem empörend wegwerfenden Tone das Wort: „Komödiantin" ihr zuschleudernd, das Gemach.

Fassen wir uns nunmehr kurz. Herr Heinrich weiß die Schraube seines systematisch verruchten Treibens immer fester anzuziehen:

„Ich verabscheue, ich hasse Heinrich", gesteht uns Dora in ihrem Tagebuche. „Aber dieser Haß entsprang nicht aus dem Groll, daß er mein junges Leben vernichtete; er entstand und wird genährt durch den Anblick der scheußlichen Maske, mit

welcher er in der Welt umhergeht. Er heuchelt den gerechten und ehrenwerthen Mann und ist ein Schurke, wenn er gleich nicht stahl und mordete."

Es reift nunmehr der Entschluß in Doras Herzen, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen; der Himmel wollte es anders.

Bei einem Schützenfeste geschieht es plötzlich, daß Dora blind wird. Die Kälte in der Brauerei-Kellerei ist ihr auf die Augen gefallen. Stockblind — sie kann nichts sehen. Der schwarze Staar, wie Dr. Schübeler sagt.

Und Herr Heinrich? — Er hatte es nicht einmal über sich gewinnen können, dem geknickten Menschenkinde auch nur ein Trosteswort zu sagen.

Muß es uns nicht wie mit Messern in das Herz schneiden bei den Worten des Apothekers: „Das hat gerade noch gefehlt, eine solche Geschichte! Das konnte auch nur Dir passiren! . . ."

Es ist uns allzu begreiflich, daß der Gedanke, diesem entsetzlichen Leben ein jähes Ende zu bereiten, immer näher an die unglückliche Frau herantrat. Und so kommt der dunkle Schluß, welcher für Dora das Beste, die Erlösung von allem Weh, bedeutet. Bei einer Wasserparthie weiß die Blinde ein Boot zu ertasten, fährt auf die wellige Bahn hinaus und opfert ihr Leben dem nassen Elemente.

„Was die Welt bisher leise geflüstert hatte", heißt es zum Schluß, „was in seiner Bedeutung nicht an's Tageslicht getreten war, weil die edle Dulderin gegen Fremde niemals eine Klage über ihre Lippen brachte, ward nun laut erzählt, wuchs an zu einem allgemein verbreiteten Gerücht und verwandelte sich zuletzt bei allen Gutgesinnten in Empörung."

Heinrich war der Mörder dieser Frau, der Niemand im Leben näher getreten war, ohne sie zu schätzen und zu lieben, und deren Werth nun, nachdem sie nicht mehr unter den Lebenden weilte, Jedem erst zum vollen Bewußtsein gekommen war.

Die öffentliche Meinung trotzte sich auf gegen diesen herzlosen Schurken in der Apotheke. Heftige Stimmen, laute und versteckte Drohungen erhoben sich, und diese wurden so allgemein, daß von einer Wahl zum Bürgermeister nicht mehr die Rede war.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0179-5

Glitsch rieth dem Apotheker sogar, eine schwere Erkrankung vorzuschützen und dem Leichenbegängnisse fernzubleiben.

Wenige Wochen später kam der Verkauf des Hauses und der Apotheke zu Stande, und der bisherige Besitzer verschwand aus Cappeln, ohne Abschied zu nehmen. — —

Nun Gott sei Dank: Schluß! Wir müssen den Apotheker Heinrich hinnehmen, wie ihn uns Heiberg im Geiste geschaffen, können ihm aber für diese Geburt seiner Phantasie nicht gerade dankbar sein. —

Damit es, wie man zu sagen pflegt, ein Aufputzen ist, wollen wir an dieser Stelle auch gleich den im Jahre 1879 in der Kölnischen Zeitung erschienenen Roman: „Die Gräfin und ihre Diener" von O. Müller erwähnen, in dem uns nach berühmtem Muster ebenfalls ein Sonderling von Apotheker, wenn auch harmloser Natur, vorgeführt wird. Es heißt dort:

„Die Bewohner des Hauses zum Pelikan gehörten eigentlich, was ihren Stand anbelangte, in ein besseres Stadtquartier, und der ehemalige Apotheker Ihrig und seine beiden Töchter Nanny und Käthchen hatten gewiß einmal glücklichere Tage gesehen, ehe sie aus einem entfernten Landestheil hierher in die Residenz zogen, wenn auch ihre jetzige häusliche Lebensweise noch immer einen Wohlstand verrieth, dessen sich keiner ihrer Nachbarn zu erfreuen hatte. Ja, im Grunde war es eigentlich nur die Lage ihrer Wohnung im ärmsten und verrufensten Stadttheil, was sie von anderen Honoratioren unterschied, da sie sogar eine alte, sehr reinlich gekleidete Köchin hatten, die nie ohne einen gefüllten Marktkorb von ihren Kaufgängen heimkehrte, und da außerdem auch die Toiletten der beiden Demoiselles Ihrig immer so modisch und geschmackvoll waren, wie die anderer feiner, junger Damen, denen man die Hofraths- und Regierungsrathstöchter schon von Weitem ansah."

„Freilich, den alten Herrn Ihrig mit seinem eisgrauen struppichten Bart und in seinem altfränkischen, schlotterigen, russischgrünen Rock mit dem steifen Kummetkragen, über den ihm die greisen Haare in langen dünnen Strängen herabhingen, hätte man eher für einen mit alten Kleidern und Möbeln

handelnden Trödler und Aufkäufer, als für einen den besseren Ständen angehörenden Mann halten können, wäre nicht der ganze Eindruck seiner Persönlichkeit der eines menschenscheuen Sonderlings von höchst unfreundlicher Gemüthsart gewesen, welcher jeden Kaufliebhaber durch sein finsteres Wesen abgeschreckt hätte."

„Nur selten kam er aus seinem alten Bau heraus, um dann mit seiner einer eilenden Flucht gleichenden Gangart durch die Gassen zu laufen, wobei er unter den buschigen Brauen hervor scheue Blicke nach rechts und links warf. Seine ganze Erscheinung war die eines Menschen, dem die Welt einen rechten Possen gespielt hat. Gegen ihn stachen seine beiden schönen Töchter etwa ab, wie ein paar junge, zierliche Goldamseln gegen eine alte Schleiereule."

Der „Pharmazeutische Generalanzeiger" widmete damals der „Kölnischen Zeitung" folgende Strafpredigt:

„Vor längerer Zeit wurde in irgend einem Fachblatte darauf hingewiesen, daß in Romanen und dergl. die Apotheker oft eine Rolle spielten, die dem Bildungsgrade und der sozialen Stellung der Apotheker keineswegs entspräche. Daß Winkellitteraten in völliger Unkenntniß über Bildung und Stellung der Apotheker sind, und daß dieselben gegen alles Mögliche und Unmögliche verstoßen, nur um einen Roman zusammenzustoppeln, darf weniger befremden. Daß aber die hochangesehene „Kölnische Zeitung" einen Roman von Otto Müller bringt, worin bei jeder Gelegenheit der Apotheker nicht nur in Bezug auf seine Person, sondern auch bezüglich seines Standes mit einer Geringschätzung behandelt wird, wie ein hochmüthiger Schriftsteller sonst nur Häringskrämer und Schuster behandeln läßt, daß in genanntem Roman die Pharmazie „gemeiner Beruf" genannt wird, daß endlich Otto Müller in Nr. 53 der „Kölnischen Zeitung" eine in einen Sänger verliebte eifersüchtige Gräfin sagen läßt: „Sich so leichtsinnig an eine ganz gemeine Person wegzuwerfen, den eine Apothekerstochter, die ihn (den Sänger) vielleicht, der Himmel weiß durch welche geheime Reizmittel und Liebestränkchen aus ihres Vaters Sudelküche in sich verliebt gemacht hat", dies sind Verunglimpfun-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0181-3

gen eines sonst hochgeachteten Standes, die füglich ein „Weltblatt“ selbst in seinem Feuilleton nicht in die Welt schleudern darf. —h—“

Die „Kölnische Zeitung“ entschuldigte sich damit, daß der betr. Apotheker eben eine Ausnahme im pharmazeutischen Stande darstelle, und will dem „ehrenwerthen Apothekerstande“ unter keinen Umständen zu nahe treten. Doch lassen wir ihr selbst das Wort:

„Wir halten die Herren, welche uns dieses Artikelchen eingesandt, für viel zu vernünftig, als daß sie in diesen Schrei der Entrüstung einstimmen; sie haben es unzweifelhaft nur als Kuriosum zu unserer Kenntniß bringen wollen. Denn an der betreffenden Stelle des Feuilletons sind jene Worte ausdrücklich „der zornglühenden, in ihren leidenschaftlichen Affekten keinen Widerspruch ertragenden“ Gräfin in den Mund gelegt, während einige Zeilen weiter in demselben Zusammenhange noch zu lesen steht: so „schäumte die Wüthende mit einem hellen, klanglosen Auflachen“. Für die Ausbrüche einer wüthenden Eifersüchtigen, von der überdies an jener Stelle gesagt wird, daß sie „die heftigsten Verwünschungen, die bittersten Klagen ausstieß“, soll doch nicht die „Kölnische Zeitung“ aufkommen! Zum Ueberfluß ist der in dem Feuilleton erwähnte Apotheker nichts weniger als ein charakteristischer Vertreter seines Standes, sondern wegen Verbrechens aus demselben ausgestoßen. Der Herr —h— meint doch nicht, daß es dem Romandichter versagt sein soll, einen unwürdigen Pharmazeuten seinen Lesern vorzuführen? In diesem Falle müßten wir ihm sagen, daß der Roman auf geschichtlichen Thatsachen beruht, die in der Maingegend recht wohl bekannt sind, und daß auch jener Apotheker eine geschichtliche Persönlichkeit ist. Wie, wenn nun alle Prinzen und Legationsräthe sich bei uns beschweren wollten, daß wir durch die Vorführung des Prinzen Erno und des Grafen Kyriß ihre bezüglichen Stände verschimpfirt hätten? Die „Kölnische Zeitung“ ist gewiß weit davon entfernt, den ehrenwerthen Apothekerstand zu verunglimpfen, und wir sind überzeugt, daß unsere zahlreichen Freunde in diesem Stande uns in dieser Beziehung das beste Zeugniß ausstellen und zugeben werden, daß die Strafpredigt

des Herrn —h— nicht mit dem Gewichte eines Milligramms gegen uns in die Wagschale fallen kann."

Mag alles ganz gut und schön gesagt sein, aber warum, so fragen wir, wird so selten aus der Wirklichkeit geschöpft, und warum werden immer nur Ausnahmen und immer wieder Ausnahmen vorgeführt?

Kurz gedacht sei an dieser Stelle auch eines Kollegen, mit welchem uns Theophil Zolling, der bekannte Herausgeber und Leiter der „Gegenwart", in seinem Berliner Roman aus der Gesellschaft: „Der Klatsch" bekannt macht. Wir begegnen unserem Fachgenossen dort auf einem Empfangsabend im Salon des Dr. Brenndicke, des Herausgebers des „Illustrirten Merkur". Zolling charakterisirt ihn mit folgenden Worten:

„Hierauf versuchte sich ein ehemaliger Apotheker, der naturwissenschaftliche Mitarbeiter des „Illustrirten Merkur", dessen öde Berliner Anekdotensammlungen ein unverdientes Glück gemacht hatten, als Gedankenleser, und die jungen Damen stritten sich um das Vergnügen, sich von ihm die Augen verbinden zu lassen und ihn in alle Winkel zu führen. Dabei wählte der Schalk nur immer die hübschesten Damen, um an ihnen nach versteckten Nadeln herumzutasten . . . ."

Ein sonderbares Vergnügen, Herr Kollege!

XVI. Der bekehrte Alchemist.

In das 17. Jahrhundert versetzt uns der treffliche Rudolf Baumbach, der Sänger der „Lieder eines fahrenden Gesellen", in seiner Erzählung „Trug-Gold", deren erste Ausgabe bekanntlich unter dem Pseudonym Paul Bach erschien. Getreu dem Spruche: „Des Dichters größte Sünde ist die Lüge" liegen Baumbach alle lächerlichen Karrikaturen meilenfern.

Naturwahr, mit geschickter liebenswürdiger Feder sind die Gestalten des alten Apothekers Thomasius, sowie seines Gehülfen, des „Baccalaureus" Fritz Hederich, gezeichnet, und wohin wir auch den Besitzer der Löwenapotheke begleiten, ob wir seinen Gesprächen lauschen, ob wir ihn in seinem Laboratorium, hinter Kolben und Retorten der Alchemie fröhnend, mit seinen Gehülfen in gelahrtem Disput finden, oder ob uns der Verfasser an den Stammtisch in der Kneipe zur „goldenen Gans" führt — allüberall heimelt uns eine gemüthliche Natürlichkeit an.

Der Hergang der Geschichte ist kurz folgender: Fritz Hederich, Baccalaureus der Medizin, hat wegen Teufelsbeschwörung, bei welcher der Gottseibeiuns wirklich erschienen sein soll, die Universität verlassen und, steckbrieflich verfolgt, flüchten müssen. Unterwegs erkennt ein „Doktor" Rapontiko den Flüchtling und weiß ihn zu bewegen, mit ihm die Jahrmärkte zu beziehen, um diejenigen, welche nicht alle werden, durch allerlei Hokuspokus und Geheimmittel (welche es auch schon zu jenen Zeiten gab) ihrer Gebrechen, Leiden und überflüssigen Gelder zu entledigen. Fritz Hederich willigt, „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe", ein und kommt so zum Marktfeste in Finkenburg, dem eigentlichen Orte der Handlung.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0184-0

Es ist hier wohl angebracht, die Schilderung des Aeußeren und Inneren der Apotheke in Finkenburg wiederzugeben, welches beides Baumbach durch folgende Worte skizzirt:

„In der Hauptstraße der Stadt Finkenburg fiel ein stattliches Haus vor allen anderen Gebäuden in die Augen. Es war ganz massiv und mit steinernen Figuren reich geschmückt. Unter jedem Fenster befand sich ein Widderkopf und am Giebelfeld eine Gruppe von Ungeheuern, deren Schwänze gräulich untereinander verschlungen waren. Die beiden Enden der Dachrinne waren durch kupferne Delphine gebildet, die bei Regenwetter auf die Köpfe der arglos Vorübergehenden große Wasserstrahlen spieen. Eine breite, mit einem eisernen Geländer versehene Treppe führte zu einer gewölbten Thür, deren oberer Theil runde, in Blei gefaßte Fensterscheiben hatte. Ueber derselben stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Apotheke zum goldenen Löwen", und wer das gelesen hatte, der konnte mit Zuhilfenahme einiger Phantasie in dem pudelartigen Thier, das in einer Nische neben dem Eingang stand, ein Konterfei des Wüstenkönigs erkennen; von Vergoldung war nichts mehr vorhanden."

„Auf der breiten Freitreppe spazierte häufig, und namentlich wenn die Sonne schien, ein großer Rabe würdevoll auf und nieder. Er hieß Jacob, war uralt und in der ganzen Stadt bekannt. Jacob versah eine Art von Wächteramt vor der Apotheke und hatte es namentlich auf die nackten Füße der Finkenburger Gassenjungen abgesehen. Es gehörte zu den Lieblingsvergnügungen der Straßenjugend, dem Löwen neben der Thür eine Brotrinde oder einen Knochen in den Rachen zu stecken, oder auch demselben einen papiernen Hut aufzusetzen; aber so oft einer der Schlingel bei seinen Kameraden derartiges in Vorschlag brachte, pflegte man sich zuvor nach dem Raben umzusehen. Wehe dem Unglücklichen, den Jacob bei solch frevent-lichem Treiben ertappte, leise schlich er sich heran und versetzte dann dem Fuß des Arglosen einen so fürchterlichen Schnabelhieb, daß der Getroffene heulend und hinkend den Schauplatz seines verruchten Thuns verließ."

„Der Besitzer dieses wunderbaren Raben, sowie der Apotheke, war Herr Daniel Thomasius, ein gar angesehener Mann. Herr

Thomasius war Wittmann, sonst besaß er aber alles, was zum täglichen Brot gehört, Haus und Hof, Geld und Gut und außerdem noch eine schöne Tochter, Namens Else." — Soweit Baumbach.

Meister Thomasius, welcher, wie mancher seiner heutigen Fachgenossen, sehr für Alterthümer und dergleichen schwärmt, stattet nun während des Jahrmarkts auch der Bude des berühmten Doktor Rapontiko seinen Besuch ab und findet hier zu seinem größten Entzücken einen Alraun. Er muß denselben natürlich zum höchsten Preise erstehen, denn wie der Doktor sagt, „der Alraun muß in der Johannisnacht gegraben werden. Damit ist's aber nicht abgethan. Soll das Galgenmännlein zauberkräftig wirken, so muß es von einer Jungfrau um Mitternacht unter tiefem Schweigen gehoben werden. Ein Hündlein muß es aus der Erde ziehen, dann schreit es wie ein Kind; und wenn die Jungfrau sich entsetzt und einen Laut von sich giebt, oder wenn das Hündlein bellt, so bekommen die bösen Geister Gewalt über die Dirne, und sie ist rettungslos verloren."

Fritz Hederich's geradem Sinn ist dieser Betrug zuwider; von Doktor Rapontiko zum Besitzer der Löwenapotheke gesandt, um das Geld für den Alraun zu erheben, überzeugt er Meister Thomasius von der Unechtheit seines Alraun. Fritz erhält als Dank die Provisorstelle in der Löwenapotheke, muß sich aber zuvor einem kleinen Examen unterziehen, welches allerdings mit unserem heutigen Gehülfenexamen nicht in Vergleich zu bringen ist.

„Drunten in der Offizin, heißt es S. 83, öffnete der Apotheker einen Kasten und hielt dem Baccalaureus eine Hand voll dürren Krautes vor die Nase. „Was ist das?"

„Tormentilla."

„Gut, was ist das?"

„Fritz Hederich wußte wiederum Bescheid. Das Examen wurde weiter fortgesetzt und immer war die Antwort richtig."

„Ihr scheint nichts verschwitzt zu haben. Nun merkt auf! Was ist das?"

„Fritz Hederich nahm die getrockneten Blätter in die Hand, beroch sie und sagte dann:

„Das Kraut schaut aus wie Cicuta, ist's aber nicht, sondern Kälberkropf."

„Optime", erwiderte der Apotheker und klopfte dem Baccalaureus auf die Schulter. „Mein voriger Subjekt hat sich anführen lassen und das Kraut für Cicuta gekauft. Jetzt wollen wir's sein lassen, morgen werden wir sehen, wie Ihr in der Rezeptirkunst beschlagen seid."

Meister Thomasius rechnet hierauf gründlich mit Dr. Rapontiko ab, und als er letzterem eröffnet, daß er ihm Fritz Hederich entführen wolle, geräth der falsche Doktor dermaßen außer sich, daß er zu Stock und Messer greift. Er wird aber von einigen starken Armen ergriffen und zur Strafe nach altem Usus vor dem Rathhause in seinem Scharlachrock auf einen hölzernen Esel gesetzt; eine gewiß noch heute wirksame und verdiente Strafe für gar manche unserer heutigen medizinischen Charlatane und Kurpfuscher.

Daß die anderen studirten Herren schon zu jener Zeit den Apotheker an und für sich nicht gerade für „voll" ansahen, lehrt uns der komische Magister Xylander, welcher auch in der Löwenapotheke wohnt und in der ersten Zeit sehr zurückhaltend gegen den neuen Hausbewohner ist. „Nachdem er aber vom Apotheker vernommen," heißt es in der Erzählung, „daß der Subjekt sogar ein Baccalaureus sei, hatte er sich ihm genähert und gefunden, daß Fritz Hederich ein Mensch sei, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen könne." Wir haben auch allen Grund anzunehmen, daß Fritz Hederich ein brauchbarer Subjekt wurde, wie man zu jener Zeit, welcher die Jagd nach Titeln wie Discipulus, Apothekerassistent ꝛc. unbekannt war, die konditionirenden Kollegen nannte. Denn es heißt in unserer Geschichte: „Eifrig erfüllte er seine Pflicht, und wenn die Mörser erklangen, wenn die Flammen unter den Kolben und Tiegeln prasselten, so däuchte ihm das liebliche Musik und es war ihm, als ob durch das einförmige Geräusch die Weise des Wiegenliedes vom schwarzen und vom weißen Schaf leise klinge."

Derartig poetisch veranlagt sind die meisten unserer heutigen Herren Gehülfen allerdings nicht, und ich möchte tausend gegen eins wetten, daß es ganz andere Gedanken sind, welche heute

beim Mischen der Pulver 2c. die Herren Subjekte — pardon! Gehülfen beschäftigen, nicht immer gerade solche, welche mit der Wissenschaft, allerdings auch nicht mit Wiegenliedern in direktem Konnex stehen.

Fritz Hederich hatte sich in Folge seiner Thätigkeit eine ziemlich selbständige Stellung erobert. „Anfangs", heißt es, „hatte Meister Thomasius wohl ein scharfes Auge auf dem Subjekt, als er aber inne ward, daß derselbe seine Sache verstehe, so ließ er ihn gewähren und kam des Tags nur für ein oder zwei Stunden in die Offizin."

Die weitere Thätigkeit unseres Apotheke-besitzenden Vorfahren beschreibt uns nun Baumbach sehr geheimnißvoll, indem er berichtet: „Außer dem Laboratorium, in welchem Fritz Hederich hantirte, hatte Herr Thomasius ein zweites, in welchem er allein arbeitete. Niemand durfte die Schwelle desselben überschreiten, und immer war die Thür verschlossen. Zuweilen arbeitete Herr Thomasius mehrere Tage ununterbrochen in dem geheimen Gemach, dann mußte ihm die alte Hanne (seine Haushälterin) das Essen durch ein Schiebfensterlein reichen." Man denke nun ja nicht, daß Meister Thomasius sich der Fabrikation von Geheimmitteln, welche heute in voller Blüthe steht, zugewandt oder gar der heuer noch mehr geschmähten und umstrittenen Fabrikation pharmazeutischer Präparate en gros gehuldigt hätte — alles dieses lag unserem ehrwürdigen Meister Thomasius fern, und ein Zufall, die Explosion einer Retorte im fraglichen Laboratorio machte Fritz Hederich mit dem geheimen Treiben seines Chefs bekannt.

Dann, nachdem Fritz behende das Feuer gelöscht, und der bleich und gebrochen auf seiner Gartenbank sitzende Apotheker sich einigermaßen erholt hatte, faßte er sein Subjekt beim Rockknopf und sprach ihm seinen Dank für die Mithülfe aus, indem er ihm von Stunde an pro Quartal drei Gulden mehr versprach und ihm die Permission gab, an zwei Wochentagen des Abends nach 6 Uhr ausgehen zu dürfen. . . .

Was nun Thomasius' geheime Thätigkeit anbelangt, so hat der geneigte Leser es jedenfalls längst errathen, daß auch Meister Thomasius, wie so mancher jener Zeit, der Alchemie seinen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0188-2

Tribut darbrachte: „Das war so zu sagen in Finkenburg Stadtgeheimniß, daß Herr Thomasius viel, viel Geld ausgab, um die Tinktur zu entdecken, mit der man unedle Metalle in edle verwandeln könne.“ Er gesteht denn dem aufhorchenden Fritz Hederich auch allen Ernstes: „Daß es eine Tinktur giebt, oder vielmehr zwei, eine weiße, welche Silber, und eine rothe, die Gold erzeugt, fällt niemandem ein in Abrede zu stellen.“

Thomasius war ein Jahr lang Schüler des hochberühmten Meisters Richthauser gewesen, eines von denen, welche unter glücklichen Zeichen geboren waren. Mit eigenen Augen hatte Herr Thomasius es gesehen, wie jener Gold, lichtes, gelbes Gold aus seinem Schmelztiegel gezogen hatte: „Einem andern ist es gelungen, hinter das Geheimniß des Meisters Richthauser zu kommen, und das läßt mir keine Ruhe“, ruft er betrübt aus. — Sogar ein Goldstück vom feinsten Gold zeigt er dem staunenden Baccalaureus, einen Dukaten mit der Aufschrift:

„Durch Wenzel Seilers Macht
Bin ich von Zinn zu Gold gebracht.“

Meister Thomasius hatte sich nun schon Jahre lang geplagt und sagt selbst: „Wenn ich denke, jetzt hab' ich's bei allen vier Zipfeln, so ereignet sich irgend ein unglücklicher Zufall. Einmal, als ich im besten Zuge war und die Mixtur schon wie Purpur schimmerte, ließ ich vor Freude die Phiole auf den Boden fallen. Ein andermal tropfte mir Ruß in den Kolben und gestern — doch Ihr wißt ja, was gestern geschah.“ —

Eines Tages, als Meister Thomasius wiederum von Hause abwesend ist, verlobt sich der Subjekt allen Ernstes mit des Herrn Chefs Töchterlein. Während er im Garten mit der schönen Else tausend Liebesschwüre tauscht, weiß sich der zum Hause gehörende alte Rabe Jakob Zutritt zu dem geheimen Laboratorium zu verschaffen. Er schlägt mit den Flügeln gegen den Kolben, dieser fällt um, die Scherben klingen, und die rothe Masse fließt zischend über Ofen und Fußboden. Das giebt nun nach der Heimkehr des Meisters Thomasius eine ungemüthliche Scene.

Baumbach berichtet uns darüber:

„Das Wuthgebrüll einer ganzen Elephantenheerde, verstärkt

durch einige Nashörner und Nilpferde, würde dem Pärlein unter dem Hollunderbaum sicherlich nicht einen solchen Schrecken eingejagt haben, wie das Schnauben, welches ihnen jetzt das Herannahen des wüthenden Apothekers verkündete."

Fritz muß das Haus verlassen und miethet sich im Gasthaus „Zur goldenen Gans" ein. Wie es aber allemal in solchen Liebesgeschichten zu gehen pflegt — nachdem Fritz Hederich dem Meister Thomasius bei einem nächtlichen Ueberfall das Leben rettet und letzterer nach langer Krankheit, während welcher ihn Else und Fritz gepflegt, seiner Genesung entgegengeht, ist seine Meinung über Fritz Hederich und die Alchemie eine andere geworden.

„Es war eine böse Krankheit", sagt der Apotheker, „die mich seit langen Jahren gefangen hielt; das Goldfieber hat mir meine beste Lebenszeit vergällt. Jetzt bin ich geheilt . . . u. s. w." Dann Schlußeffekt: Else Thomasius und Fritz Hederich „kriegen sich", d. h., sie werden ein Paar und unser närrischer Magister Hieronimus Xylander, welcher in jener Schreckensnacht auch von Fritz Hederich aus den Händen der Räuber gerettet wurde und eine tiefe Neigung zu Else gefaßt, tröstet sich mit den Worten: „Unschuldig leiden ist auch ein Genuß, er gleicht dem des Dulkamara-Stengel, der Anfangs abscheulich bitter, dann aber süß wie Honig schmeckt." Er kann nicht umhin, in folgender Verzweiflungshymne, „einer Trauerrede, lieblich und zu Zähren rührend wie der Gesang eines todtwunden Nachtigallenmännchens", seine Zustimmung zu der Verlobung der Apothekertochter zu geben:

„Du hast verschmäht den liebenden Magister,
Deß Herz vergebens brannte lichterloh,
Dich hat bethöret des Subjekts Geflüster,
Du gabst Dich hin dem Baccalaureo:
Ich selber unter meiner Toga Kragen
Hab' arglos Botschaft hin und her getragen. —
O, Else, wie mißfällt mir Dein Benehmen!
Fürwahr, das hätt' ich nicht von Dir gedacht!
Durch meinen Busen zieht ein tiefes Grämen,
Und einsam klag' ich in der stillen Nacht
Mein Leid dem Mond, der durch die Wolken wandelt:

Nein, Else, nein, Du hast nicht schön gehandelt. —
Ihm, der gerettet mich aus Mörderhänden,
Der mannhaft mit der Keule für mich stritt,
Ihm sei verzieh'n, doch kann ich Dank nicht spenden
Dem, der mir Else raubte. — Wir sind quitt.
Zieht hin und werdet glücklich miteinander!
Dies wünscht Euch Hieronimus Xylander."

Damit schließt das Büchlein.

Baumbach hat sich mit Liebe in die Ausarbeitung der einzelnen Gestalten vertieft, und anheimelnd durchweht das Ganze die Poesie vergangener Landsknechtzeiten.

Hervorzuheben aus den einzelnen Charakteren ist die Ehrlichkeit des „Subjektes" Fritz Hederich, welcher, obgleich er weiß, daß die nächste Stunde ihn vielleicht wieder frei, aber auch brotlos findet, es doch nicht über sich bringen kann, dem Apotheker Thomasius den Alraun des „Doktor" Rapontiko als „echt" zu verkaufen. Daß Meister Thomasius auch unter die Alchemisten gegangen war, läßt keinen Schluß auf den Grad seiner Wissenschaft zu. Wissen wir doch, daß selbst die berühmtesten Forscher jener Zeit dem Trugbilde des „Steines der Weisen" nachjagten — dicke Bände hierüber, auf welche ich in einer anderen Arbeit zurückzukommen gedenke, beweisen es.

Raimundus Lullus, welcher die wunderbarsten Resultate gefunden haben wollte, sowie der berühmte deutsche Bischof Albert von Bollstädt, welchem auf das Unfehlbarste die Verwandlung von Silber in Gold gelungen sein will, und andere blieben bis zu ihrem Tode dem Phantom treu ergeben. Meister Thomasius indeß sieht schon vor seinem Tode das Unmögliche dieses Strebens ein. Das Goldfieber hat ihm nicht das Leben bis zum Ende vergällt — es hat ihn geheilt!

„Es war eine böse Krankheit, die mich seit Jahren gefangen hielt!" sagt er als ruhiger Mann der Wissenschaft, der das Unmögliche einsieht — und damit erhebt ihn Baumbach weit über manche Leuchte der Wissenschaft jener Zeit.

Daß die Alchemie für die Entwicklung der Chemie von außerordentlich großer Bedeutung gewesen ist, soll natürlich nicht geleugnet werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0191-2

Einen „edlen Charakter“ nennt der „Bücher-Markt“ in einer Kritik des Romanes Fritz Hederich, den eigentlichen Helden der Erzählung. Diesem Urtheile schließen wir uns gerne an und wenden es mit vollem Rechte auch auf Meister Thomasius an, den die Lüsternheit nach Goldbereitung nicht einen Augenblick der Charlatanerie jener Zeit in die Arme trieb.

Indeß genug. Möge der verehrte Leser sich dieses „farbenprächtige Bild voll von Liebreiz und poetischem Duft“ (wie ein Kritiker das Werk Baumbach's nennt) genauer vor seinen Augen entrollen lassen.

Bemerkt sei nebenbei noch, daß es ein Apotheker N. Lemery in Paris war, der 1675 die Alchemie als „eine Kunst ohne Kunst, deren Anfang Lügen, deren Mitte Arbeiten, deren Ende Betteln ist“, bezeichnete. Hut ab vor diesem Kollegen, der in jener Zeit, in welcher die Goldmachekunst die Köpfe auch der Gelehrtesten verwirrte, mit kühlem Verstande das Unsinnige des „Steines der Weisen“ einsah und — zu behaupten wagte!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0192-8

XVII. Ein Gegenstück zu Heiberg's „Apotheker Heinrich".

Phosphorus Hollunder — ein anderes Bild! Ihm ward die Ehre zu Theil, die Kollektion Spemann eröffnen zu dürfen. Keine Geringere als Louise von François ist es, die uns mit ihm bekannt macht, und da der Herausgeber der deutschen Hand- und Hausbibliothek Professor Joseph Kürschner im Vorworte von der Verfasserin behauptet, „daß ihr eine selten gefundene Meisterschaft anhafte, eine an sich einfache Handlung durch die Ausführung und die Darlegung der Motive, durch das Eindringen in die psychologischen Prozesse ihrer Personen, zu Geist und Gemüth anregenden kleinen Kunstwerken zu gestalten" — so dürfen wir auf diese Bekanntschaft wohl mit Recht gespannt sein.

Obgleich Phosphorus Hollunder mit dem Heiberg'schen Apotheker Heinrich durchaus nicht in einem geistigen Konnex steht, so haben die beiden Erzählungen doch mancherlei gemeinsam. Hier wie dort ein Paar, dessen weibliche Hälfte alles andere für den ihr bestimmten Mann eher empfinden kann, als herzliche Liebe. Hier und dort die Mutter, die der noch unerfahrenen Tochter nicht genug die Vorzüge einer Verbindung mit dem ihr bestimmten Apotheker zu rühmen vermag. Hier und dort die Armuth des Opferlammes gegenüber dem vollen Beutel des Apothekenbesitzers, welch' letzterer schließlich den Sieg davonträgt, aber ohne die Früchte desselben genießen zu können . . . Himmelweit verschieden indessen wird uns der Charakter der beiden Fachgenossen geschildert. Während Apotheker Heinrich aus einem Gedichte des Verfassers dieses Buches rezitiren könnte:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0193-4

Hassest mich, ich glaub' es doch nicht,
Thust gar bös, es fällt Dir schwer!
Bin bewandert — merkst es noch nicht? —
In der Liebe viel zu sehr,

könnte der liebeglühende Phosphorus Hollunder in Herzensangelegenheiten bei manchem der heutigen discipuli in die Lehre gehen!

Dort eine sich bis zum höchsten Raffinement steigernde Bethörung des weiblichen Herzens, hier eine sehnende, hoffende Einfalt, wie wir sie uns kindlicher und reiner nicht zu denken vermögen, die aber dem gesetzten und studirten Phosphorus Hollunder, der sich merkwürdigerweise sogar zum Sprecher in der Loge zur feurigen Kugel aufgeschwungen, einen komischen, wenn nicht gar lächerlichen Anstrich verleiht. Und wenn der Apotheker Heinrich, den wir bei seinen Mitbürgern als in hoher Achtung stehend und reich an Aemtern und Würden kennen lernen, schließlich durch die öffentliche Meinung geächtet wird und aus der Stadt flüchten muß, so spielt sich auf Phosphorus Hollunder's Lebensbahn genau der entgegengesetzte Prozeß ab: aus dem schwankenden Reis ist ein stämmiger Baum geworden, der Manchem Schutz und Schirm gewährt. „Die Liebe, die Eine nicht beglücken, Eine nicht erwidern konnte, sie ist zum Segen geworden für einen weiten Kreis", heißt es in der Erzählung; „ihr Hebel in einem guten Menschenherzen war das Leid."

Sehen wir uns diesen Kollegen nun einmal etwas näher an. Wir treffen ihn am Schreibtische in der Apotheke zum Hollunderbaum, eine Rede memorirend, mit der er heute am Sylvesterabend die Schwesterloge zu erbauen gedenkt. Denn Phosphorus ist Freimaurer, und merkwürdigerweise setzt die Verfasserin zu diesem Bekenntnisse die Frage: „Welcher Apotheker wäre in Herrn Hollunder's jugendlicher Heldenzeit es nicht gewesen?" Phosphorus Hollunder ist also ein Redner, wenn auch nicht ein solcher aus dem Stegreif, sondern nach eingehender Vorbereitung. Die Geschichte erzählt uns, daß, zumal an Sylvesterabenden, sein Vortrag kein schönes Auge trocken ließ. Er ist ferner verliebt; denn während er in seinem Zimmer heftig gestikulirend und vor sich hinsprechend auf- und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0194-9

abschreitet, geht ihm das Herz über und er ruft laut: „Verschmähst Du mich, Blanka? Weisest Du mich von Dir? O Mädchen, halte ein!" Der Besitzer der Apotheke zum Hollunder läßt in seinem Selbstgespräch eine allen Menschen mehr oder weniger eigene Charaktereigenschaft durchblicken: er ist eitel, wenn nicht gar von großem Selbstbewußtsein durchdrungen, denn er fährt fort: „Besinne Dich, bedenke, ich bin ein gebildeter Mann, ein wohlangesehener Mann, — nicht auch ein wohlanzusehender Mann?"

Schon im nächsten Satze lernen wir Hollunder aber von einer besseren Seite kennen. Er besitzt eine besonders für den Apotheker unerläßliche Tugend: die Pünktlichkeit. Es heißt: „Um sieben sollte die Versammlung ihren Anfang nehmen, und Herr Hollunder war gern an bedeutenden Tagen der Erste." Hollunder wird aber auch als ein sparsamer Mann geschildert, ebenfalls eine Tugend, die jedem Apotheker gut ansteht. Plötzlich durchzuckt es den in liebliche Gedanken Versunkenen wie beim Stich eines giftigen Insektes: er hat einen Nebenbuhler! Ein Lieutenant trachtet ebenso wie er nach Blankas Liebe und scheint ihm wohl als Konkurrent nicht ganz ungefährlich zu sein. „Was reizt Dich an dem Lieutenant, Blanka?" ruft er aus. „Kann reiten glücklich machen? Oder eine blitzende Uniform?" Wir ersehen daraus, daß Phosphorus Hollunder als bedächtiger Apotheker weiß, daß das echte Glück der Ehe von andern als äußeren Umständen abhängt, und voll Standesbewußtsein fährt er fort: „Heißt es Bildung, über Hindernisse setzen, ein keuchendes Pferd zu Tode jagen, das Aß in der Karte treffen? Er ist ein roher Gesell. Ich habe ihn beobachtet am Pharaotisch und bei der Bowle, da offenbart sich des Mannes Natur." —

Zwei neue Eigenschaften verräth uns Phosphorus, indem er auf sich selbst zu sprechen kommt: „Ich spiele niemals und beim Glase werde ich traulich und mache Verse, wie die Freunde sagen!" Selbst eine edle That, die der Lieutenant vollbracht, schlägt Phosphorus Hollunder nur gering an, wenn sie nicht aus Ueberzeugung gethan oder doch von dem Drange eines guten Herzens geboten wurde. „Er trägt einen Orden," sagt Phosphorus, „weil er einmal eine kühne That vollbracht. Aber es geschah in jachem Affekt, nicht aus besonderer Wahl." Daß unser

Held reich ist, beglückt ihn, nicht aber um seinetwillen, sondern weil Blanka arm ist und er ihr manche Freude bereiten darf, die sie sonst nicht kennen lernte. Selbstlos setzt er hinzu, „denn ich gebe so gern, und wem gäbe ich lieber als Dir?"

Nachdem Phosphorus Hollunder sich solcherweise in jeder Hinsicht sowohl des Lieutenants wie Blankas ebenbürtig gesprochen, kommt ihm ein kleines Bedenken: „Aber Du bist ein Edelfräulein, bist Du auch stolz, Mädchen?" Doch beruhigt setzt er hinzu: „Auch der Hollunder Erinnerung reicht Jahrhunderte zurück. Betrachte über der Apotheke den Baum in grauen Stein gemeißelt, das Wahrzeichen unseres Geschlechts, und darunter die Jahreszahl 1530. Wir haben uns die schöne Sitte des Adels angeeignet, in Bild und Schrift das Andenken unserer Ahnen ehrfürchtig zu wahren. Drei Jahrhunderte blicken wir zurück auf Väter, die unserer Stadt zum Muster bürgerlicher Tugend und Treue gereichten, auf häusliche, züchtige Mütter, Vorbilder ihres Geschlechts. Drei Jahrhunderte lang vererbte sich die Apotheke auf einen Erstlingssohn, einen Phosphorus."

Doch dem letzten Hollunder sagt die Thätigkeit in dem kräuter- und chemikalienduftenden Raum seiner Offizin nicht zu: „Ich befasse mich wenig mit meinem Geschäft," sagt er, „ich habe höhere Interessen, doch der Pflicht, welche solche Vergangenheit auferlegt, durfte ich mich nicht entziehen; ich mußte die Apotheke übernehmen." Nach diesem Geständnisse wundern wir uns denn auch nicht mehr, wenn Phosphorus vor dem Verlassen seines Zimmers pathetisch ausruft: „O, nur ein Wort, Geliebte, nur einen Wink und ich opfere Dir meinen Stammbaum, ich verpachte die Apotheke, ich kaufe mir ein Rittergut; Blanka, ich mache Dich zur Edelfrau!"

Nachdem wir so einige der innersten Empfindungen Hollunder's belauscht haben, wollen wir jetzt in den Gang der Handlung eintreten.

Phosphorus stößt im Vorsaal auf die alte Justine, die ihm berichtet, sie stehe Wache gegen die gottlosen Buben, die Lehrlinge unten, die auf dem Wege nach dem Kräuterboden am Schlüsselloch gehorcht hätten. Hollunder läßt sich dadurch aber seine gute Laune nicht rauben. Während er seinen Weg durch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0196-1

die Apotheke nimmt, drückt er seinem Provisor die Hand und sagt: „Ich verlasse mich, wie in allen Stücken, auf Sie, mein lieber Speck, machen Sie freundlich den Wirth an meiner Statt. Er versteht sich auf einen kräftigen Punsch so gut wie auf jedes andere heilsame Gebräu, Sie können ihm vertrauen, meine jungen Herren. Ich wünsche Ihnen allen einen fröhlichen Eintritt in das neue Jahr!" Fürwahr ein freundlicher Neujahrsgruß!

Der Abend in der Loge verläuft programmgemäß. Phosphorus schwimmt in einem Meer von Seligkeit, da er die Majorin v. Horneck, Blankas Mutter, sowie Blanka nach Hause begleiten darf. Vor der Hausthür sucht er Blankas Hand zur Huldigung zu fassen, Blanka aber entschlüpft in's Haus.

Im traulichen Schlafzimmer aber sitzt Frau v. Horneck noch lange an ihrer Tochter Bett und sucht derselben die Vortheile einer Verbindung mit Phosphorus Hollunder auseinanderzusetzen. „Hollunder, diesen Narr Hollunder!" ruft die Tochter aus. Doch die Mutter antwortet wie vorahnend: „Menschen wie Hollunder werden bald genug im regelmäßigen Takte schreiten lernen, wenn eine ernste Erfahrung, eine bedeutende Pflicht, ein wahrer Schmerz gleich einer Taufe des Geistes sie überkommt." Und ein andermal: „Was aber den Apotheker anbelangt, — liebe Blanka, würdest Du gegen einen Landwirth etwas einzuwenden haben? Warum scheint es Dir nun geringer, mit Gewissenhaftigkeit und Kenntniß die Kräfte der Natur zu verwenden, um der schwersten Menschenplage, der Krankheit, entgegenzuwirken, warum scheint es Dir geringer, als seinen Acker zu bebauen, Vieh zu mästen, Korn und Wolle zu verhandeln und auf diese Weise, gleichfalls im Dienste der Natur, die ersten Lebensbedürfnisse zu befriedigen? Gestehe es Kind, nur darum, weil Du auch solche, die Du für Deines Gleichen hältst, derlei ländliche Hantirungen treiben siehst und Dir noch kein adliger Apotheker bekannt geworden ist. Also aus Vorurtheil!"

Nach langem hin und her, welches die Tochter nicht zur Kapitulation zu zwingen vermag, führt nunmehr die um die Zukunft des Kindes besorgte Mutter das schwerste Geschütz auf, indem sie mahnt:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0197-7

„Du hast in der bescheidenen, aber gesicherten Einrichtung, welche mein Jahrgeld mir gestattete, wohl Beschränkung, aber keine Noth, keine Sorgen kennen gelernt. Schließe ich die Augen, bleibst Du mittellos zurück!"

Zwar rafft sich Blanka noch zu der Entgegnung auf: „Aber ich liebe diesen Hollunder nicht! Er ist mir gleichgültig, nein, er ist mir widerwärtig," sie vergleicht zwar die ritterliche Erscheinung Assur's mit Phosphorus Hollunder, „wie er", nach den Worten des Romanes, „im Theekränzchen allbekannte Balladen deklamirt, mit schwacher Stimme Liebeslieder zur Guitarre singt, wenn nicht gar über dem Herdfeuer widerliche Mixturen braut", und wenn auch die Lippen Blankas halb schon im Traum noch „Assur! Assur!" flüstern — der Mutter letztes Geschoß hat dennoch eingeschlagen und gezündet — ein Leben ohne Sorgen, voll Glanz und Heiterkeit nach außen, ist es doch auch noch heute das Ziel so vieler Frauen — und müßte es auch oft mit einem ungeliebten Manne erkauft werden... Ob wohl der herzensgute, ehrliche Hollunder die Hand Blankas angenommen hätte, wenn er die Gründe zu ihrem Entschlusse hätte ahnen können? — — —

Am Neujahrsabend war Ressourcenball. Die Verfasserin schildert uns unseren Helden als einen Mann von Pünktlichkeit und Ordnung, der als Vorsteher der Erste auf dem Platze war. In seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen, Chapeau claque, Weste und Binde von weißem Atlas mustert er, den Ordnungssinn und die Vorsicht des Apothekers bekundend, noch einmal die Orden, Schleifen, Sträußchen, Bonbons und Nippes, die er aus eigener Tasche angeschafft und mit denen er einen hohen Christbaum geschmückt hat.

Gewissenhaftigkeit, welche sein Stand und seine Beschäftigung daheim ihm eingeimpft, verräth uns die Thatsache, daß er die Musik zu den Tänzen selbst ausgewählt hatte. Die Polonaise ward nach der Arie: „Kennst Du der Liebe Qualen?" getanzt, und als Phosphorus bei der Strophe: „Und doch, o Mädchen, lieb' ich Dich" Blanka bebend in seinen Armen hielt, ihr Athemhauch sich dem seinigen mischte, da, da — o, du überseliger Held Hollunder!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0198-2

Uebrigens scheint mit der Liebe auch eine gewisse Schlagfertigkeit gegen den Witz anderer über Hollunder gekommen zu sein, denn als der ebenfalls anwesende Herr von Hohenwart das Wort „Langeweile" fallen läßt, meint Phosphorus:

„Langeweile? Ach, da beklage ich Sie, mein Herr Lieutenant. Ich habe noch niemals Langeweile empfunden."

„Pillendrehen ist auch eine unterhaltende Beschäftigung", versetzt Herr Hohenwart, worauf der Nebenbuhler, von Zorn und Liebe schlagfertig inspirirt, zurückgiebt:

„Jedenfalls nützlicher als Schnurrbartdrehen!" . . .

Die spätere Bemerkung Hohenwart's an Blanka: „Ich gratulire Ihnen zu diesem Prachtexemplar von einem Verehrer, Gnädigste. Ein närrischer Kauz, wie alle Apotheker!" wird von Phosphorus nicht gehört und findet keine Erwiderung. —

Die Zeit schwindet — Blankas Mutter ist plötzlich gestorben — Blanka und Phosphorus sind vor der Welt ein Paar.

Hohenwart verfolgt trotzdem Blanka; er will, wie er sagt, sie noch einmal sehen, bevor er sie vielleicht für immer verliert. „Ein Abschied vielleicht auf ewig", drängt er, indem er sie dicht an sich heranzieht. „Soll ich Dich auf die erbärmlichste Weise verlieren? Meine Perle durch feile Krämerhände besudeln sehen?" Da er immer stürmischer drängt, zum Abend um Eintritt in ihr Haus bittet und den Bräutigam Blankas beschimpft, giebt dieser schnöde Unglimpf der Bethörten die Fassung wieder. Verzweifelnd windet sie sich aus seinen Armen und flieht — „aus dem verlassenen Kinde ist plötzlich ein Weib geworden!"

Und dennoch, Blankas Gedanken irren stets zwischen Phosphorus und der Erinnerung an Hohenwart. —

Und der liebreiche Hollunder? „O gewiß, er spürte ihren Kampf, spürte ihn an dem jähen Wechsel ihrer Stimmungen, dem unwilligen Ablehnen jetzt, der reumüthigen Dankbarkeit dann. Aber immer wieder siegten Liebe, Vertrauen und vor Allem ein mitleidsvolles Weh über seine Zweifel."

Wir sagten schon früher, daß Heiberg's Roman „Apotheker Heinrich" und Luise von François' „Phosphorus Hollunder" sich neben manchen anderen Punkten auch darin gleichen, daß es von weiblicher Seite an Gegenliebe für den Titelhelden

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0199-1

des betreffenden Romanes fehlte. Hier nun — welch' himmelweiter Unterschied! Beide Frauen fallen ja schließlich der Macht des Geldes zum Opfer, die Eine indeß von dem ihr Aufgedrungenen auf das Raffinirteste ins Garn gelockt, während Phosphorus den Beweggrund Blankas nicht einmal ahnt und sein Geld und seinen Besitz nur als Mittel zum Zweck ansieht, die Erwählte glücklich zu machen. Nochmals, welch' ein Unterschied zwischen jenem und Hollunder, dem Neuling, dem gläubigen Neuling in Herzensfragen!

Blanka trug am Hochzeitstage statt des von Hollunder besorgten bräutlich weißen Gewandes ein Trauerkleid von schwarzer Seide. Als die Tante dieserhalb schelten will, fällt ihr der glückliche Bräutigam, jene in Schutz nehmend, in die Rede: „Lassen Sie unsere Blanka ihrem Sinne gemäß gewähren, beste Tante, ihr Gefühl, nicht das unsere ist es, was geschont werden muß."

Müssen wir nicht die zarte Liebe dieses Mannes bewundern, die so wenig Gegenliebe erntet?

Hollunder's Geistesgegenwart bewundern wir während eines unliebsamen Zufalls bei der Trauung in der Kirche. „Als der Geistliche den Trauring an ihren Finger stecken wollte, zitterte ihre Hand so konvulsivisch, sank dann so schlaff an ihrem Körper herab, daß der Reif zu Boden rollte. Hollunder bückte sich nun, ihn aufzusuchen. Vergeblich. Rasch gefaßt, streifte er einen kostbaren Diamantring von seiner Rechten, ihn gegen den verlorenen auszutauschen."

Das vorbestimmte Symbol der Treue war solches freilich nicht.

Phosphorus will seiner Blanka nach der Einkehr in sein Haus Ruhe für die innere Sammlung gönnen und geleitet darum ihre Tante heim. Als er geflügelten Schrittes heimkehrt, steht er vor verschlossener Thür. Er ruft leise Blankas Namen. Keine Antwort. Lauter und immer lauter. Alles still. — Er sucht sie auf der Terrasse. Die Lampe brennt. Blanka ist nicht da.

Ein banges Ahnen beschleicht ihn. Doch sein Glaube ist noch tapfer. „Sie wird hinab in die Anlagen gegangen sein",

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0200-8

denkt er. Auch dort nicht. Aber dort auf dem Schreibtische — ein Ring, sein Diamantring und ein Blatt — zwei Zeilen!

„Ich verlasse Sie, ehe ich Sie elend mache. Denn ich liebe Sie nicht. Ich — ich kann Ihnen nicht angehören!"

„Sie ist todt!" schreit er und stürzt überwältigt zu Boden. Aber nur einen einzigen entsetzlichen Augenblick. Im nächsten ist er wieder Herr seiner selbst, erkennt er mit dem Lichtblick der Liebe und der Verzweiflung die wirkliche Lage, und was sie gebietet. In diesem Moment der Hellsicht wird der weichmüthige Hollunder zum Mann.

Er will Blanka dem Entführer entreißen, aber nicht, um sie zu besitzen, nur sie zu retten vor Elend und Schmach.

Er fliegt in den Garten. Die Gondel ist verschwunden. Am jenseitigen Ufer landen zwei Gestalten.

Und siehe: Phosphorus ist Mann geworden, der Troubadour ward zum Romeo: ohne Wahl stürzt sich der Unglückliche in den Fluß und erreicht nach hartem Kampf das jenseitige Ufer. Da — ein herzsprengender Pfiff. „Halt! Halt!" schreit er mit den Gebärden eines Rasenden und, wie es in unserer Erzählung heißt: „Der unglückliche Mann bricht leblos zusammen", was aber wohl „wie leblos" heißen soll, denn Phosphorus lebt noch. Nachdem sich zunächst das Gerücht verbreitet, Phosphorus wäre nach der Trauung irrsinnig geworden, eilen Blankas Tante und Hollunder bereits mit den Mittagszügen den Fliehenden nach. Was würde Apotheker Heinrich in diesem Falle gethan haben? Hätte ihm doch die Entdeckung nichts mehr genutzt und seiner Frau noch weniger. . .

Ohne etwas erreicht zu haben, kehren sie zurück. Hollunder wird von einem heftigen Fieber auf ein langes Krankenlager gerissen. „Wochenlang träumte er von Blut, schäumte von Rache, schrie wüthend nach dem Leben seines Beleidigers, dem Mörder seines Glücks und seiner Ehre."

Und nunmehr tritt bei Phosphorus das Umgekehrte dessen ein, was wir bei Apotheker Heinrich erlebt haben. Während der letztere fast zum Verbrecher an seinem bedauernswerthen Weibe wurde, wird Phosphorus Hollunder durch die Schule des Lebens und des Schmerzes zu einem Mustergliede der mensch-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0201-4

lichen Gesellschaft. Er war nach seiner schweren Niederlage ein Anderer als in seinen glücklichen Jugendtagen. „Ein Mann, ein Mensch", schreibt die Verfasserin, „so lauter und fest, wie sie nur einzeln und selten uns begegnen zu unserm Troste und zu unserm Heil. Ein reinigendes Bad hatte die kindischen Farben von einem edlen Gebilde gespült und seine Schönheit offenbar gemacht. . . ."

Er reichte die Scheidungsklage ein, welche sein Weib von nicht einer Stunde berechtigte, das eines Anderen zu werden. Er wurde nicht wieder Vortänzer der Gesellschaft, sang keine Liebeslieder und machte keine Verse mehr. Der Arbeit war nunmehr sein Leben gewidmet; er verwerthete praktisch, was er theoretisch erworben, legte die ersten chemischen Fabriken an und beförderte so der Mitbürger Wohlstand und den eigenen.

„Kurz vor seiner Verheirathung war er zum Stadtrath erwählt. Jetzt übernahm er freiwillig das Dezernat der Armenangelegenheiten und widmete sich demselben mit einer Ausdauer, welche diese Einrichtung zum Muster werden ließ für die gesammte Provinz. Er zeigte, wie man den Schlendrian verscheuchen, anregend auf die Lässigen wirken, durch das Beispiel einen Wetteifer zum Besseren entzünden und sich mit allen Ständen verbinden kann, um das, was noth thut, anzubahnen und durchzuführen."

Wir finden Phosphorus am Schlusse des Buches geehrt als Forscher, angesehen als praktischen Geschäftsmann, als Freund und Wohlthäter geliebt. Sein Name gehört zu den geschätztesten über die Grenzen hinaus. Die kleine Adelspartikel vor demselben wird ihm nicht entgehen, insofern ihn danach gelüstet; einstweilen trägt er einen langen Titel und verschiedene Ordensauszeichnungen ꝛc. Die Verhältnisse der Tante Blankas haben sich bedeutend verbessert (wohl in Folge „eines Vermächtnisses", wie Herr Hollunder zu verstehen giebt), und man weiß auch, daß sie in Briefwechsel mit ihrer Nichte steht und sogar Geldsendungen an sie abgehen läßt. . . . .

Wir sehen, Hollunder hat trotz allen Kummers durch Hintergehung von Seiten des geliebten Weibes seinen edlen Sinn und seinen Glauben an die Menschheit nicht verloren; er setzt

allem die Krone auf, als der Geheime Kommerzienrath Hollunder, nachdem Blankas Gatte, nach seinem Eintritt in überseeische Kriegsdienste, verschollen und sie selbst auf ihrem Sterbelager ruht, mitten in der Nacht mit seiner alten Freundin eine Reise in die Alpen antritt.

Er sah es wieder, sein Weib, vor Gott und Menschen ihm zu eigen gegeben. Das schöne Kind, blauäugig und braunlockig wie die, an deren Kniee es sich schmiegt, es ist ihr Kind, aber nicht das seine.

„Kein Blick zeigt einen Vorwurf; keine Miene seinen Jammer. Er ist wochenlang treuester Hüter an ihrem Sterbebette und ruft die kundigsten Aerzte herbei. Die Stimme der Kranken ist gelähmt, aber ihre Augen ruhen unverwandt auf dem gütigen Manne, mit einem Ausdruck, der Phosphorus Hollunder noch in seiner Sterbestunde beglücken wird. Ein stummer Händedruck sagt der Mutter, daß ihre Waise des Vaters nicht entbehren werde."

Und als wenn wir immer wieder auf's Neue einen schönen edlen Zug an Phosphorus entdecken sollen, wie können wir fast den guten Mann um sein neidloses Gemüth beneiden, als er, bemerkend, wie Blankas Blick starr auf einem Bilde der gegenüberliegenden Wand haftet, diesen Blick versteht und den Vorhang zurückzieht, um das Bild Assur von Hohenwart's zum letzten Male vor das brechende Auge seiner Frau treten zu lassen, den letzten Rosenschimmer auf ihre fahlen Wangen zu zaubern . . .

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0203-5

XVIII. Ein Pessimist.

Von dem schon früher erwähnten Kollegen A. Eilers, nunmehr in Hecklingen wohnhaft, welchem ich für sein liebenswürdiges Interesse an dem Zustandekommen dieser Arbeit herzlichen Dank sage, liegt mir im Manuskript eine noch ungedruckte charakteristische Bearbeitung des Apothekers in Friedrich Lange's Geschichte „Harte Köpfe" (Verlag von Wilh. Friedrich, Leipzig-Berlin) vor, welche ich im Nachfolgenden wiedergebe. Eilers, welchem Mangel an Zeit leider größere litterarische Arbeiten verbietet, entwirft uns von dem Helden der Erzählung, Hannes Schlüter, folgendes Bild:

„In dem nordwestlichen Theile der Provinz Hannover, da, wo die Lüneburger Haide sich in melancholischer Einförmigkeit meilenweit hinzieht, die endlose sandige oder moorige, mit Haidekraut, Ginster und Thymian bewachsene Ebene nur mit Sümpfen und Kiefergehölzen abwechselt, spielt unsere Geschichte."

„Ein seßhaftes und arbeitsames Volk bewohnt diesen Landstrich, zäh und treu an dem Gewohnten und Ueberlieferten festhaltend, nüchtern und praktisch in seiner Denkweise, anhänglich an seine Heimath, deren Scholle in gleicher Weise vom Sohn auf den Enkel vererbt wird."

„In dem Haidedorfe Blaspingen liegt unweit der Kirche die schieferbedachte, aus Eichenfachwerk geräumig aufgebaute Apotheke, von deren Balkenköpfen grell bemalte, fürchterlich verzerrte Gesichter herabblicken, gleichsam als wollten sie Geschmack und Wirkung der Mixturen, Latwergen und Pillen dem Beschauer drastisch vor Augen führen. In diesem Gebäude haust der nicht minder merkwürdige Sprößling einer alten hannover-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0204-1

schen Apotheker-Familie, Hannes Schlüter, störrig, launisch und wunderlich, dabei von angeborener Herzensgüte, von untersetzter Figur, deren kugelrunder, mit borstigen Haaren besetzter Kopf mit funkelnden braunen Augen zwischen hohen steifen Vatermördern auf einem kurzen dicken Halse sitzt. Nie sah man ihn anders, als in einem schwarzen Leibrock, den er bis an die Kravatte zugeknöpft trug. Mit einem Lehrling und dem alten Hausinventar, der Haushälterin Marianne, schaltet er nach seines Vaters Tode einige Jahre allein in der Apotheke, Lektüre und lange Spaziergänge bilden seine Erholung von der Berufsarbeit; unbefriedigt sitzt er bisweilen mit dem Pfarrer oder den reicheren Bauern zusammen, denn immer wieder erkennt er, daß er in einer ganz anderen Ideenwelt lebt als andere Leute."

„Doch auch in ihm bringt die gewaltige Macht der Liebe eine Aenderung hervor. Von seinen öfteren Reisen in die Provinzial-Hauptstadt bringt er eines Tages zum Erstaunen aller Dorfbewohner eine entzückende, liebliche junge Frau mit, und diese scheint in der That einen anderen Menschen aus ihm machen zu wollen. Immer mehr tritt das Wunderliche an ihm zurück und die ihm eigene Herzensgüte hervor, er wird geduldiger, gesprächiger und stetiger. Als durch die Geburt eines Knaben sein Glück den Höhepunkt erreicht, ist er auf dem besten Wege, ein verständiger normaler Familienvater zu werden. Es ist anscheinend seine letzte Wunderlichkeit, daß er in der zweiten Nacht nach der Geburt des ersehnten Stammhalters ihn heimlich hinabträgt und in dem großen Mörser der Apotheke auf den Namen des verstorbenen Großvaters Johann Jakob tauft. Eine überaus glückliche Zeit vergeht ihm. Doch gleich nach der Geburt eines zweiten Knaben zerschmettert ein jäher Blitzstrahl sein allzugroßes Erdenglück, denn die heißgeliebte holde Gattin stirbt im Wochenbett. Eine trostlose Verzweiflung bemächtigt sich seiner, leer und öde ist ihm die Welt geworden, er kann es nicht fassen, daß das Licht seines Lebens für immer erloschen ist. Wie ein Irrsinniger sitzt er am Todtenbette der Gattin; hadernd mit Gott und dem Schicksal, ist er in wenigen Stunden zum Pessimisten und bittersten Weltverächter geworden."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0205-6

„Bei der Beisetzung der Verblichenen versucht es der würdige, milde Geistliche, den Apotheker zu trösten; in ergreifender Weise führt er an, wie er selbst vor Kurzem in gleicher Art getroffen sei, verwies auf den heilenden Balsam der Zeit und auf die sichere Zuversicht des Wiedersehens im Jenseits. Doch starr und todt ist Alles in dem Betroffenen, nicht Tröstung und Beruhigung findet er in den Worten des Geistlichen, sondern eine bewußte Lüge und Unwahrheit, welche ihn über seine hoffnungslose Lage hinwegtäuschen soll. Am Grabe der unersetzlichen Gattin ist er zum Freigeist und Gottesleugner geworden und hat es zu seinem Lebenszweck erwählt, die Menschheit über die Verlogenheit der Staatsreligion und ihrer Verkünder aufzuklären. — Nicht mehr seinem Berufe und seiner Familie lebt fortan Johannes Schlüter, sondern allein dem Studium der Philosophie und des Pessimismus, sowie der Aufklärung seiner Mitmenschen. Alle philosophischen Werke, deren er nur habhaft werden kann, studirt er mit Feuereifer und je mehr Schwächen er an der Bibel zu erkennen glaubt, desto glücklicher ist er. Zur höchsten Befriedigung gereicht es ihm, daß eine aufgeklärte Zeitung „Die Fackel" einige Erzeugnisse seiner Feder aufnimmt."

„So gehen ihm die Jahre hin, der immer mehr den Zusammenhang mit seiner Umgebung verloren hat, verbissener und wunderlicher denn je geworden ist, — ein närrischer Apotheker, dessen Söhne körperlich und moralisch verkommen wären, wenn nicht die alte treue Marianne in mütterlicher Liebe und Gewissenhaftigkeit sie groß gezogen hätte. Je älter und verständiger sie werden, um so mehr gewöhnen sie sich, den wunderlichen „Alten" als eine nicht allzu ernst zu nehmende Person aufzufassen. — Der älteste Sohn, Hankob genannt, hat sein Staatsexamen bestanden und ist Provisor beim Vater geworden, unter sich zwei Lehrlinge, die er bei der wunderbaren Häuslichkeit nur mit großer Noth im Zaume zu halten vermag."

„Der zweite, Hanfried, ist Student der Medizin, natürlich auf der Hannoverschen Landes-Universität Göttingen. Beide haben in glücklicher Mischung die guten Eigenschaften von Vater und Mutter geerbt."

„Da tritt ein Ereigniß ein, welches dem alten Apotheker

endlich gestattet, seine trübe Lebensanschauung, seine langjährigen philosophischen Studien praktisch zu bethätigen und ganz Blaspingen, diese Welt im Kleinen, in größte Aufregung, seine ganze Umgebung in schwere Kämpfe zu versetzen. Der alte würdige Geistliche ist heimgegangen und die Stelle soll vom Konsistorium neu besetzt werden. In der „Fackel" erhebt Schlüter in mehreren scharfen Artikeln die Forderung, daß die Gemeinde vom menschlichen und freiheitlichen Standpunkte aus befugt sei, sich selbst einen Prediger nach ihrem Geschmacke auszuwählen, auch einige maßgebende Männer von Blaspingen pflichten ihm bei. Doch kurzer Hand verfügt das Konsistorium über die Neubesetzung. Einem ehemaligen Studienfreunde des Apothekers, den er seit der Hochschule nicht wieder gesehen hat, wird die Pfarre zu Theil. Von diesem Tage treten dem neuen Geistlichen der Apotheker und die von ihm aufgewiegelten Blaspinger, die trotz der Wunderlichkeit desselben zu ihm als „studirten" Manne ein gewisses Vertrauen haben, theils auch materielle Interessen bezüglich des Pfarrackers dabei vertreten, auf Schritt und Tritt feindselig entgegen. Schon die erste Sonntagspredigt führt zu einem grellen Mißton im Gotteshause. Der Apotheker erscheint mit anderen „Honorationen" verspätet und mit vielem Geräusche, als das Gebet schon begonnen hat. Die Predigt hört er mit kritisirender Ironie an und bricht sogar, als der Pfarrer von Wundern und vom Teufel spricht, in ein deutlich vernehmbares spöttisches Lachen aus, was ihm von Seiten des ergrimmten Seelsorgers sofort eine längere Rüge und Verwarnung von der Kanzel zuzieht. Nun ist die Freundschaft der ehemaligen Jugendgefährten für immer zerstört und bittere unversöhnliche Feindschaft an ihre Stelle getreten. Eine grimmige Fehde beginnt in der Gemeinde Blaspingen zwischen dem Geistlichen und dem Apotheker, die von letzterem zumal in rücksichtslosester Weise geführt wird, zum tiefen Schmerze seiner Söhne, die eine innige und voll erwiderte Zuneigung zu den zwei Töchtern des Pfarrers ergriffen hat. Montecchi und Capuletti in der Lüneburger Haide, so könnte man das nun beginnende Kapitel des Romanes bezeichnen. Melancholisch und öde wie die endlose Haide ist die Stimmung des dereinstigen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0207-8

Besitzers der Blaspinger Apotheke, ihm ist, als grinsten die verzerrten Gesichter an den Balkenköpfen nicht mehr über die bitteren Mixturen und Pillen, sondern über das schwere Herzeleid, das dem jungen Provisor und seiner Liebsten beschieden ist. Auch der Student der Medizin in Göttingen, dessen Gedanken in heißer Sehnsucht zu dem Pfarrhaus in der Haide zurückwandern, ist von der ödesten Katerstimmung ergriffen; selbst zahllose Kontrahagen und Bierjungen bringen es nicht zu Wege, ihn über sein trauriges Schicksal hinwegzutäuschen. Nirgends am Horizonte zeigt sich ein Hoffnungsstrahl, denn immer schärfer spitzt sich die Fehde zu. Die Drachensaat des alten Apothekers ist aufgegangen, seine unermüdlichen Schürereien haben in den Köpfen der Bauern eine schwere Verwirrung hervorgerufen, selbst der Lehrer und Kantor Hillegeist sind im Geheimen rebellisch geworden. Hinzu kommt, daß der Geistliche dem Träger der weltlichen Gewalt, dem Gemeindevorsteher, behufs Erzielung höherer Pacht den Pfarracker gekündigt hat, und die spitzzungige und ehrgeizige Frau Vorsteher von der schon älteren nicht minder scharfzungigen Schwester des Pfarrers sich beleidigt fühlt. In einer allgemeinen Volksversammlung, die Amtsvorsteher und Apotheker anberaumt haben, soll das Volksgericht über den Pastor Belling stattfinden, eine Beschwerde und Bitte um Versetzung desselben an das Konsistorium scheint das sichere Ergebniß zu sein, aber es kommt anders. In dem von Tabacksdunst erfüllten geräumigen Saale sitzen oder stehen nach ihrer Rangordnung Vollspänner und Halbspänner, Kothsassen, Handwerker und Knechte; auch die Lehrlinge des Apothekers sind zum rechtzeitigen Bravorufen bei der Rede ihres Lehrherrn herbestellt. Die Lage ist für den Pastor zweifellos gefährlich, zumal die Pfarracker-Sache hat den auf das Praktische gerichteten Sinn der materiellen Bauern schwer verletzt, sie fühlen sich solidarisch getroffen. Aber die ungeschickte Leitung der Versammlung durch den störrischen Vorsteher, das an ungeeignetster Stelle angebrachte Bravorufen und Beifallklatschen der Apotheker-Lehrlinge verderben die Stimmung, die Versammlung bekommt einen starken Stich in's Komische. Zur rechten Zeit erscheint noch wie eine dea ex machina die furchtlose Schwester des Pfarrers

mit ihrem demnächstigen Bräutigam, einem Rechtsanwalt, der zum Schutze des Angegriffenen in geschickter Weise das Wort ergreift. Als dann noch der futterneidische Barbier des Dorfes über die theuren Arzneien des Apothekers in galliger Weise herzieht, ist trotz Vorsteher und Apotheker die Schlacht unrettbar verloren, die Stimmung ist verdorben und mit Johlen und Singen wird die Versammlung aufgehoben. — Auch die Fehde zwischen Pastor und Apotheker hat hiermit ihren Abschluß gefunden, denn Schlüter hat die schwere Niederlage und die tiefe Enttäuschung darüber, daß die langjährigen auf Aufklärung seiner Mitmenschen gerichteten idealen Bestrebungen auch nicht ein Körnchen gefruchtet haben, nicht mehr überwinden können, ein Schlagfluß hat in der Nacht nach der Versammlung seinem Leben ein Ende gemacht."

„Die alles versöhnende Macht des Todes scheint auch diesen Roman versöhnlich abzuschließen, aber noch sind die Kämpfe nicht zu Ende. „Harte Köpfe" sind die Helden der Erzählung. Der glaubensstarke, fromme und ehrenhafte Pastor besitzt die starre Unbeugsamkeit des niedersächsischen Volksstammes. Tief ergriffen, aber unversöhnt ist er durch die Nachricht von dem plötzlichen Ableben des ehemaligen Jugendfreundes, er verweigert dem Freigeiste und Gottesleugner ein christliches Begräbniß. In bitterer Enttäuschung sehen die Söhne des Apothekers, die trotz aller Wunderlichkeiten des „Alten" in treuer Liebe an ihrem Vater hängen, daß ihr Glück für immer zu versinken droht."

„Schon bewegt sich der Leichenzug, an dem, trotz Fernbleibens des Geistlichen die ganze Gemeinde sich betheiligt, dem Friedhofe zu, da beginnen — o Wunder! — die Glocken zu läuten. Die jüngste Tochter des Pastors, die Herzliebste des Mediziners, hat sich heimlich den Schlüssel zum Thurme verschafft und die Glocken in Bewegung gesetzt. Vor den feierlichen Klängen, die den Geistlichen so oft zu Gottes Ehr und Dienst gerufen haben, beginnt auch der harte Sinn desselben zu erweichen. Einer inneren Stimme folgend, greift er zu Priesterrock und Barett und setzt sich an die Spitze des Zuges. Was zwischen ihm und dem Todten stand, ist vergessen, nur den

Jugendfreund sieht er noch in dem Verblichenen und in kurzen, zündenden Worten reicht er ihm in das Grab hinein die Hand der Versöhnung und christlichen Liebe."

„Nun lacht die Sonne wieder in vollem Glanze über der weiten Haide, die Föhren rauschen im Winde, Haidekraut und wilde Rosen raunen sich ein Lied zu von Glück und Seligkeit junger Menschenherzen und von der Liebe, die Alles überwindet und niemals erlöschen wird."

„Wieder haust in der Blaspinger Apotheke ein Sprößling der alten niedersächsischen Apotheker-Familie, aber er gehört einer neuen Generation an. Er ist fest und zähe wie das Eichenholz seines Hauses; aber wie der Zahn der Zeit, wie Sturm und Regen allmälig die Grimassen an den Gesichtern der Balkenköpfe gemildert haben werden, so ist auch dieser neue Schlüter ein Kind seiner Zeit. Er ist gewandt und umgänglich, mit klarem Blick und Verständniß versehen für seine Umgebung und seine Lebensziele. —"

Die in letzter Zeit für unser Fach nach mancher Seite hin trüben Verhältnisse diktiren dem Erzähler zum Schluß die wehmüthige Frage in die Feder: „Wie aber wird die Apothekergeneration der Zukunft ausfallen? Wird sie noch weniger eigenartig, nur noch eine Klasse von Schablonen-Menschen, eine Art studirter Kaufleute sein? . . ."

Wie heißt es doch am Schlusse jener Strophe, welche mit Bezug auf unsere jüngeren Fachgenossen aus Anlaß der Einführung der Invaliden-Versicherung verbrochen wurde:

„Halb Kommis und halb Studente,
Er verzichtet auf die Rente!" — — —

Unser Kollege Hannes Schlüter ist durch äußere traurige Verhältnisse jener Pessimist und Weltverachter geworden, als welchen ihn die letzten dreiviertel Theile des Romans uns vorführen. Läßt uns doch das erste Viertel des Buches einen tiefen Blick in die Herzensgüte, in das noch unverdorbene Gemüth des hannoverschen Fachgenossen thun, wenn es dort heißt:

„Die Leute ahnten nicht, wie wenig Hannes selbst sein Glück begriff, wie still und selig er oft an ihrer (der Gattin)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0210-3

Seite saß und verwundert in die blauen Augen sah, die ihm ein so freudenreiches Leben verhießen."

Die kalten Stürme des Lebens und der Sorge hatten den grünen Berggipfel umtost und nach und nach einen starren kühlen Gletscher aus ihm geschaffen. Die Ungerechtigkeiten des Lebens hatten Schlüter verbittert. —

Schallt es nicht auch heute oft wie ein erbitterter Aufschrei aus dem Walde der Pharmazie? Fühlen wir es nicht allzu oft gleich Vorboten kommender Stürme um seinen noch grünenden Gipfel wehen? Videant consules . . . . .

Nicht vergessen sei an dieser Stelle des Apothekers Mühlberg, welcher als Hauptperson in dem Romane: „Heimkehr" von O. Elster, einem recht talentvollen jüngeren Schriftsteller, auftritt. Apotheker Mühlberg ist ein würdiger Repräsentant unseres Standes und der Litteratur, gelehrt und hochgeachtet, dabei heftig und starrsinnig, ein ähnlicher Charakter wie Meister Thomasius in Baumbach's „Truggold". Da das litterarische Gewand Mühlberg's indessen weniger charakteristisch auf einen unserer Fachgenossen zugeschnitten ist und ebenso gut der Vertreter eines anderen Faches in demselben auftreten könnte, begnügen wir uns mit dem Hinweise auf obigen Roman, welcher es verdient, gelesen zu werden. Derselbe ist enthalten in dem illustrirten Familienjournal „Das neue Blatt" und zwar in den Nummern 40 bis 52 des Jahres 1895.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0211-9

XIX. Eine gute Seele.

„Das Pflegekind des Junggesellen," Roman von Friedrich Friedrich, erschien zuerst im „Deutschen Hausfreund," illustrirtes Familienblatt und Sonntags-Beilage der „Berliner Neuesten Nachrichten". Wenig verschlungen sind die Fäden der Handlung und dennoch, trotz der Einfachheit des Stoffes, zieht sich der Roman durch 21 Nummern des Blattes hin. Wenn wir da beim Lesen trotzdem fortwährend in Spannung gehalten werden und nicht ein einziges Mal in Versuchung kommen, diesen oder jenen Abschnitt zu überschlagen, so zeugt dies von dem gewandten Aufbau des Ganzen.

Rekapituliren wir kurz den Inhalt: Der Verfasser führt uns in einen originellen Klub ein; es ist dies nicht, wie wir nach der Ueberschrift des Romans erwarten sollten, ein „Klub der Junggesellen", sondern, da ihm auch der Apotheker Philippi angehört, welcher bereits einmal verheirathet war, der „Klub der Ledigen".

Unser Kollege befindet sich hier in guter Gesellschaft. Ich erlaube mir vorzustellen: Der freundliche Leser — die Herren Dr. med. Alexis Sand, Maler Julian Conti, Kaufmann Hugo Geldern, Baumeister Carl Hohn, Rechtsanwalt Trappe und last not least Apotheker Ernst Philippi, „eine kleine zierliche Gestalt mit nervös erregten Bewegungen, die nicht zwei Minuten lang still auf dem Stuhle sitzen konnte".

Die Statuten dieses lustigen Klubs bestehen aus drei Paragraphen, von denen der dritte lautet: „Wenn ein Mitglied des Klubs sich verheirathet, zahlt es 1000 Mark in die Klubkasse . . ."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0212-5

Den Statuten vorangesetzt ist das Motto: „Das ewig Weibliche zieht uns nicht an". —

Eines Abends, als es im Klub gerade recht lustig hergeht, wird Dr. Sand zu einem schwer Erkrankten gerufen. Rettung vermag er diesem nicht zu bringen, verspricht aber dem Sterbenden, nach dessen Tode für die Tochter desselben sorgen zu wollen. Sand erfüllt sein Versprechen getreulich, indem er Toska, die Tochter des Entschlafenen, seiner Wirthin zur körperlichen und geistigen Pflege übergiebt und die Vormundschaft übernimmt. Als nun Trappe eines Abends im Klub mit ruhigen einfachen Worten erzählt, weshalb Sand seit dem Tod des Fremden den Klub nicht mehr besucht habe, als er den ergreifenden Tod des Fremden und den Schmerz seines Kindes geschildert, da beschließen die sechs Junggesellen einstimmig, die Waise als ihr Kind adoptiren zu wollen und mit allem Ernst und aller Liebe für dasselbe zu sorgen. Sand giebt schließlich unter der Bedingung nach, daß er nach wie vor der Vormund des Kindes bleibe.

Aus den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen geht nun hervor, daß der Aufzeichner derselben nicht der vermeintliche Gelehrte Horst Norden, wie er sich vor seinem Tode in der elenden Dachstube nannte, ist, sondern Horst Bogumil Edgar von Norden, der Sohn des Obersten Freiherrn Heinrich von Norden, welch ersterer wegen einer Mesalliance von seinem Vater verstoßen wurde.

Nachdem später der Freiherr das Zeitliche gesegnet, ergiebt sich bei Eröffnung des Testaments, daß der alte Baron seinen übereilten Schritt bereut und seinen Sohn Horst sowie seinen Schwiegersohn zu gleichen Theilen als Erben eingesetzt hat.

Toska ist inzwischen zu der Haushälterin des Apothekers in Pflege gegeben, weil der große Garten des Apothekers ihr mehr Raum zu Spielen jeglicher Art bietet, und von hier aus läßt der Schwiegersohn des Barons, der sich gern in den Alleinbesitz des Vermögens setzen möchte, die kleine Toska entführen.

Zu dem Zwecke, ihr Pflegekind wiederzufinden, entspinnt sich nunmehr unter den Mitgliedern des „Klubs der Ledigen" ein allgemeiner Wettkampf. Gott Amor steht den Suchenden treulich zur Seite, denn als Toska wiedergefunden ist, dürfen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0213-0

wir schon zwei Paaren zu ihrer Verlobung Glück wünschen: Geldern und Trappe haben sich das Jawort bei den reizenden Töchtern des Hauptmanns Hagen geholt, in dessen Haus ihre Nachforschungen sie führten. Dr. Sand und sein Pflegekind Toska verbindet bald darauf der Liebe ewige Macht, und Apotheker Philippi, welcher nicht nachstehen mag und nicht weniger als die anderen ein Herz in seinem Busen schlagen fühlt, gesteht seinen Freunden etwas beschämt, daß er sich zum zweiten Male eine Lebensgefährtin erkoren habe, und zwar ist es seine Haushälterin, die liebe gute Frau Zöllner, welche es ihm angethan hat. Das „ewig Weibliche" hat sie doch hinangezogen!

Interessant ist der Ton der Unterhaltung, welcher den Klub der Ledigen beherrscht. Pünktlichkeit und Genauigkeit sind unserem Kollegen in Fleisch und Blut übergegangen, und jeden Abend rügt er es auf's Neue, wenn einer der Klubmitglieder nicht zur bestimmten Stunde im Klubzimmer anwesend ist. Deshalb gleich am Anfange des Romanes die Frage Philippi's:

„Wo nur Trappe bleibt?"

Der Maler, der mit dem Apotheker stets in scherzhafter Fehde liegt, legt der Frage einen anderen Sinn unter und entgegnet:

„Philippi, Sie können Ihre Neugierde doch nie bezähmen. Ich bin überzeugt, daß Keiner von uns die Frage beantworten kann, dieselbe ist also außerdem nutzlos."

Worauf der Apotheker etwas empfindlich bemerkt:

„Bitte, ich habe meine Frage nicht an Sie gerichtet!"

Als Rechtsanwalt Trappe eines Abends einen Freund, den Rentier Anton Borstig, in den Klub einführt und diesem die Ledigen in launigen Worten vorstellt, bemerkt er bei Philippi:

„Der fünfte Herr ist mein besonderer Freund, Herr Apotheker Ernst Philippi. Beurtheile ihn nicht nach seiner kleinen Gestalt, denn er ist ein großer Dichter, wenigstens hält er sich dafür, da er unendlich lange Polterabendgedichte macht. Ich empfehle Dir, seine Freundschaft zu erwerben, denn er bereitet ganz vorzügliche Ananasbowlen."

Philippi ist ein Mann der Ordnung, er hat deshalb gewünscht, daß der Klub ordnungsgemäß seine Statuten habe.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0214-6

Trappe hat solche ausgearbeitet und bemerkt vor dem Vorlesen derselben u. A.:

„ . . . . . Wir sind seit einem Jahre fast wöchentlich an zwei Abenden hierher gekommen, um gemeinsam ein Glas Wein zu trinken. Das könnten wir ungetrübt fortsetzen, aber die Vereins- oder Klubwuth des Herrn Apothekers besteht darauf, daß wir einen Verein oder Klub mit ausführlichen Statuten in's Leben rufen. Wir sind sämmtlich außer Herrn Philippi zu verständige Leute, um uns nicht zu sagen, daß dies gar keinen Zweck hat, allein, da wir wissen, daß das heimliche Verlangen unseres Freundes nur darauf gerichtet ist, den Verein, sobald er gegründet ist, in einem Gedichte zu besingen, so sind wir gewillt, ihm diese Freude zu bereiten. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß dieses Gedicht bereits fertig ist — — —"

Also wieder einer von den zahlreichen dichtenden Litteratur-Apothekern; in der rauhen Wirklichkeit so wenige — warum kann es nicht umgekehrt sein?

Gegen das Motto des Klubs: „Das ewig Weibliche zieht uns nicht an!" macht der Apotheker Front, denn während Alle außer Philippi „Angenommen! Vortrefflich!" rufen, protestirt dieser dagegen, daß der Ausspruch eines Dichters in der Weise verändert werde.

„Verehrter Apotheker, bringen Sie ein anderes Motto in Vorschlag!" ruft Trappe.

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet!" schlägt Philippi vor, und der Rechtsanwalt fährt fort:

„Ja, ich weiß, Sie sind in solchen Fällen für Schiller. Ihr Motto besitzt jedoch den großen Fehler, daß es für uns gar nicht paßt, denn da wir uns nicht binden wollen, so brauchen wir auch nicht zu prüfen . . ."

Daß der Apotheker das Dichterwort nicht verstümmelt sehen will, zeugt von einem gewissen ästhetischen Feingefühl, und wenn wir bedenken, daß wir die verschworenen Junggesellen schon allzubald als glückliche Ehegatten wiederfinden, so ist wohl die Frage berechtigt, ob der Apotheker, unwillkürlich vorausschauend, mit seinem Motto nicht das Richtigere getroffen hätte.

Während Alle den § 1 der Satzungen gutheißen, welcher

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0215-2

besagt, daß in den Klub der Ledigen jeder bescholtene und unbescholtene Mann aufgenommen werden kann, sträubt sich Philippi's gerader ehrlicher Sinn gegen das Wort „bescholtene". Er weiß es wohl, daß der Humor in den Statuten sein Wesen treibt, er mag aber das oft schwerwiegende Wörtlein nicht einmal im Scherze angewandt wissen. Er wird indeß überstimmt und Trappe entgegnet ihm in heiterer Laune:

„Bester Freund, seien Sie doch verständig und wüthen Sie nicht gegen sich selbst. Wer, wie Sie, neunundneunzig Prozent Gewinn nimmt und verheirathet gewesen ist, kann sich doch nicht zu den Unbescholtenen zählen. Es liegt mir fern, Ihnen deshalb einen Vorwurf zu machen, denn die Apotheker haben das Privilegium, sich in unberechtigter (!) Weise zu bereichern. Unser Klub soll kein Tugendbund werden, und ich verlange von jedem Mitgliede, daß es Scherz versteht."

Der Apotheker hält jedoch konsequent an der Ansicht fest, daß ein solcher Ausdruck nicht in ein Statut passe, trotz aller Ueberredungskünste des Rechtsanwalts.

Als der Rechtsanwalt eines Abends den Kaufmann Geldern zum Verwalter der Kasse Toskas ernennt, während er selbst sich verpflichtet, die Rechte des Pflegekindes in jeder Beziehung zu wahren, ruft der Apotheker, um seine Bereitwilligkeit, für das Kind zu sorgen, zu zeigen:

„Theilen Sie mir auch ein Amt zu!"

Doch Trappe entgegnet:

„Nein, Philippi, Ihnen am wenigsten. Sie müssen uns sogar das Versprechen geben, daß sie keinen Versuch machen wollen, das Herz der Kleinen durch Pfefferminzkügelchen oder andere niederträchtige Süßigkeiten aus Ihrer Apotheke für sich besonders zu gewinnen. Gleiche Pflichten, gleiche Rechte!"

Wie Philippi zu seiner Apotheke gekommen, verräth uns ein kleines Redeturnier zwischen ihm und Trappe.

Geldern und Philippi genügt es nicht, daß Toska in der einfachen Familie der Lehrerwittwe erzogen werden soll, sie hätten dieselbe am liebsten in eine feine Pension gegeben. Da meint Trappe:

„Philippi, es ist ein Glück, daß Sie keine Kinder haben,

denn Sie würden sie vollständig verzogen haben. Ihnen ist das Leben leicht geworden. Als einziger Sohn sind Sie von Ihren Eltern verhätschelt und verzogen, und als Sie kaum mündig geworden, setzten Sie sich in die reiche, warme Apotheke Ihres Vaters und waren ein gemachter Mann. Es wird nicht jedem Menschen so gut zu Theil, deshalb soll man Niemand vor der Zeit verweichlichen und verwöhnen."

Nun, daß Philippi verweichlicht und verwöhnt worden wäre, hierfür finden wir in dem Roman nirgends einen Anhaltspunkt, es sei denn, daß Trappe auf das gute, weiche Gemüth des Apothekers anspielen wollte, das er sich, trotzdem ihm das Leben so leicht geworden, allen Nebenmenschen gegenüber treulich bewahrt hat. Man könnte im Gegentheil annehmen, daß Philippi, eine gute Seele in der besten Bedeutung des Wortes, seinen edlen Sinn für alles Gute, den männlichen Ernst in seinen Reden, seine Pünktlichkeit und Genauigkeit als Früchte einer ernsteren Lebensschule davongetragen hätte. Verhätschelte und verzogene Menschen denkt man sich jedenfalls anders geartet. —

Zu Weihnachten, der Zeit der Liebe und des Friedens, geschieht es zum ersten Mal, daß in dem heiteren Kreise der Ledigen ein Mißklang ertönt.

Frau Zöllner soll für Toska passende Weihnachtsgeschenke kaufen und der Apotheker hält es für seine Pflicht, ihr einzuschärfen, nicht auf den Preis zu sehen.

Lassen wir den Autor erzählen:

„Philippi, Sie sind nicht berechtigt, in der Weise über unsere Kasse zu verfügen," rief ihm Trappe scherzend zu.

„Bitte, ich bin bereit, die Kosten allein zu tragen," entgegnete der Apotheker.

„So! um sich nachher brüsten zu können, unser Kind allein beschenkt zu haben," fuhr der Rechtsanwalt fort. „Meine Herren, wir sind übereingekommen, gemeinsam für Toska zu sorgen, ich konstatire hiermit den Versuch des Herrn Apothekers, in unsere Rechte einzugreifen und die Beschenkung an sich zu reißen."

„Ich stelle den Antrag, daß Herr Apotheker Philippi von der Theilnahme an unserem Pflegling ganz ausgeschlossen wird," rief der Maler.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0217-3

Es gehörte zu den guten Eigenschaften des kleinen Apothekers, die tollsten Scherze über sich ergehen zu lassen, ohne sie übel zu nehmen, Conti's Worte hatten indessen einen Punkt in ihm berührt, der keinen Scherz vertrug. Sein Gesicht röthete sich, erregt sprang er auf.

„Da ein solcher Antrag gestellt wird, erkläre ich meinen Austritt aus dem Klub!" rief er.

Trappe hielt auch diese Worte für Scherz.

„Philippi, wir entlassen Sie nicht eher, als bis Sie mindestens tausend Mark in die Aussteuerkasse bezahlt haben," entgegnete er.

„Ich werde sie zahlen," rief der Apotheker und griff nach seinem Hute.

Erst jetzt begriffen die Uebrigen die ernstliche Erregung des kleinen Mannes.

„Philippi, sind Sie denn toll geworden, daß Sie keinen Scherz mehr verstehen!" rief Trappe, indem er aufsprang und den kleinen Mann gewaltsam zurückhielt.

„Das war kein Scherz," entgegnete der Apotheker.

„Natürlich war es ein Scherz," fielen Alle ein.

„Dann war es ein sehr schlechter Scherz!" gab der Kleine grollend zur Antwort.

Trappe hilft über den peinlichen Augenblick hinweg, indem er den Apotheker fragt, ob er je von Conti einen guten Scherz gehört habe.

Wir sehen, Philippi's Gutmüthigkeit kann auch ein Ende haben, wenngleich er bei versöhnlichem Entgegenkommen schnell wieder umgestimmt ist.

Ich will von der Wiedergabe derartiger kleinerer Scherze, welche übrigens auch die anderen Mitglieder des „Klub der Ledigen" über sich ergehen lassen müssen, absehen. Ergreifend ist noch der Schmerz und die Verzweiflung des Apothekers, als Toska verschwunden ist. „Und das gerade hier — hier — in meinem Garten!" ruft er aus.

Geradezu wunderbar schön geschildert ist das Aufkeimen der jungen Liebe in den Herzen Toskas sowie der jüngsten Tochter des Hauptmanns — eine Wiedergabe dieser Stellen würde indeß außerhalb des Rahmens dieser Arbeit liegen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0218-9

Philippi ist nunmehr mit Frau Zöllner, seiner ehemaligen Haushälterin, verheirathet, und es ist eingetroffen, was einst Trappe dem kleinen Apotheker sagte, als dieser ihm verlegen lächelnd, zögernd und wie ein Mädchen erröthend seine Liebe zu Frau Zöllner gestand:

„Gratulor ex anima! Ich glaube, Sie werden eine gute Frau bekommen, und ich weiß sicher, daß Frau Zöllner nie Veranlassung haben wird, ihre Wahl zu bereuen."

Da wir Beide später im ungetrübtesten Glück wiederfinden, so bleibt uns nur zu wünschen, daß dasselbe bis an sein Lebensende erhalten bleiben möge unserem Kollegen Philippi, der grundehrlichen, der guten treuen Seele!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0219-8

XX. Eine kuriose Geschichte.

Der Besitzer der Apotheke „Zum wilden Mann“ nennt das, was er seinen aufmerksamen Zuhörern in einer wilden, von scharfem, beißendem Nordwinde durchgellten Nacht zu offenbaren hat, selbst „eine kuriose Geschichte“, und wahrlich eine eigenthümliche Erzählung mit noch eigenthümlicherem Schlusse, über welchen selbst die besten Freunde des Apothekers, so da sind der Förster, der Doktor und der Pfarrer, den Kopf schütteln, ist es, welche uns Wilhelm Raabe in seiner auch in Reclam's Universalbibliothek (Nr. 2000) erschienenen Erzählung „Zum wilden Mann“ darbietet. Apotheker Philipp verkörpert einen guten, allem Schönen, hauptsächlich der Freundschaft zuneigenden, allem Schlechten abholden Charakter und erinnert in seinen hin und wieder philosophischen, von Ruhe getragenen Aussprüchen mehr oder minder an den Apotheker in Goethe's Hermann und Dorothea. Wie dieser und die meisten hier behandelten Kollegen ist Herr Philipp ebenfalls Junggeselle.

Indessen lassen wir den Sturmwind die Thür eines „zweistöckigen, dem Anscheine nach recht soliden Hauses mit einer Vortreppe“ hinter uns zuschlagen und versetzen uns gleich in das Haus sowie in die Geschichte vom wilden Mann!

„Daß wir uns in einer Apotheke befinden“, sagt der Verfasser, „merken wir auf der Stelle am Geruch.“

Der Ordnungsliebe des deutschen Apothekenbesitzers läßt Raabe alle Gerechtigkeit widerfahren. Da fehlen nicht, wie in Heiberg's Roman, die Knöpfe an den Schubladen der Offizin, überall Reinlichkeit und Akkuratesse, die ja, Gott sei Dank, in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0220-9

den Apotheken unseres lieben Vaterlandes nicht zu den Seltenheiten gehören.

Lassen wir den Verfasser zunächst Haus und Offizin ein wenig genauer schildern:

„Die erleuchteten zwei Fenster", beschreibt Raabe, „welche wir von der Landstraße aus erblickten, waren die der Offizin .... In der pharmazeutischen Werkstätte herrschte außer dem bekannten Duft die gleichfalls wohlbekannte Ordnung und Reinlichkeit der deutschen Apotheken. Die weißen, mit blauen Buchstaben und hin und wieder mit schwarzen Todtenköpfen und den beiden Armknochen bezeichneten Büchsen und Gläser in den Fächern an den Wänden, die blanken Mörser und grünschwarzen Steinreibeschalen, die Wagschalen und alle übrigen Geräthschaften sahen ordentlich angenehm und anlockend aus."

Wir wissen nicht, wann die Geschichte spielt; da aber Apotheker Philipp in seinem Zimmer zwei Bilder, Straßenkämpfe aus dem Jahre 1848 darstellend, zur Schau hängen hat, werden wir die angeblich blauen Buchstaben auf den Schildern wohl mit zweifelnden Augen betrachten und in unserer Phantasie die blaue Farbe in eine rothe oder schwarze verwandelt denken.

Auch von der Wartebank in der Offizin weiß uns Raabe zu erzählen und schildert uns das Gefühl, das einen Jeden, insbesondere in jüngeren Jahren, beim Betreten der Apotheke ergreift, und das uns schon Dr. Böttger in seiner Erzählung „Christian" ausgemalt hat.

„Wäre die schreckliche Bank, auf welcher die Meisten von uns schon einmal in fiebernder Angst und Beklemmung saßen und warteten, nicht gewesen", schreibt der Verfasser, „das Werkzeug und Geräthe der hohen Kunst hätten Jedermann das höchste Vertrauen einflößen müssen. Aber die böse Bank! . . . ."

In der Offizin befindet sich augenblicklich Niemand. Aus dem Nebenzimmer, wohl dem „Gehülfenstübchen" von heute, dringt der Duft von herba nicotiana. Wir treten ein. Wie noch mancher Fachgenosse von heute ist auch Apotheker Philipp ein Freund und Sammler von Raritäten und Antiquitäten, denn wir finden in dem nun betretenen Raume einen Eckschrank „mit allerlei Tassen, bunten Töpfen und Gläsern, auf ihm eine aus-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0221-5

gestopfte Wildkatze". Die Wände aber bedecken Bilder und Bildchen von oben bis unten in kaum zu berechnender Menge.

„Dreißig Jahre", erzählt der Verfasser, „hatte der während dieser Zeit fest an seine Offizin gebundene Apotheker Philipp Kristeller gebraucht, um seine Bildergallerie zusammenzubringen. Sein Hinterstübchen war wohl geziert . . . ."

Einen Gehülfen hielt sich der Herr Kollege also nicht, oder wohl besser, er konnte ihn nicht halten. Dreißig Jahre allein — das zeugt von Fleiß und Ausdauer!

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit diesem Musterkollegen zu, den wir im Nebenzimmer am Tische antreffen.

Die Erzählung berichtet: „Er mochte ein Alter zwischen den fünfziger und sechziger Jahren erreicht haben, war von Leibesbeschaffenheit mehr hager als dick, von Farbe mehr gelb und grau als roth und braun und von Statur mittlerer Größe. Er trug einen grauen Schlafrock (wir erinnern uns, daß es Abend ist), niedergetretene, dunkelrothe Pantoffeln und auf dem silbergrauen, schlichten Haare eine dunkelgrüne Hauskappe. . . . . Er rauchte aus einer langen Pfeife, auf deren Kopf ein Maikäfer gemalt war und stützte nachdenklich die Stirne mit der Hand. . . . ." ꝛc.

Plötzlich kommt es ihm in den Sinn, daß er am heutigen Abend ein Jubiläum feiert: Dreißig Jahre sind es her, daß er um diese Stunde in diesem Hause für den ersten Groschen Wundspiritus verkauft hat.

„Ich habe es mir notirt vor dreißig Jahren", sagt er, „und ich hatte es gänzlich vergessen."

Nachdem er dies seiner alten Schwester, die ihm den Haushalt führt, erzählt und diese sich entfernt hat, ergeht er sich in allerlei Erinnerungen, aus denen wir folgende Sätze hervorheben wollen:

„Der allergewöhnlichste Mensch hat doch immer etwas erlebt, wenn er so ein Menschenalter, über ein Menschenalter hinaus zurückdenken kann. Wie lebendig das nun alles ist, was eben todt und vergessen in meiner Seele lag. . . . . Herrgott, wie sorgst Du in Deiner Güte und Weisheit dafür, daß denen, welchen Du einen kleinen Löffel auf den Lebensweg mit-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0222-0

giebst, auch der Brei nach dem richtigen Maße zugemessen wird!"

Auch die Liebe hat Herrn Philipps Herz berührt in schöneren Tagen, denn er seufzt: „. . . . . und dann ist ja doch nichts daraus geworden, Johanna! Zusammen sind wir nicht gekommen. Jeder hat seinen eigenen Weg gehen müssen; ich unter so sonderbaren Umständen in diesen verlorenen Weltwinkel, Du, mein armes Kind und Herz, in Dein Grab. Nunc cinis ante rosa, einundzwanzig Jahre alt — ach, Johanna, liebe, liebe Johanna!" —

Nunmehr zu den „sonderbaren Umständen", durch welche Herr Philipp Kristeller zu einer Apotheke kam. Der alte Apotheker erzählt es uns selbst nach langem Zögern, als der Förster und der Pastor, welche inzwischen durch des Apothekers Schwester benachrichtigt sind, sich zum Gratuliren eingefunden haben.

Während seiner Gehülfenzeit hatte er für seinen Prinzipal Moose zu sammeln. Auf diesen Wegen lernte er einen jungen Mann kennen, der sich auch als Pflanzenkenner erwies. Dieser war still und schweigsam und mußte ein großes Unglück erfahren haben. Eines Tages trifft der junge Gehülfe den Fremdling ganz verstört auf dem „Blutstuhle", einem hohen Felsen. Philipp kann den Grund der Verzweiflung seines Freundes nicht erfahren und dieser reißt sich von jenem los, mit der Versicherung, daß er noch von ihm hören solle. Er löste das Versprechen dadurch ein, daß er eines Tages an den Apotheker einen Brief mit neuntausend fünfhundert Thalern in Staatspapieren sandte und denselben bat, sich ein Haus zu gründen, „das feststeht und glückliche, fröhliche Kinder in seinen Mauern aufwachsen sieht". Der Fremdling hatte keine Spur hinterlassen, Philipp kannte seinen Namen nicht — was sollte er anfangen? Er wurde solcher Weise der Besitzer der Apotheke „Zum wilden Mann". —

Die Erzählungsweise des Apothekers in unserem Buche ist sehr fließend und ergeht sich oft in schönen Betrachtungen. Der Verfasser sagt selbst von dem Erzählenden und seinen Freunden: „Sie wußten, daß der alte Mann nicht übel zu erzählen verstehe, doch so wie heute hatte er seine Gabe noch nicht gezeigt."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0223-6

Während des Erzählens tritt auch plötzlich der Doktor mit einem Fremden, einem brasilianischen Oberst, ein, den ersterer unterwegs des schlechten Wetters wegen im Wagen mitgenommen, und dieser Oberst ist, wie sich später herausstellt — der Fremde vom Blutstuhl. — Er war, seinem Bericht zufolge, nach Familientradition zum Scharfrichter bestimmt und hatte dazumal, vor seinem Verschwinden, die erste Blutthat erfüllt. Er wollte ein anderer Mensch werden und war es geworden.

Rührend ist nun die Freundschaft zwischen den Wiedergefundenen; der Oberst steckt sich mit dem oben erwähnten Briefe an Philipp, welchen dieser hervorgesucht, scheinbar gedankenlos die Pfeife an und vertilgt so jede Spur von Philipps Schuld an ihn. Seiner Erzählung nach ist er sehr reich, er erwähnt von jener Summe nichts, und nun berichtet uns der Schluß der Erzählung merkwürdiger Weise, daß der alte Apotheker nach des Obersten Abreise sein Vieh veräußern mußte, daß die unnöthigen Möbel aus den Zimmern verschwanden ꝛc. Der Blumengarten verwandelt sich in einen Gemüseplatz, das Dienstmädchen sucht eine andere gute Herrschaft, dem Knecht wird gekündigt und im Kreisblatte steht es zu lesen, „daß der Apotheker Herr Philipp Kristeller so und so viel Morgen Wiesen- und Ackerfeld . . . . . verkauft habe". —

Kurios, äußerst kurios ist auch das Benehmen des Apothekers, nachdem seine Schwester die Vermuthung ausgesprochen, daß der Oberst gekommen sei, sein Geld zu holen.

„Er braucht sein Geld", jubelt er, „und er ist gekommen, es zu holen? Aber, Dorette, das wäre ja wundervoll!"

„Wundervoll? —"

Herr Philipp Kristeller knöpfte mit zitternder Hand vor innerster Aufregung die Weste auf:

„Dorette, wenn Du Recht hättest! — herrlich, herrlich wäre es!" —

Er ist nur ungehalten darüber, daß sein Freund ihm solches nicht zuerst gesagt hat, daß er es von der Schwester hören muß. Doch gleich darauf schon ruft er wieder freudig aus:

„Der Gute — der Wackere — mein Gott, welch' eine

glückselige Nacht! — Und ich habe ihn ganz und gar nicht verstanden! — — Dorette, wenn Du Recht hättest!"

Die Schwester hat die Bücher dreißig Jahre hindurch geführt und weiß, wie es mit dem Vermögen des Bruders beschaffen ist.

„O, es reicht noch", klagt sie, „aber es reicht auch nur gerade hin, — und, Philipp, ich bin fest überzeugt, er holt nicht nur das Kapital, sondern er kann auch die Zinsen gebrauchen, die Zinsen seit dreißig Jahren!"

Das überhört aber der Apotheker in seinem Eifer ganz und gar. Seine rechtlich denkende Seele ist voller Freude darüber, daß die Stunde der Revanche gekommen ist und: „O August, August", ruft er vergnügt, „also endlich ist für mich die Stunde da, Dir auf Deinem Wege zum Glücke behilflich sein zu können!"

Morgens, in aller Frühe schon finden wir den Apotheker vor dem Bette seines Jugend- und Gastfreundes. „Ich habe den Tisch vor Deinem Stuhle bereits zurechtgerückt, mein guter August", drängt er. „Meine Hausbücher liegen zu Deiner Einsicht bereit; Du wirst mit meiner Schwester zufrieden sein, daß wir — meine Schwester und ich — unser — mein — Dein Vermögen nach bestem Wissen verwaltet haben."

Und der Oberst, der sonst gewohnt ist, in den halben Morgen hineinzuschlafen, schnellt mit hellem Lächeln das rechte Bein blitzartig unter dem Deckbette hervor und sitzt schon nach zehn Minuten vor den Büchern. — —

Die Folge der außergewöhnlichen Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit Philipps wird uns durch folgenden Satz angedeutet:

„Wenn er (der Oberst) viel abwesend von der Apotheke war, so blieb der alte Philipp Kristeller desto sedater in seinen vier Pfählen, schrieb viel, bekam viel Briefe von Banquiers und sonstigen Handelsleuten und trieb selber allerlei Handel. Er fing an, in Ländereien zu spekuliren und zwar in seinen eigenen."

Zu welchem Ende des Apothekers Redlichkeit schließlich führte, haben wir bereits erwähnt. Der Oberst war ebenso schnell verschwunden, wie er gekommen, und die Auktion in der Apotheke wurde wirklich abgehalten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0225-7

„Ein kahleres Haus gab es nachher nicht im Orte", heißt es zum Schluß. „Nur der Inhalt der Büchsen und Gläser in der Offizin blieb verschont." —

Indem wir nun den eigentlichen Gang der Handlung verlassen, wollen wir aus dem Buche eine kleine Scene herausgreifen, welche uns zeigt, wie sich Herr Kristeller im Verkehr mit dem Publikum ausnahm.

Die Glocke der Apotheke klingelt (es ist der Abend am Anfange dieser Geschichte) und eine Frau bringt ein Rezept.

„Während der Apotheker nun seinen Trank mischte und kochte", erzählt uns Raabe, „führte er im landläufigen Dialekt eine Unterhaltung:

„Ihr habt Euch bei einem schlimmen Wetter auf den Weg machen müssen, Gevatterin. Es steht wohl gar nicht gut zu Hause?"

„Wie mit dem Wetter draußen", sagte das frische, sehr gesunde Bauerweiblein verdrossen. „— — — Er kann nicht leben und will nicht sterben; — ich glaube, er hält sich eben durch das Aergerniß, das er uns macht. . . . ."

Das scheint doch unserem Apotheker etwas stark, denn sich räuspernd brummt er ein „hm, hm", dazwischen.

„Ja, es ist doch so", fährt jene fort, „und der Doktor zieht dann das Beste davon. Ich meine, Sie wissen am besten, Herr Kristeller, daß kein Tag vergeht, an welchem Sie mich nicht auf dieser Bank sitzen sehen. — Weggeworfenes Geld ist es doch!"

„Hm, hm," brummt Herr Philipp wieder, fügt aber diesmal gutmüthig wie immer hinzu: „Doktor- und Apothekerrechnung zahlt wohl niemand gern; — aber wir machen es so billig wie möglich, Gevatterin."

Wir sehen, der Herr Kollege läßt mit sich handeln; als aber die Bäuerin hinter ihren Schürzenzipfeln schluchzt: „Wie es sich schickt für eine arme, elende Wittfrau", übermannt der Aerger doch etwas den stets ruhigen Apotheker. Er glaubt, vorsichtig wie er ist, nicht an das Ende, bis es da ist und „na, na", erwidert er, „zum Teufel, noch lebt er ja! Wittfrau? junge Frau! ei freilich! — und meiner Meinung nach wird er es noch manches lange, gute Jahr durchmachen. Der Doktor und ich wollen schon das Unsrige thun!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0226-3

Ob Herr Philipp mit diesen Worten der jungen Bäuerin gerade Trost und Freude bereitet hat, ist aus der Erzählung nicht zu ersehen.

Das fromme, gute Gemüth Kristeller's, welches denen vergiebt, die schlecht an ihm gehandelt, zeigt sich darin, daß Herr Philipp seinem Vormunde keinen Groll nachträgt, obgleich dieser die väterliche Hinterlassenschaft für Philipp bis auf ein Minimum durchgebracht hat. „Er (der Vormund) war ein ältlicher Herr mit drei unverheiratheten ältlichen Töchtern, und alle waren meine besten Freunde," erzählt der Apotheker den drei Bekannten im Nebenzimmer der Apotheke, „was blieb mir also übrig, als mit ihnen zu weinen und so auch meinerseits das trockene Faktum in gegenseitiger Liebe und Zuneigung feucht zu erhalten."

Er berichtet uns, wie er nach abgethaner Lehrzeit als „voraussichtlich ewiges Subjekt" in's Laboratorium hineinzog und sich fünf oder sechs Jahre lang so umhertrieb „durch Süß und Sauer, von einer Epidemie in die andere, von einem nächtlichen Angeklingeltwerden zum andern, von einer Doktorpfote zur andern," bis er seine Johanna kennen lernte.

Von einem Studium auf der Hochschule ist merkwürdigerweise bei Kristeller nicht die Rede, und eine solche Anforderung an unsere Kollegen muß es doch zur Zeit, in welcher unsere Erzählung wurzelt, schon gegeben haben.

Indeß, das ist nebensächlich. Jedem der Herren Kollegen, der die Erzählung Raabe's noch nicht durchstudirt hat, möchte ich anrathen, sich für 20 Pfennige das kleine Büchlein aus Reclam's Universal-Bibliothek anzuschaffen, um sich an den merkwürdigen Erlebnissen und dem Erzählertalente unseres Fachgenossen Kristeller zu erfreuen, der von sich selber sagt: „— wie ihr wißt, liebe Nachbarn, bin ich stets für einen lebhaften mündlichen Verkehr gewesen — vielleicht oft nur zu sehr!"

Wünschen wollen wir dem Besitzer der Apotheke zum „wilden Mann" zum Schluß nur noch, daß sein Haus recht bald wieder in der alten Ordnung, Frische und Wohlhabenheit erblühen möge, wie wir es am Anfange unserer Erzählung angetroffen haben. Der gute, ehrliche und treuherzige Kristeller hat es verdient!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0227-9

XXI. Der Herr „Hofapotheker".

Hofapotheker vermag ich im Laufe unserer Betrachtungen dem verehrten Leser nur zwei vorzustellen: den der Wirklichkeit angehörenden, schon früher behandelten Hofapotheker Becker, sowie den der Phantasie des Dichters entsprungenen Herrn Semmlein, welcher als Nebenperson in dem bei Hermann Costenoble in Jena erschienenen Roman Gerstäcker's: „Im Eckfenster" vorkommt.

Hier läßt ihn der litterarisch fruchtbare Verfasser in einem Gebäude domiziliren, dessen Beschreibung uns verräth, daß der Herr „Hofkollege" neben seiner Offizin auch ein Drogenlager en gros unterhält.

Zu Beginn des dritten Kapitels heißt es:

„Nicht sehr weit vom alten städtischen Markte (an einem solchen müssen merkwürdigerweise fast alle „Litteraturapotheken" liegen, d. V.), am sogenannten Brink, einer etwas gebogenen Straße des überhaupt alterthümlichen Ortes, stand die Hofapotheke, ein zweistöckiges, nicht unansehnliches Gebäude, dessen Parterrelokal der Besitzer selber, Hofapotheker Semmlein, bewohnte, während er die oberen Etagen an verschiedene Parteien ausgemiethet hatte — gehörte ihm doch auch das Nachbarhaus, wo er sich mit seinem Laboratorium und Drogenlager ausbreiten konnte!"

Semmlein ist es vorbehalten, dreimal in unserem Romane aktiv aufzutreten und zwar immer, wie wir gleich vorneweg bemerken wollen, in gutem Sinne. Den Inhalt des Romanes, der vier Bände umfaßt, können wir naturgemäß nur kurz andeuten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0228-4

Es handelt sich in erster Linie um Hans, den Sohn des Schreinermeisters Handorf, der eines Mordes wegen fälschlich zu Zuchthausstrafe verurtheilt wurde und diese Strafe auch abgesessen hat. Die zweite Hauptperson verkörpert Graf Rantau, alias Max von Riebeck, welcher den Mord begangen und, durch Empfehlungen des bankerotten Herrn von Schaller unterstützt, Eingang in die besten Familien gefunden hat. Dieser Hochstapler erster Sorte hat sogar die Kühnheit, sich mit der Tochter des Herrn von Solberg zu verloben, obgleich er bereits verheirathet ist und seine Frau, nach Mitnahme aller Werthsachen, in Sorge und Noth hat sitzen lassen. Doch auch hier geht der Krug so lange zu Wasser, bis er bricht. In Folge energischen Betreibens des Bruders der Braut sowie des Rechtsanwalts Püster und seines kleinen Schreibers kehrt Rantau's erste Frau am Hochzeitsabend desselben in Rhodenburg, dem Schauplatze unserer Erzählung, ein, um den Verbrecher zu entlarven. Als Rantau sieht, daß alles Leugnen vergeblich ist, will er sich durch einen Sprung aus dem Fenster retten, bleibt aber an einem Fleischhaken hängen und zieht sich derartig schwere Verwundungen zu, daß er einige Tage darauf an den Folgen derselben im Krankenhause stirbt.

Um unseren Herrn Hofapotheker, sein Aeußeres und auch „meinswegen" seine Ausdrucksweise in der Rede kennen zu lernen, wollen wir zunächst Zeugen seines Gespräches mit dem Notar Püster sein.

Es wird herzhaft an die Thüre des Notariatszimmers geklopft.

„Herein . . . ."

„Morgen, Herr Püster," sagte Herr Semmlein, eine kleine, breitschultrige Gestalt, aber mit einer etwas lispelnden Stimme, indem er, sein Morgenkäppchen in der Hand, mit dem er nur so über die Straße gekommen war, in die Thür trat — „haben Sie einen Augenblick Zeit?"

„Für Sie immer, Herr Nachbar; womit kann ich Ihnen dienen?"

„Hm", lispelte Herr Semmlein, „ich — möchte Sie in etwas um Rath fragen, ist aber eine verdammt kitzliche Geschichte."

Und diese „kitzliche" Geschichte besteht darin, daß Herr Semmlein gerne Auskunft haben möchte über seinen Nachbar „über der Gasse drüben — Nr. 16, von hier schräg gegenüber —, den Herrn von Schaller, der erst vor kurzer Zeit dort eingezogen ist. Er wohnt meinswegen da drüben eine Treppe hoch!"

„Will er etwa Geld bei Ihnen borgen?" fragt der Notar, doch der Hofapotheker lacht, indem er sein gesticktes Morgenkäppchen zu dem geringst möglichen Kubikinhalt zusammendreht: „Geld bei mir? Ne! Aber seh'n Sie, da schickt mir ein Schwager von mir, der Apotheker Reuter in Berlin, der meinswegen eine Schwester meiner Frau geheirathet hat, eine Rechnung für den Herrn Baron, die ich hier einkassiren oder einklagen soll, und das ist mir höchst fatal. Der Herr Baron kauft ebenfalls bei mir, und ich weiß selber nun nicht recht, wie ich eigentlich mit ihm stehe."

In der That befindet sich der verehrte Herr Kollege hier in einer Zwangslage. Er möchte seinem Schwager gerne den Gefallen erweisen, will aber auch Herrn Schaller nicht vor den Kopf stoßen.

Auf die Frage des Notars: „Hat er denn so viel Krankheit im Hause?" meint Herr Semmlein, indem er versucht, sein Käppchen vollständig entzweizudrehen: „Na nu, ne! Außer einer Schachtel Pillen zum Abführen ist von Medizinen noch gar nichts vorgefallen, aber vier Dutzend Selterswasser und meinswegen ein Dutzend Magenbitter, wie Pfeffermünzplätzchen und Morsellen scheint er viel zu brauchen — auch manchmal gebrannte Mandeln . . . . ."

Na, Herr Semmlein kommt schließlich zu dem Resultate, daß er mit seinem „häuslichen Kriegsministerium" (so beliebt er seine Frau zu nennen) die Sache noch einmal reiflich überlegen will. Er sagt: „Es ist eine verzweifelte Geschichte, und ich mahne überhaupt so ungern Jemanden. Nur meine Miethsleute. Wenn die nicht pünktlich zahlen, sitze ich ihnen wie ein Wetter auf dem Halse!"

Daß sich Herr Semmlein späterhin recht gründlich um die Vermögensverhältnisse des Herrn Schaller bekümmert hat, welch' letzterer, vollständig bankerott, nach der Hochzeit Rantau's nur

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0230-5

auf dessen klingende Belohnung warten will, um abzudampfen, ersehen wir aus dem ersten Kapitel des vierten Bandes. Es macht dem Scharfsinn des Herrn Hofapotheker alle Ehre, daß er der erste ist, welcher die wahre Lage Schaller's, den die ganze Stadt für äußerst vermögend hält, erkannt hat. Nachdem er aber einmal die Insolvenz des Barons entdeckt hat, giebt es für ihn keinen Halt mehr und rücksichtslos geht er vor.

Wir finden den Kollegen abermals beim Notar und zwar wegen seines Nachbarn, des Herrn von Schaller, „der meinswegen meinem Schwager noch hunderteinundachtzig Thaler schuldig ist".

„Ach ja! Ganz recht — und sind die noch nicht bezahlt?"

„Ne, das sind sie nicht," sagte Semmlein, „und werden es auch nicht gutwillig, wie ich jetzt die feste Ueberzeugung habe — und ich wollte jetzt klagen."

Und als der Notar meint, Herr von Schaller würde sich doch wegen einer so geringen Summe nicht verklagen lassen, er habe neulich eine Gesellschaft gegeben, die ihn vielleicht ebenso viel gekostet habe, da sieht Semmlein den Notar von der Seite mit einem halb lächelnden Blicke an. Er ist sich seiner Sache sicher und weiß es besser, als Alle.

„Ihn?" fragt er; „ihn hat sie verwünscht wenig gekostet, Herr Notar, aber die Delikatessenhandlungen, Fleischer, Konditor, Bäcker 2c., denn er ist, wie ich aus sehr sicherer Quelle weiß, den ganzen Schwamm schuldig geblieben. Sogar die Wäscherin bekommt jetzt 40 Thaler von ihm, oder bekommt sie meinswegen nicht . . . . . ."

Mit einer Gründlichkeit, welche dem Apotheker ja allerdings „angebohren" sein muß, wie Paalzow meint, hat der Herr Kollege seine Nachforschungen begonnen und beendet, und die ihm in Fleisch und Blut übergegangene Ehrlichkeit, nicht minder aber die Gewohnheit, nicht nur an den Augenblick, sondern auch an das Kommende zu denken, veranlassen ihn zu dem Ausrufe:

„Ich begreife so einen Menschen nicht! Denn einmal muß doch so eine Geschichte schief gehen, und der Zeitpunkt ist jetzt da!"

Herr Semmlein hat denn auch Alles wohl vorbereitet, sogar die Vollmacht seines Schwagers ist zur Stelle. Der Notar will

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0231-0

nur nicht begreifen, wie der Apotheker auch für sich schon nach kaum 4 Wochen klagen kann. Dieser aber hat zwei recht triftige Gründe in petto. Er sagt:

„Wissen Sie, wenn er mir meinswegen durchgeht, Herr Notar, so sitz ich nachher da und kriege noch nicht einmal die leeren Flaschen von meinem Selterswasser zurück, viel weniger das Geld. Außerdem läßt er jetzt aber auch, da ich ihm nichts mehr borge, seine Bedürfnisse in der Löwenapotheke holen, und dem gönne ich's! . . ." Von einem Wenigen an Schadenfreude und Konkurrenzneid ist also auch unser Hofapotheker nicht ganz frei!

Ein gutes Herz hat er aber doch, der Herr Kollege, wie sich aus zweien seiner Handlungen zur Evidenz ergiebt. Einmal, als er sich der fleißigen, durchaus sittenreinen jungen Näherin annimmt, welche die beiden Töchter Klingenberg's, deren eine der Apotheker Nachts bei einem Rendez-vous mit dem Lieutenant Wölfe überrascht hat, durchaus aus dem Hause haben wollen.

„Sie war unverschämt gegen uns," wettert die eine der Töchter, „sie weigert sich, für uns mehr zu arbeiten — und wovon lebt sie nachher — gewiß nicht von ihrer Tugend!"

„Herrn von Solberg habe ich selber herunterkommen sehen — und über die Bibel haben sie sich da oben nicht unterhalten!"

Und die Mutter:

„Sie bringen das ganze Haus in einen üblen Ruf, und ich selber könnte unter solchen Umständen meine Töchter nicht unter Ihrem Dache lassen!"

Das wird aber selbst unserem sonst ruhigen Semmlein zu viel. Er hat einmal die junge fleißige Näherin als gut und rein erkannt und das genügt ihm.

„Meinetwegen", platzt der kleine Apotheker, bei dem sich eine ganze Masse von Galle angesammelt haben muß, heraus, „will ich Ihnen nur eins sagen, meine Gnädige: ob Sie ausziehn oder hier bleiben wollen, kann mir gleich sein, denn andre Abmiether krieg ich immer — wenn Sie aber ein braves junges Mädchen schlecht machen, das meinswegen noch viel ehrenhafter ist als — (unser Kollege weiß sich zu beherrschen!) — als manche andere Leute,

dann läuft einem ordentlichen Kerl die Galle über. Wenn sie wirklich der Herr von Solberg einmal besucht hat, so war das meinswegen in Ehren und am hellen Tage, denn sie ist im Solberg'schen Hause großgezogen, aber ich habe ihr noch nie die Lieutenants aus dem Garten jagen müssen oder sie unten bei dunkler Nacht im Hofe erwischt."

Bravo! Herr Kollege, das war gut und edel gesprochen!

Jene nächtliche Scene, auf welche wir bereits zweimal angespielt haben, ist zu nett, um nicht ziemlich vollständig wiedergegeben zu werden.

Gerstäcker erzählt: „Apotheker Semmlein saß gerade in seinem Comptoir und revidirte seine Bücher, als der jüngste Lehrling, ein pausbackiger Junge mit stets kurz abgeschnittenen und struppigen Haaren, den Kopf in die Thür steckte und leise flüsterte:

„Herr Hofapotheker, es hat sich Jemand bei uns hinten in den Hof geschlichen!"

„Was hat sich?" sagte Herr Semmlein, der so in seine Berechnungen vertieft war, daß er die Hälfte der Anrede überhörte.

„Jemand hat sich in den Hof geschlichen," wiederholte aber der Junge seine Meldung, „und der will wahrscheinlich wieder Süßholz stehlen!"

„So?" sagte jetzt Herr Semmlein, aufmerksam werdend, indem er sich emporrichtete, die Feder fortlegte und die Brille abnahm. „Das wäre ja recht hübsch, und da wird er sich meinswegen wieder einen Arm voll holen wollen!"

„Ja," sagte der Junge verdutzt, „ich glaubte, Sie wollen es nicht leiden . . . . ."

„Nein, Caspar," erwiderte Herr Semmlein, indem er rasch seinen Schlafrock aus- und seinen Rock anzog, „das wollen wir auch nicht, aber zusehn, ob wir den Patron erwischen können. Wo hast Du ihn gesehen?"

Als der Junge antwortet:

„Ich stand am Brunnen, hatte aber noch nicht gepumpt — —", fällt Herr Semmlein mit den Worten ein:

„Wie gewöhnlich — Du träumst immer!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0233-2

Herr Semmlein betreibt nun die Sache außerordentlich praktisch, und praktische Menschen sollen ja auch die Apotheker im Allgemeinen sein. Er läßt den Hausknecht rufen, welcher gerade in der Apotheke Pflaster streicht, jedenfalls ein altes Faktotum und ein Mittelding zwischen Hausknecht und Provisor, der Herr Provisor wird gerufen, der Lehrling zum Aufpassen in die Apotheke geschickt und vor Allem das Hausthor geschlossen und die Hofthüre von innen verriegelt.

Dann geht es an die unmittelbare Untersuchung „und", heißt es in dem Romane, „die unternahm Herr Semmlein selber, und zwar mit dem großen stählernen Pflasterstreicher in der Hand, der allerdings keine Spitze hatte, aber doch wie ein großes Dolchmesser aussah und Effekt machen konnte. Mit sich aber nahm er den ersten Provisor, einen noch jungen, kräftigen und sehr gewandten Mann, der, mit einer ziemlich wuchtigen Mörserkeule in der Hand, allerdings ein gefährlicher Gegner schien . . . ."

Es ist nur gut, daß Gerstäcker's Roman nicht nach beliebtem Muster der Kolportage-Romane mit Illustrationen erschienen ist, vorstehende Scene würde eine drollige Zeichnung abgegeben haben. Herr Semmlein faßt denn auch schließlich, nachdem er den Pflasterstreicher vorgestreckt und den Lieutenant mit den Worten „Halt, oder ich schieße!" eingeschüchtert hat, das nächtliche Pärchen ab.

Wenn wir nun auch nach Obigem den Herrn Hofapotheker nicht gerade zu den tapfersten unserer Kollegen zählen können (er hätte ja allerdings den Provisor und den Hausknecht allein in's Treffen schicken können), so entschädigt ihn hierfür wieder andererseits sein trefflicher gerader Sinn; ein gutes zart besaitetes Gemüth und hervorragende Tapferkeit pflegen ja selten in einer sterblichen Hülle zusammenzuwohnen.

So wie Semmlein es zuerst von Allen errathen, daß Herr von Schaller längst ein armer Schlucker ist, als alle Welt ihn noch für wohlhabend hält — ebenso ist er auch der Erste, der felsenfest an die Unschuld des verurtheilten Tischlermeistersohnes glaubt. Er bringt sogar eines Tages den alten ehrlichen Handorf zu dem Rechtsanwalt, um diesem den ganzen Fall noch einmal

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0234-7

vorzutragen, und ist untröstlich, als der Notar erklärt, hier nicht helfende Hand anlegen zu können. Als aber der unschuldig Verurtheilte nach Amerika auswandern will, da geht es unserem Apotheker doch gegen den Strich, daß das Unrecht triumphiren soll. Daß Karl Handorf seine Strafe ungerecht erlitten hat, daran zweifelt nach dem Geständnisse des Grafen Rantau wohl kein Mensch mehr ernstlich. Die Frage aber blieb: wie konnte man dem Unglücklichen die Ehre so wiedergeben, daß keiner mehr an der Reinheit derselben zweifelte?

Da nimmt Hofapotheker Semmlein die Sache in die Hand. „Er lud", heißt es am Ende unserer Erzählung, „die sämmtlichen Handorf'schen Gesellen mit den beiden Lehrjungen zu sich in die Hofapotheke und hatte dort eine lange und geheime Unterredung mit ihnen, die aber zu allseitiger Zufriedenheit zu enden schien. Semmlein holte wenigstens nach Beendigung derselben eine Flasche von seinem besten Doppelkümmel, den er selber fabrizirte, und einen Teller voll gebrannter Mandeln und regalirte die Leute mit diesen außergewöhnlichen Genüssen."

Als am anderen Tage der alte Tischlermeister wieder recht traurig bei seiner Familie am Tisch sitzt und dem Sohne noch einmal, aber ohne Erfolg, abgeredet hat, ihn zu verlassen (dieser will schon deshalb nicht bleiben, da ja die Gesellen und Lehrlinge, so lange seine Unschuld nicht bewiesen wäre, keine Achtung vor ihm haben könnten), da öffnet sich die Thür und herein tritt der Altgesell in seiner Werkeltagskleidung, und hinter ihm die fünf anderen Gesellen, sowie die beiden Lehrjungen. Und diese braven Leute sind auf Anstiften des Hofapothekers gekommen, um den Sohn ihres Meisters zu bitten, daß er nicht nach Amerika auswandere, sondern die Werkstatt seines Vaters übernehme.

„Wir wollen," sagt der Altgesell am Schlusse seiner Rede, die wohl Herr Semmlein zuvor ein wenig korrigirt hat, „wir Alle wollen treu und rechtschaffen bei ihm aushalten und ihn für unseren guten und braven Meister ansehen, und Gott verdamme mich, wenn einer noch ein unrechtes Wort über ihn sagt, dem schlagen wir alle Knochen im Leibe entzwei!"

Das ist nun natürlich eine Freude und ein Händeschütteln ringsherum, und mitten in den Lärm und Jubel hinein tritt der Hofapotheker Semmlein.

„Na," sagt er, „hier geht's ja meinswegen ganz fidel her," und als der Schwiegersohn des Schreinermeisters in seiner Freude ausruft: „Der Hofapotheker soll leben, hipp, hipp, hurrah!" da stimmen die Gesellen, die den Ruf darauf bezogen, daß eigentlich der kleine Mann sie zu dem Schritte gebracht, auf einmal so kräftig in den Ruf ein, daß das ganze Zimmer dröhnt, und die Leute verwundert draußen auf der Straße stehen bleiben.

Semmlein krönt aber seine denkwürdige, herzensgute That mit den Worten:

„Na, meinswegen soll da der Deubel die Traurigkeit holen! — Und was hab ich immer gesagt: die Ehrlichkeit kommt doch zuletzt immer oben auf und die Lumperei in den Keller!"

Mit diesen philosophischen Worten schließt der Roman ab, und auch wir nehmen Abschied von unserem Kollegen, dem ja allerdings der Autor ebenfalls ein kleines, aus allerlei Eigenheiten gefertigtes Mäntelchen umgehängt hat.

Aber „meinswegen" lieber ein kreuzbraver Kerl mit kleinen Eigenheiten, als ein Graf Rantau mit feinen Manieren und dabei ein Erzhallunke!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0236-9

XXII. Künstler und Apotheker.

Schon früher einmal hat die „Pharmazeutische Zeitung" darauf hingewiesen, daß wir nur wenige oder keine Künstler unter den Kollegen aufzuzählen haben, wie sich ja auch der Fachgenosse eine Vereinigung des prosaisch schaffenden Apothekers mit dem himmelanstrebenden Künstler schwer vorzustellen vermag.

In einer Erzählung, die zuerst in der „Kölnischen Zeitung" (Jahrgang 1893 Nr. 617 ff.) erschien, läßt Hermann Falkenhagen den Rentner Strom ebenfalls die Meinung äußern, „daß sich Musik und Pharmazie selten zusammenfinden". — Und nun doch: „Künstler und Apotheker", wie reimt sich das zusammen?

Es sind zwei Apotheker, welche uns die Erzählung vorführt, und mit deren Charakterisirung wir uns wohl zufrieden erklären können; wenn auch dem älteren von beiden wieder eins angehängt wird, so wird uns das wenig mehr kränken, da wir ja wissen, daß unsere deutschen Autoren es kaum noch anders können. Die Kunst, welcher beide Fachgenossen ihre Huldigung darbringen, ist die Musik.

Ich erlaube mir, dem verehrten Leser zunächst einen derselben, den Apotheker Breuning vorzustellen. Wer war Breuning? Die Erzählung berichtet uns:

„Zunächst ein alter Junggeselle." (Merkwürdig! Immer wieder Junggeselle!) „Wenige graue Haare zierten seinen kahlen Scheitel, diesen unendlichen Scheitel, der es verschmähte, ästhetisch zu sein, indem er eine Perrücke aufstülpt."

„Zweitens war er Besitzer einer einträglichen Apotheke in einer kleinen Stadt Süddeutschlands und Inhaber etwelcher

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0237-4

Kapitalien auf Liegenschaften und in guten kursfähigen Papieren."

„Und drittens hatte er, wie schon erwähnt, ein Steckenpferd, wie gar viele Menschen auf der Erde ein Steckenpferd haben. Breuning war Musikenthusiast."

Sehen wir nun, wie es mit seiner „Kunst" beschaffen war:

„Er spielte zwar nur nothdürftig das Klavier, aber dafür konnte er auf diesem Instrumente für alle und für alles — drei ganze Stücke, sage drei Stücke auswendig vortragen: das Lied von der Wacht am Rhein, eine leichte Sonate von Beethoven und den alten Dessauer-Marsch."

„Auf Weiteres ließ sich Breuning nicht ein, aus dem guten Grunde, weil damit seine musikalische Kunstfertigkeit erschöpft war. Er hatte diese drei Stücke im Drange seiner künstlerischen Sehnsucht mühevoll, aber mit lobenswerther Ausdauer auswendig gelernt, denn mit der Notenkenntniß holperte es etwas. Aber es genügte ihm, um vor und mit aller Welt über Musik als ein Kenner zu reden."

Drei durchaus nicht zu den leichtesten zählende Klavierstücke und das ohne Vorbildung, fast ganz ohne Notenkenntniß, das ist immerhin schon etwas und zeugt jedenfalls davon, daß Breuning mit löblicher Ausdauer vollführte, was er sich vorgenommen.

Schließlich sei noch bemerkt, um die Charakteristik vollständig zu machen, daß der Apotheker Breuning ein kreuzbraver ehrlicher Kerl war. Dies wird indessen nur ganz beiläufig erwähnt. Denn was ist man, wenn man heutzutage nur ein ehrlicher Kerl ist? Verflucht wenig, sagen große und kleine Schriftsteller, und die müssen es wissen.

Es sind einige Jahre verflossen, als wir Breuning in folgendem Selbstgespräch wiederfinden:

„Breuning, du wirst alt. Das ewige Pillendrehen und Mixturenmachen hast du satt . . . . Die verdammte Nachtschelle an der Offizin stört dich auch zu oft in deinem gesunden Schlafe. Wer vierzig Jahre wie ich der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege Opfer gebracht hat, darf Anspruch auf Ruhe erheben. Wie wär's, du nimmst dein Piano und ziehst auf's Land. . . . Wie, altes Haus?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0238-0

Nach einigen Tagen las man in der Zeitung, daß eine „Heilmittelverkaufsstelle" (Breuning haßte alle Fremdwörter) zu verkaufen sei.

Es meldeten sich verschiedene ältere und jüngere Provisoren. Am Schlusse der Verhandlungen aber, und das war Breuning's Marotte, stellte er beiläufig die Frage: „Sind Sie musikalisch?"

„Hatte er diese merkwürdige Frage gethan," heißt es weiter, „so strich er nicht mit der flachen Hand über seine unendliche Stirn nach oben, sondern er fuhr mit dem Daumen und Zeigefinger der Rechten langsam abwärts über seine Nase nach unten bis an's Kinn, wo die Hand ruhen blieb. Diese Nase war ein Unikum, lang und gewaltig, nicht wie der biblische Thurm, der gen Damaskus zeigt, sondern wie ein Elephantenrüssel, der über den Mund hinaus nach dem Kinn strebt. Der klassischen Bezeichnung: „eine schöne Gurke", auf das Riechorgan Breuning's angewandt, konnte man nach Form, Farbe und Beschaffenheit des Instruments eine gewisse Berechtigung nicht versagen, wenn man der Wahrheit die Ehre geben wollte."

Wir sehen, schön war das Exterieur unseres Breuning nicht gerade zu nennen, und er trug denn auch diese „schöne Gurke" mit innerlichem Schmerz, äußerlich indessen mit Humor und Würde. Sie war der Grund gewesen, daß die Mädchen ihn flohen, als er noch jung war. Und als dennoch einmal eine anbiß — Luise hieß die Unglückliche —, ging auch sie wieder zurück, wobei sie sagte: „seine Nase ist so rüssellang, daß man ihn nicht einmal küssen kann".

„Seitdem seufzte Breuning in Augenblicken sentimentaler Anwandlungen stets: „Ach, Luise!" Das Buch seiner Liebe war für immer zugeklappt."

Nun antworteten die Kaufliebhaber auf die gleichgültige Frage Breuning's nach deren musikalischen Talenten meistens ebenso gleichgültig mit einem „Nein", und das war für den Verkäufer entscheidend. Seine Räume sollten nicht veröden, „in denen seit vierzig Jahren die Melodie der Töne herrschte". Die Herren Bewerber bekamen ihren Absagebrief, des Inhaltes: „Besondere Umstände nöthigen mich, von dem Verkaufe meiner Heilmittelverkaufsstelle zurückzutreten."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0239-9

Der Verfasser findet das Unmusikalische der Bewerber auch erklärlich: „Denn," sagt er, „Chemiker, Apotheker, Krämer und Kartenspieler, überhaupt Alle, die irgend ein Mischgeschäft treiben, sind durchweg (sic!) unmusikalische Geschöpfe."

Und doch sollte für Breuning der Rechte, der musikalische Apotheker, kommen.

Der verehrte Leser reise im Geiste mit mir in eine Provinzialstadt Norddeutschlands; wir besuchen die Apotheke „Zum wilden Mann" am Marktplatz und finden dort den 28jährigen Provisor Siegfried Berger hinter dem Rezeptirtische, die Zeitung lesend.

„Siegfried Berger war der Typus eines echten Provisors", schreibt der Verfasser, und wir wollen gleich sehen, wie derselbe sich den echten „Provisor" denkt: „Schön und blond wie der Nibelungenheld, dessen Namen er trug, freundlich gegen Jedermann, freundlich gegen das schöne Geschlecht, am freundlichsten gegen seine jungen Kundinnen. Das Schicksal hatte ihn so recht zum Provisor geschaffen, ihn, den angehenden Mann mit dem fröhlichen Herzen, den blauen Augen und dem hellen, krausen Gelock auf dem klugen Kopfe." Das ist eine andere Gestalt, wie Provisor Hoffmeister in Moser's „Krieg im Frieden" oder der sentimentale Georg in Hersch's „Anna-Lise".

Kein Wunder, daß die Mädchen aller Stände die Medizin in der Apotheke „Zum wilden Mann" viel heilsamer fanden als die aus der „Bären-Apotheke". Ja, ja, was die Einbildung nicht thut und was nicht alles zum Blühen einer Apotheke beitragen kann!

„Siegfried Berger machte nun als angehender Diplomat — wie der Verfasser, ich weiß nicht aus welchem Grunde, behauptet, sind alle Apotheker Diplomaten — also „Siegfried machte feine Unterschiede in der Behandlung des hochgeehrten Kaufpublikums."

Hier das Rezept zur Erlangung seiner Beliebtheit. Vielleicht nimmt sich der Eine oder der Andere der jüngeren Fachgenossen daran ein Beispiel:

„Den Dienstmädchen gegenüber war er vertraulich. Etwas wie Gönnermiene lächelte in seinem Gesicht."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0240-0

„Guten Morgen, holde Anna, liebes Jettchen! Ausgeschlafen? Süß geträumt? Sie wünschen? — Medizin. — Hier. Nehmen Sie dieses Schächtelchen Pomade als Andenken mit. Guten Morgen, Schätzchen."

„Wie ist er so lieb", sagten die holde Minna, die schöne Anna, das liebe Jettchen beim Hinausgehen. „Man möchte ihn gleich abküssen."

„Den Bürgerstöchtern begegnete Siegfried Berger mit verständniß- und liebevollem Lächeln."

„Ihr Diener, Fräulein Auguste, Wilhelmine, Bertha. Wie geht es? Giebt's bald wieder ein Tänzchen? Der letzte Abend im Kriegerverein war schön, wie? Womit kann ich aufwarten? Pulver — hier. Empfehle mich bestens, mein Fräulein."

„Ein netter Mensch. Wenn man sich nicht zurückhalten müßte, so . . ."

„Ganz anders wieder trat Siegfried Berger den Damen der Honoratioren gegenüber. Hier war er ganz Ehrerbietung. Ein feines, etwas melancholisches Lächeln verschönerte sein sprechendes Gesicht. Ueber seine frischen Züge legte sich eine stille Schwermuth. In seinen Augen schimmerte es wie verhaltene Sehnsucht. Und seine Worte? Wie gedämpfte Molltöne klangen sie schmachtend unter dem zierlichen Schnurrbart hervor: „Ganz Gehorsamster, mein gnädiges Fräulein!" Den Vornamen Elsa, Thusnelda, Thekla verschluckte er. „Womit darf ich aufwarten? Brustbonbons — Pfeffermünzkügelchen — hier. Habe die Ehre."

„Die gnädigen Fräulein nickten lächelnd und entschwebten graziös, wobei sie seufzten: „Ein schöner liebewerther Mann. Wenn eine Apotheke sein eigen wäre, könnte man ihn nehmen."

Wenn uns nun der Verfasser den Provisor noch als grundehrliche Natur schildert und hofft, der Leser werde ihm, dem Herrn Provisor, die nothwendige Sympathie nicht vorenthalten, so hat er sich in seinem Hoffen schwerlich getäuscht.

Wir kehren zurück in die Apotheke am Marktplatz. Siegfried findet in der Zeitung die Verkaufsofferte Breuning's und nachdem er sich zuvor schriftlich bei einem Freunde über die Verhältnisse in jener Stadt erkundigt, auch von der Marotte

Breuning's in musikalischer Hinsicht erfahren hat, setzt er sich mit Urlaub auf die Eisenbahn und fährt nach Süddeutschland.

Der Apotheker Breuning hatte eben das Tonwerk Nr. 3, den Dessauer-Marsch, auf seinem Klimperkasten beendet, als Siegfried Berger eintrat. Die Verhandlungen inbetreff des Kaufes gehen auch gut von Statten, bis zunächst die gleichgültig klingende Kunstfrage „Sind Sie musikalisch?" kam.

„Ich singe etwas, Herr Breuning."

Nach gleich vorgenommener Probe murmelt Breuning: „Ein Blitzkerl." Als er aber auch hört, daß Berger die Posaune bläst, ist er Feuer und Flamme für den „Wetterkerl" und beim Abschiede sagt er: „Herr Berger, Sie haben die Apotheke, richten Sie sich ein."

Als sich in jener Stadt Norddeutschlands aber das Gerücht verbreitet, daß Siegfried Berger fort will, kommt in den nächsten Tagen der Briefträger fast nicht aus der Apotheke heraus. Schleifen, Sträußchen, Gedichte ꝛc., das regnete nur so.

„Als er endlich abgereist war, sagte sein gewesener Prinzipal: „Schade um ihn, er brachte mir viel ein."

Der Bärenapotheker aber athmete erleichtert auf:

„Gott sei Dank, daß der Windbeutel fort ist."

Berger wurde nun Besitzer der Falkenapotheke, Breuning wohnte ihm gegenüber auf einer Anhöhe, wo er die Apotheke immer vor Augen hatte. Wenn Berger Abends die Posaune blies, war fast die ganze Stadt auf den Beinen, um dem imposanten Spiele zu lauschen.

„Er hat eine gute Puste", meinten Etliche. „Er ist ein Grillenfänger und Sonderling, wie der alte Breuning", lachten Andere. „Die Apotheker haben alle einen Maikäfer."

Alle aber fanden schließlich, daß Berger ein vorzüglicher Posaunenbläser sei.

Zwischen „Breuningsruhe", wie Breuning sein Domizil getauft hatte, und der Falkenapotheke entwickelte sich jetzt ein musikalischer Rapport, eine Art Telephon-System, von welchem der Autor humoristisch berichtet: „Spielte zum Beispiel der alte Breuning Morgens das Tonwerk Nr. 1, die Wacht am Rhein, so hieß das: „Ich muß Wache halten, komm' herauf."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0242-1

Ertönte das Stück Nr. 2, die Sonate von Beethoven, so wußte Berger, daß Breuning sentimentale Anwandlungen hatte, „ach Luise", — die jeden Besuch ausschlossen. Schmetterte aber Tonwerk Nr. 3, der Dessauer-Marsch, in's Thal, so war das eine Aufforderung zu einem Ausfluge in die Umgegend, um irgendwo eine gute Flasche auszustechen."

Auf einer Reise nun, welche die Zwei miteinander machen, lernen sie eine junge Dame nebst deren Mutter kennen, und Breuning hat sofort heraus, daß erstere eine Frau für seinen jungen Freund abgiebt, wie er sie sich nicht besser wünschen kann. Alles ist auch bald in bester Ordnung, und es kommt allein auf den Schwiegervater in spe an; aber da hat die Sache einen Haken. Auch der alte Herr Sommer hat seine Marotte, dabei ist er nicht einmal Apotheker, und zwar eine fast ganz ähnliche Marotte wie unser Breuning. Frau Sommer erzählt diesem:

„Sehen Sie, mein Mann ist von Hause aus musikalisch. Er spielte in früheren Zeiten die Geige . . . . . er hat sich nun in den Kopf gesetzt, seine Tochter nur einem musikalisch gebildeten Manne zu geben." — Er hat aber noch eine Marotte, nämlich, „daß der Schwiegersohn auch einen künstlerischen Ruf besitze und jedenfalls einmal in W . . . ein öffentliches Konzert geben müsse."

Das war eine bedenkliche Sache. Doch Breuning's alte Haushälterin weiß Rath. Nach Hause zurückgekehrt, giebt Berger in einem Konzerte des dortigen Männergesangvereins einige Stücke zum Besten, welche im „Intelligenzblatte" des Städtchens, der Redakteur war selbst Mitglied des Vereins, folgendermaßen beleuchtet wurden:

„Ganz besonders ansprechend spielte unser geehrter Mitbürger, Herr Apotheker Berger. Sein großes Künstlertalent beherrschte die Gesangsoli mittels einer brillanten Baritonstimme in hinreißender Schönheit. Nicht minder künstlerisch vollendet war sein feines Musikspiel" . . . ɔc. „Solche Erfolge vermag aber auch nur die wahre Kunst zu erzielen. Herr Berger besitzt sie . . . . ."

Und wahrlich, der Apotheker Berger schien eine Ausnahme von der anfangs erwähnten Regel zu machen, Künstlerblut

mußte in seinen Adern rollen, denn, nachdem er jetzo mit dem in kurzer Zeit erworbenen künstlerischen Rufe nach W... dem Wohnort des Herrn Sommer, kam und dort mit der „Liedertafel" ein Konzert gab, welches mit allem Pomp und jeder möglichen Reklame angekündigt wurde, da wollte auch dort der Applaus kein Ende finden. Daß unser Berger nunmehr die Hand seiner Frida, der Tochter des musikalischen Sommer, erhält, ist nach diesem künstlerischen Erfolge wohl nicht mehr zweifelhaft.

Hervorzuheben ist in der Charakteristik des alten Apothekers noch der scharf beobachtende Blick. Wie er gleich beim Dienstantritt eines neuen Gehilfen sieht, ob derselbe geschickt oder nicht geschickt seine Arbeit verrichtet, so hat er auch gleich bei der Bekanntschaft mit Frau Sommer und deren Tochter gemerkt, daß letztere eine gute Hausfrau abgeben wird. Mit den Reagentien seiner scharfen Beobachtung hat er richtig analysirt, daß bei Fräulein Sommer eine Probe auf die künftige tüchtige Hausfrau nicht versagen wird. „Denn die Art", sagt er, „wie Fräulein Frida den Kaffee einschenkt und uns bedient, läßt auf gründliche Uebung im Hauswesen sicherlich schließen." — „Genaues Verständniß für häusliche Dinge ist erste Vorbedingung für eine glückliche Ehe", philosophirt später der alte Junggeselle — ob er auch hierbei an seine Luise gedacht hat? ....

Ein Traum Berger's, wenigstens ein Stück daraus, das recht charakteristisch ist und für den Fachgenossen gewiß interessant sein wird, sei hier zum Schlusse noch wiedergegeben. Die Reisenden sind den ganzen Tag herumgelaufen, haben dem Münchener Gerstensafte die geziemende Ehre erwiesen und legen sich müde und abgespannt zu Bett. Da träumt Berger unter Anderem: ....„er saß im Hofbräu, aber ganz allein. Alles war öde und leer. Nur die Maaßkrüge standen überall haufenweise umher auf Tischen, Bänken, am Erdboden, als warteten sie auf etwas Außergewöhnliches. Und es kam."

„Es fing an, in den Krügen zu brummen und zu summen, und auf einmal verwandelten sie sich in Büchsen, Gläser, Schachteln und Flaschen seiner eigenen Apotheke. Alle aber hatten Gesichter; er erkannte den Bürgermeister, den Amtsrichter ꝛc.

Lachend und singend stiegen sie von den Regalen und Tischen, aus den Schubläden und Schränken auf den Fußboden herunter und tanzten wie toll im Offizin herum. „Herr Berger ist abwesend, und die Haushälterin, die alte Ursula, schläft! Heute wollen wir uns eine vergnügte Nacht machen!“ So schrieen sie hüpfend und springend. Einige sprangen auf die Waagen des Rezeptirtisches, um ihr Gewicht zu prüfen, sie waren aber alle sehr leicht und windig. Namentlich der Amtsrichter wog unendlich wenig und meinte: „Die Waage muß falsch sein. Habe ich denn ein so geringes Gewicht? . . . .“ — Berger's Aufmerksamkeit auf die einzelnen verlor sich aber in dem wilden Geschrei, Gejohle, Lachen, Hüpfen und Springen aller. Am ausgelassensten waren der Lakritzensaft und das Natrium bicarbonicum. „Wir wollen einen König wählen“, sagte der Rhabarber. „Ich schlage mich vor, denn ich bin das erste Reinigungselement der Natur.“ Allgemeiner Jubel. Nur die Aloë stand mißmuthig, das Ricinusöl aber hämisch grinsend bei Seite. Da öffnete sich geheimnißvoll der Giftschrank und der finstere Arsenik trat mit seinem unheimlichen Gefolge von allerlei Giften in den zurückweichenden Kreis. „Ich bin der König“, sprach majestätisch das Arsen, „denn ich bringe den Tod.“ Aber schon war das Cyankali ihm auf den Kopf gesprungen und rief: „Ich bin es, denn ich bin neuerdings beliebter, nehmt mich!“ Nun bildeten sich streitlustige Parteien. Besonders die Sippen der Salben, Mixturen und der Spiritusgeister wehrten sich wie rasend und schrieen: „Wir wollen den Cognac zum König! Ein guter Schnaps ist noch immer das Beste, wenn alles andere nicht hilft!“ Wild wirbelten die Meinungen durcheinander. Schon griff man unter Lärmen und Toben zu Stöpseln, Kolben, Löffeln und sonstigen Geräthen, um sich diese Dinge an die Köpfe zu werfen. Da ging plötzlich die Offizinthüre auf und die alte Ursula trat mit einem Besen herein. „Ihr Lumpengesindel“, rief sie, „ich werde euch lehren, Spektakel zu machen!“ Und ritsch, ratsch fuhr sie mit dem Reinigungsinstrument unter die erschreckten Pharmazeutenkobolde. Was sich nicht gleich auf die Regale retten konnte, wurde schonungslos auf einen großen Haufen gekehrt . . . . . .“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0245-8

Das ist ein liebliches Bild, voll Dichterphantasie, fast an Heine erinnernd. —

Wie wir schon vorher erwähnten, ist im Uebrigen Ende gut, Alles gut.

Siegfried und Frida fahren beim Schlusse unserer Erzählung im Eisenbahnzuge vertrauensvoll der Zukunft entgegen. „Gute Reise" wünscht ihnen der Autor, wir schließen uns an.

Breuning aber sitzt noch glücklich in fröhlichem Hochzeitskreise. Ganz glücklich aber ist er erst, als er im Laufe des Abends der heiteren Gesellschaft seine drei Tonwerke in gemessenen Kunstpausen auf dem Klavier vorführen darf: die Wacht am Rhein, die Sonate von Beethoven und den Dessauer-Marsch.

Wir gönnen dem lieben alten Kollegen dies bescheidene Glück von ganzem Herzen! —

Philipp Wegerhoff führt uns in seiner Humoreske „Der neue Amtsrichter" einen Apotheker, „hager, in mittleren Jahren, von Gesichtsfarbe graublond wie sein langes dünnes Haar, das bei jeder Zugluft flatterte", vor. Dieser Kollege, den Direktor Strunck, trotz aller Proteste des Ersteren, mit Vorliebe mit „Pillendrechsler" anredet, hat sich, — ähnlich wie Hofapotheker Semmlein sein „meinswegen" — die Redensart „im Mai, wenn die Rosen blühen" angewöhnt, obgleich ihm schon, wer weiß wie oft, versichert worden ist, daß ein solches Wunder vielleicht in Italien „oder da so herum" geschehen könne, „bei uns aber nicht". Den Inhalt der an Handlung armen Humoreske wiederzugeben, sei mir erlassen. Der verehrliche Leser, der Interesse daran haben sollte, diesen Kollegen näher kennen zu lernen, möge seine Bekanntschaft in Nr. 85 des „Sauerländischen Volksblattes" (Jahrgang 1897) machen, woselbst er ihn in Gesellschaft des Amtmanns, des Direktors, sowie der Honoratioren des 1500 Einwohner zählenden Städtchens antrifft, wie er gerade seinen Knickebein gegen das Licht hebt, die Farbenwirkung von Maraschino mit Rosenliqueur und Eidotter betrachtet und dann (er kann es nun einmal nicht anders) leise flüstert: „Der reine Frühling! Wie im Mai — wenn die Rosen blühen . . . ."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0246-4

XXIII. Der Schwiegervater eines Fürsten.

Mit nicht allzu viel Charakterstärke, aber desto biegsamerem Rückgrat dem angestammten Fürstenhause gegenüber ausgestattet, präsentirt sich uns der Vater Anna-Lises, der späteren Gemahlin des alten Dessauer, in Hermann Herrsch's fünfaktigem Schauspiel: „Die Anna-Lise", und wer weiß, was bei dem heißen Drängen des jugendlichen Leopold aus der fast schutzlosen Apothekerstochter geworden wäre, vielleicht alles Andere, nur keine Fürstin, wenn die Anna-Lise, was Kraft und Stärke des Willens anbelangt, nicht so ziemlich das Gegentheil ihres Herrn Papa gewesen wäre.

Gleich der erste Akt führt uns in ein Zimmer der Föhse'schen Apotheke. Nachdem uns ein Zwiegespräch zwischen dem Provisor Georg und Anna verrathen hat, daß jener des Herrn Chefs Töchterlein liebt und ihr zuletzt warnend zuruft: „Der vornehme Herr ist ihr doch wohl nicht gar in den Kopf gefahren?" kanzelt die spätere Fürstin den Armen höhnend mit den Worten ab: „Weiß Er was? Befolg Er des Fürsten Rath. Es ist doch eine Sünde und Schande," sagte er neulich, „daß ein so schmuckes Exemplar von einem Flügelmann hinter dem Apothekenmörser und über dem Rezeptenlatein sein Leben verbringen soll. Werf Er den unnützen Kram weg und geh' Er unter's Militär."

Kourage indeß ist ein Wort, welches in unseres jungen Kollegen Lexikon nicht zu stehen scheint, denn als Anna ruft: „Kommt da der Leopold nicht? Der wird Ihn treiben!" läuft er erschrocken davon.

Es ist Föhse, der Apotheker selbst, der auftritt. Er sucht

seiner Tochter die Keime der Liebe zu dem jungen Fürsten aus dem Herzen zu reißen, und mag ihn sein ruhig gesetztes Wesen dem jungen Fürsten oder dessen Mutter gegenüber fast immer in Stich lassen, gar oft ist ihm eine philosophische vornehme Ruhe nicht abzusprechen. So auch hier. In wohlgesetzten Worten setzt er dem Töchterlein seine Bedenken auseinander. Er freut sich wohl der seltenen Ehre des Besuches des Fürsten, aber, sagt er, wie vorausahnend: „Nun wird es Zeit, zuzusehen und zu sorgen, daß uns die Ehre nicht zum Uebel werde." Anna kann nicht einsehen, was Schlimmes dabei ist; Föhse aber kennt die Welt, die nach dem Schein urtheilt und „der Schein ist gegen Dich," mahnt er. „Deine Jugend, sie ist doch zuletzt empfindsam wie jede andere, der junge Herr ist heißer wilder Leidenschaft fähig." Föhse liebt das Sichere. Annas reines Herz aber ist ihm keine Bürgschaft, bei der er sich beruhigen, die ihn sicherstellen könnte. Er will vorsorgen; vorsorgen anders und besser und vorsorgen vor allem, so lange es noch Zeit ist. Indeß er führt noch andere Bedenken in's Feld: Leopolds Mutter, die Fürstin, will den Verkehr nicht mehr und sie hat dem Sohn jeden weiteren Verkehr mit Anna verboten und hier ist Föhse's schwache Seite, nur immer devot und ergeben! „Wir zögen uns, von allem Anderen abgesehen, zuletzt ja noch in der allerübelsten Weise die höchste Ungnade und wer weiß was sonst noch zu!" Ja, selbst der eignen Tochter scheint der Vater nicht mehr ganz zu vertrauen, denn unruhig erhebt er sich mit den Worten: „Wenn wir nur nicht schon zu lange gewartet haben!" ... um Gott vertrauend hinzuzusetzen: „Alles Böse wende von uns, o Herr, in Deiner Gnade!"

Föhse instruirt nun Anna, daß sie in Zukunft nicht mehr „Du", sondern „Durchlaucht" zu dem jungen Herrn zu sagen habe. Sie soll ihm bedeuten, daß sich der bisherige Verkehr für beide nicht mehr schicke, er solle auf das Urtheil der Welt verständige Rücksicht nehmen und um Annas willen und des Ruhmes des ganzen Hauses willen möge er seine Besuche ferner nicht mehr fortsetzen. Anna antwortet nach einer Pause gedrückt: „Ich will es thun."

Bereits diese erste Scene enthüllt uns völlig Föhse's Innere

und seinen Charakter. Er ist ein Mann, der sich streng in den vorgeschriebenen konventionellen Formen bewegt, ein liebender Familienvater, der peinlich auf den unbefleckten Ruf des Hauses bedacht ist. Ein sicheres Gottvertrauen spricht aus den Worten: „Alles Böse wende von uns ab in Deiner Gnade!" Vor Allem aber zeigt sich uns Föhse als treuester Unterthan, der, mag vielleicht das Herz der Tochter brechen, sich keinesfalls die Ungnade der Fürstin oder ihres Hauses zuziehen möchte. Solcherweise kommt er in Konflikt mit sich selbst, denn er respektirt in Leopold den Sohn seiner Fürstin und schon erschreckt ihn der Gedanke, daß er sich durch sein Handeln den Zorn des jungen Fürsten zuziehen könnte. Deshalb bittet er auch Anna: „Aber mit aller Rücksicht sag's ihm, mit aller Zartheit. Sag' ihm — wie's ja auch wirklich ist — wie leid es uns sei, der hohen Ehre in Zukunft entbehren zu müssen — wie wir uns an ihn gewöhnt — wie wir auch in Zukunft ihn im Herzen tragen und in unser Gebet einschließen würden . . ."

Und wiederum voller Gottvertrauen scheidet er von der Verzweifelnden mit den Worten: „Und so laß' ich Dich denn. Der Geist Deiner seligen Mutter sei mit Dir, Anna, und die Hand des Herrn sei mit Dir immerdar!"

Kurz darauf erscheint Leopold und findet seine ehemalige Jugendgefährtin wie verändert; nachdem er in seiner barsch befehlenden Weise, welche doch sein liebendes Herz durchblicken läßt, herausgebracht, wer „dem Mädel die Mucken in den Kopf gesetzt", poltert er los: „Was, der griesgrämige Apotheker?" — Er weiß Anna aber zu beruhigen: „Hier ist ein Herz, in diesem Herzen ist Ehre! vertraue Dich meiner Ehre an, Anna, Du darfst es!" Anna kann nicht widerstehen und während sie Brust an Brust ruhen, tritt die Fürstin mit dem Gouverneur des Fürsten, dem Hofmarschall und dem Apotheker ein, welch' letzterer die Fremden mit vieler Devotion hereinbegleitet.

Nach einer Scene mit Leopold wendet sich die Fürstin an den verzweifelnden Apotheker: „Föhse, ich will nicht denken, daß hier irgend ein Mitwissen von Deiner Seite im Spiel?"

Föhse ist wieder ganz gehorsamster Unterthan, wirft sich der Fürstin zu Füßen und versichert sie seiner Unschuld. Die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0249-4

Fürstin entfernt sich mit den Worten: „Föhse, bei unserer höchsten Ungnade, vergeß' Er nicht, was ich gesagt! Es bleibt dabei!"

Solches bringt Föhse vollends außer Fassung, und nachdem sich alle, außer Anna und ihm, entfernt, wettert er auf erstere los: „Nicht mit der Hölle ganzer Finsterniß deckst Du, Unselige, Deine Schande zu! — O, es ist entsetzlich! In solch früher kaum erblühter Jugend schon solche namenlose Heuchelei! Das war mein Stolz, mein Glück, mein Trost, mein Alles! O, zu eitel war darob mein sündig Herz, und züchtigend traf darum mich Gottes Ruthe!"

Der Anfang des zweiten Aktes bringt uns eine Audienz Föhse's bei der Fürstin im Schlosse. Die letztere hat Föhse zu sich befohlen. Er hat sich auf Alles gefaßt gemacht, doch in den Gemächern des fürstlichen Schlosses sinkt sein ganzer Mannesmuth zu tiefster Ergebenheit und Verzweiflung herab; nur das Gottvertrauen ist es, welches ihn noch aufrecht hält. „Was wird es sein, daß sie mich hat rufen lassen?" klagt er. „Ich habe mich ergeben, Herr, in Deinen Willen. Den ganzen Kelch, wie Du ihn mir reichst, ich trinke ihn aus und lobe Dich!"

Die Fürstin hegt Reue darüber, daß sie vielleicht Föhse's Tochter zu hart behandelt habe und nimmt jetzt Partei für dieselbe.

„Ich kenne Seinen strengen Sinn, Föhse, ..." sagt sie. „Die Anna ist gut, brav, ich liebe sie und ich will nicht, daß ihr übel begegnet werde" ꝛc. Föhse philosophirt: „O, wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es!" Hiervon will indeß die Fürstin nichts wissen. Sie bittet Anna gut zu behandeln und nennt das Verhältniß zwischen Leopold und Anna eine kleine unschuldige Neigung, worauf Föhse die Fürstin durch die mit besonderer Betonung gesprochenen Worte erschreckt: „Eine unschuldige Neigung! Heute war er wieder da, auch gestern noch. — Ich kann es ja doch nicht ändern! . . . . O, Durchlaucht, ich sehe nichts Gutes! Glauben Durchlaucht etwa, daß das Mädchen reuig, zerknirscht sei nach der entsetzlichen Ueberraschung von gestern? Ja, Anfangs schien's wohl. Als er aber wieder da war und wieder mit ihr gesprochen hatte, da

war's noch schlimmer als vorher. . . . . Ich habe über das Mädchen alle Gewalt verloren!"

Die Fürstin indeß sucht Föhse zu beruhigen, läßt Anna sagen, sie solle guter Dinge sein, sich vor allem die schönen Augen nicht roth weinen, und schickt derselben als Zeichen, daß sie ihr gut sei, nach wie vor, ein Halsband zu. Als Föhse sich weigert, dasselbe anzunehmen, befiehlt sie: „Ich will's!" und Föhse stammelt: „Die Gnade meiner durchlauchtigsten Fürstin richtet mich wieder auf in meiner Trübsal!"

In der folgenden Scene wird nunmehr zwischen der Fürstin und dem Gouverneur vereinbart, Leopold auf Reisen zu senden. Letzterer ist, nachdem ihm von diesem Plan Kenntniß gegeben, hochentzückt und reist bald ab, nachdem er an Anna einen herzigen Abschiedsbrief geschrieben; die Mutter Leopolds erwartet von dieser Reise den denkbar besten Einfluß auf das Verhältniß der Liebenden, wenn auch Leopold der Apothekerstochter geschrieben: „Ich werde alle Tage an Dich denken, alle Tage? Alle Stunden! Jede Minute! Immer! Ich habe gar keine anderen Gedanken!"

Die 2. Scene des 3. Aktes bringt uns wieder einen Vertreter unseres Standes: Georg, den Provisor, von welchem im Anfange schon kurz die Rede war. So gut er es mit der Tochter seines Chefs meinen mag, spielt er der schlagfertigen Anna gegenüber eine gar traurige Rolle. Indem er zunächst ungeschickt herauspoltert, daß Annas Vater ihn schicke, setzt er stockend hinzu: „Ja, aber eigentlich komme ich doch — aus — aus persönlichem Antriebe . . . . — aus Mitleid für die Jungfer." Anna lacht laut auf: „Das ist ja wahrhaft rührend." Georg hält Anna die Gefahr vor, in der sie schwebe, er habe die ganze Nacht nicht schlafen können — und Anna meint: „Die gute Seele!" Er will Anna immer noch hüten, trotzdem sie es nicht verdiene, daß er noch einmal komme; nur um sie zu retten und sein Gewissen rein zu halten! Anna bricht auf's Neue in lautes Lachen aus: „Aus purer Nächstenliebe! ha, ha, ha!" Sie verspottet den „Menschen mit der christlichen Nächstenliebe" derart, daß sich dieser empfiehlt. Sie giebt ihm vorher noch den Rath, die Muhme Lene zu heirathen, „dann," spottet sie, „ist uns allen

geholfen: Ihm, der Muhme Lene und vor allem — mir!" Georg geht wüthend ab. Es scheint, als ob schon Georg zu denjenigen Herren Gehilfen zu zählen gewesen sei, wie wir sie auch noch heute leider in unserem Stande antreffen und die durch Hinbringen ihrer freien Zeit an allen Orten, nur nicht in besserer Gesellschaft oder in Familie, jeglichen gesellschaftlichen Schliff oft nur allzu sehr vermissen lassen. Gar manchmal, wenn ich einen jugendlichen Fachgenossen zum ersten Mal im Familiencercle antraf, habe ich an Apotheker Föhse's Georg denken müssen. —

Auch G. v. Moser hat uns eine ähnliche Gestalt in Theobald Blum, Provisor bei Hofmeister, in seinem Schwank „Reif-Reiflingen" geschaffen, auf welche wir später zurückkommen werden. —

Bei Anna geht nun, wie Leopold es vorausgesehen, das Sinnen und Spinnen, Intriguiren, Bereden und Bestürmen los; sie aber bleibt standhaft.

Eine äußerst interessante, zum Schluß hochdramatische Handlung bietet uns die 5. Scene zwischen Vater und Tochter, die ich leider in ihrer ganzen Länge nicht wiedergeben kann. Nachdem Föhse als treuer Unterthan und liebevoller Vater alle Argumente, welche gegen eine Heirath sprechen, in's Feld geführt hat, welche aber sämmtlich von Anna widerlegt werden, — er versteigt sich sogar zu dem Satze: „Oder dächtest Du etwa, daß Du neben der einstigen Gemahlin des Fürsten das, was Du Dein Glück nennst, auch immer noch als seine — Geliebte finden könntest? . . . ." — zieht er das schwerste Geschütz auf: „Mag Alles auf's Beste gehen," mahnt er ernst und feierlich, „mag nichts eintreffen von alledem, was ich besorge, so wirst Du's doch nicht hindern können, daß Eure einstigen Kinder nicht ebenbürtig, nicht nach den Bedingungen des fürstlichen Rechts fähig zur Erbfolge sein werden. Der junge Herr aber ist der einzige Sohn seiner Eltern. Welches würden also die Folgen Eurer Verbindung sein? Sag' Dir's selbst. Unser Fürstenhaus würde erlöschen und das Land nach Deines Gatten einstigem Tode an eine andere Krone fallen. Kannst Du das auf Deiner Seele haben wollen? Kannst Du das vereinbaren mit Deiner

Liebe für den Erben unserer Krone? . . . . . Ich weiß, Anna, daß Du daran bis jetzt noch nicht gedacht hast. Darum sag' ich Dir's nun. Ein Anderes hab' ich Dir nicht mehr zu sagen. — Es ist das Letzte. Ist Dein junges Herz auch fortgerissen und ganz verblendet von seiner unseligen Liebe, so bist Du doch, das weiß ich, nicht gewissenlos. Ich rechne darum auf Dein Gewissen, Anna. Ueberreden kann ich, will ich Dich nicht. — Möge Gott Dich erleuchten — bedenk' es!"

Anna steht nach des Vaters Abzuge starr wie vom Blitz gerührt, dann kniet sie, wie zum Gebete, nieder und spricht tief erschüttert: „Erleuchte mich, mein Gott und Herr!"

Welcher Art diese Erleuchtung gewesen, zeigt uns später die 4. Scene des 4. Aktes, in welcher Föhse der Fürstin die Nachricht bringt, daß Anna endlich zur Einsicht gekommen. Die Fürstin ist erstaunt, daß Föhse so niedergeschlagen ist, da doch sein eigner Wunsch in Erfüllung gegangen sei. „Mein Wunsch," sagt Föhse dumpf, „geht in Erfüllung. — Ja. — Was aber aus meinem Kinde werden wird, das weiß Gott!" Jetzt in seinem höchsten Schmerze tritt die Ergebenheit des Unterthanen gegen die Liebe des Vaters zurück, und er hat nur noch eine Bitte an die Fürstin: „Seien Durchlaucht, ich bitte darum, noch freundlicher, noch gütiger mit meiner Anna als sonst, und leihen Durchlaucht mir auch ferner Höchstdero gnädige Hülfe und ganze Unterstützung zur allmähligen Wiederberuhigung meines Kindes und zur Abwendung aller Gefahr . . . Ich habe ja doch nur dieses Eine!"

Anna erscheint, und in wohlgesetzten Worten theilt sie der Fürstin mit, daß des Landes Fürstenhaus nicht durch sie untergehen soll, daß sie entsagen muß und will.

Die Ereignisse gehen nunmehr ihren Weg, ohne daß Föhse oder Georg in den folgenden Scenen handelnd auftreten. Leopold kehrt zurück, zerreißt die Fäden, welche Intrigue, Ueberredung ꝛc. gesponnen, geht direkt zur Apotheke und bringt Anna nebst Vater und Muhme in's Schloß, um sich hier gleich trauen zu lassen. Föhse selbst muß unter Begleitung eines Offiziers und zwei Mann den Onkel Christoph, die Tante Lise, sowie den Pathen Erbach herbeischaffen und geht händeringend ab, nachdem

Leopold gedroht hat, „er werde ihm die Boutique zusammenschlagen, daß er sein Lebtag kein Rezept mehr brauen soll!"

Es kommt zum Schluß so weit, daß die Fürstin selbst ihrem Sohn die Apothekerstochter als Braut, bräutlich geschmückt, zuführt.

Als die Fürstin später die Frage aufwirft: „Was wird aber nun aus Föhse?" antwortet Leopold: „Föhse? . . . Föhse bleibt Apotheker — zum ewigen Angedenken!" und setzt hinzu: „Aber den Georg, Föhse, den muß ich haben für mein Regiment. Sieht Er: Beinahe sechs Schuh —"

Föhse, wieder der alte, um seinen Sitz besorgte Apotheker, meint:

„Soll denn aber die Apotheke aufhören, wenn ich einmal nicht mehr bin?" und da in der damaligen Zeit scheinbar ein Unterschied zwischen Realprivileg, Konzession ꝛc. noch nicht ausgetiftelt war, diktirt Leopold: „Ja, das ist wahr, ... die Apotheke muß auch bleiben. Und so mag er den Georg denn behalten, wie schwer mir's auch ankommt."

Anna setzt schalkhaft hinzu: „Und dann soll er die Muhme Lene heirathen!" Leopold meint: „Ja — und dann kommen wir auf die Hochzeit!"

Leopold besteht trotz aller Abmahnung darauf, daß die Trauung sofort vor sich gehe, und derjenige, dem es ein Aergerniß gebe, möge nur im heiligen römischen Reiche in Gottesnamen herumerzählen gehen: „Das Haus Anhalt trage den Schimpf auf sich, daß es mit seinem Volk sich verschwägert!"

Die Gemahlin des Fürsten Leopold wurde übrigens im Jahre 1701 in den Reichsfürstenstand erhoben und ihre Nachkommen mit Successionsrechten beliehen. Interessant wäre es mir gewesen, einer Biographie Föhse's aus einer zweiten Feder zu begegnen, indeß in allen mir vorliegenden Werken über den Fürsten von Anhalt-Dessau, so von Varnhagen von Ense, Hoseus ꝛc., ist die Gestalt des Apothekers nur nebenbei behandelt. Ob uns also Hermann Hersch unseren berühmten Fachgenossen genau nach dem Leben geschildert hat, ist schwer zu konstatiren. Jedenfalls können wir uns nach diesem Schauspiele, ins-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0254-8

besondere wenn wir uns in den Geist der damaligen Zeit versenken, die Gestalt Föhse's leicht in Fleisch und Blut umgewandelt denken, und da wollen wir uns denn, nach den von uns schon behandelten und noch zu behandelnden Karikaturen von Fachgenossen nach Moser und Anderen, mit der Hersch'schen Charakterisirung Föhse's gern zufrieden geben.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0255-4

XXIV. Ein pharmazeutisches Kraftgenie.

Ein solches führt Dr. Böttger in einem seiner Feuilletons vor, die er 1886 und 1887 unter dem Titel „Pharmazeutische Chronik" für die Pharmazeutische Zeitung schrieb. Eine kleine „Plauderei aus der Redaktionsstube" nennt er eins dieser Feuilletons (Pharm. Ztg. 1886, Nr. 103) und erzählt darin:

„Es war einmal —" so fängt ja jede ordentliche Historie, auch die unsrige an. Also es war einmal ein trüber, häßlicher Winterabend, kalt und dunkel, und der Schnee trieb die Flocken gegen die erleuchteten Fenster unseres Arbeitszimmers, als es ziemlich energisch an die Thür desselben pochte und bald darauf eine lange, hagere Gestalt mit gewaltigem Schnurrbart in das Zimmer trat. „Ich bin N. N." — sagte er mit kurzer, scharfer Betonung und nannte einen Namen, unter dem einige Zeit vorher ein sehr umfangreiches, aber unverwendbares und daher mit Dank remittirtes Feuilletonmanuskript eingegangen war. „Sie haben mir mein Manuskript zurückgesandt." Und ehe ihm noch eine Antwort geworden war, sprach er weiter, und es war gar nicht möglich, seinen Redefluß zu unterbrechen: „Ich messe die Druckfähigkeit meiner Arbeiten selbst auf's Schärfste und Genaueste ab und kann daher Niemandem außer mir ein Urtheil über ihren Werth zugestehen, auch Ihnen nicht, verehrter Herr, so sehr ich sonst auch Ihr Redaktionstalent bewundere. Noch immer habe ich mit allen meinen Artikeln die Redakteure in Verlegenheit gesetzt, deshalb werde ich aber nicht aufhören, allein meinem ingenium zu folgen. Sie sollten mich nachgerade kennen. Meine Sprache ist nun einmal eine kräftige und hat noch immer hochgehende Wogen der Erregung hervorgerufen — es ist das eine

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0256-0

meiner berechtigten Eigenthümlichkeiten. Aber statt sich zu freuen, wenn ihnen ein Kerl in den Wurf kommt, mit dem sie Effekt machen können, machen die Redaktionen immer entsetzliche Schwierigkeiten, ehe sie einen Artikel von mir aufnehmen. Wann werde ich die Leute erst dahin gebracht haben, daß sie mit Kußhand, ohne zu markten und zu feilschen, jede meiner Zeilen entgegennehmen werden? Sie kennen mich nicht, wenn Sie dies für Prahlerei halten. Professor N. N. in Stuttgart, der schneidige Kritiker Dr. X. in München sind meine Bewunderer und Freunde. Letzterer sandte mir, dem unscheinbaren Apothekergehilfen, aus freien Stücken letzthin einen Neujahrsgruß. — Eine nüchterne, trockene, langweilige Art der Darstellung, zu deutsch objektiv genannt, ist nun einmal nicht mein Geschmack. Ich bin der geborene Anhänger des Subjektivismus!"

Er ging, während er dies sprach und nachdem er es gesprochen, mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. „Aber das ist eben mein Unglück, daß ich Apotheker bin und daß von einem verrückten Provisor keine Redaktion etwas annehmen will," sagte er endlich halblaut vor sich hin, und dann plötzlich gegen die Anwesenden sich wendend: „Würden Sie gestatten, daß ich den bitteren Gefühlen über meinen verfehlten Beruf hier an dieser Stelle in einem Gedichte Ausdruck gebe, das Ihnen zugleich meine Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete zeigen wird? Ich habe eine Parodie des „Faust" geschrieben, einen Faustus pharmaceuticus oder richtiger Infaustus, in dem der mit sich und der Welt Zerfallene als ein Apotheker erscheint — als ich selbst. Darf ich vielleicht nur einige, wenige Strophen — — —" und ohne eine Antwort abzuwarten, begann er alsbald mit kräftiger Stimme :

„Habe nun ach! Pharmazie,
Botanik und Materia medica,
Physik, Chemie und Toxikologie
Und leider auch Mikroscopica
Mit vielem Ernst und Fleiß studirt,
Hab' auch den Doktor mit Glück absolvirt.
Bin dann gereist von Land zu Land,
Hab' all mein Geld und Gut d'ran gewandt,

Mit Schulden mich obendrein belastet,
Und bin doch, trotzdem ich nimmer gerastet
Und mich der Praxis seit Jahren beflissen,
Auch vieles habe erdulden müssen,
Trotz meiner fünf und vierzig Jahr,
Immer noch, was ich gewesen war.
Zwar weiß ich mehr als viele Besitzer
Und lache im Stillen über ihre Schnitzer,
Könnte sogar trotz hochweisen Räthen
Meinen Stand überall geziemend vertreten.
Hab' überhaupt im Laufe der langen Zeit
Mir erworben manche Fertigkeit,
Aber trotzdem komm' ich im Fach nicht weiter,
Steh' noch immer auf der unteren Stufe der Leiter.
— — — — — — — —
O, fähst du trüber Lampenstrahl,
Der dieses enge Giftgehäus
Mit düsterm Schein zu schmücken weiß,
Auf mich herab zum letzten Mal.
O, könnt' ich mich fort von hier begeben,
Als Mensch unter den Menschen leben,
Im Schweiße mein redlich Brod erringen,
Und den Abend bei Frau und Kindern verbringen,
Im Kreise der Meinen, im stillen Walten
Für des Tages Last mich entschädigt halten.
Wie traurig blickt mich doch die Welt
Aus diesen öden Räumen an,
Wo Wand an Wand und Feld an Feld
Mit Arzenei'n ist vollgethan.
Hier jener Flaschen lange Reih'n,
Dort jenes Schränkchen schwarz lackirt,
Mit weißem Todtenkopf verziert, —
Hier diese fertigen Arznei'n,
Ein Stoß Rezepte, schon erledigt —
Wie Alles Tod und Krankheit predigt.
Beneidenswerth der arme Höker,
Der sich vom Aepfelhandel nährt,
Und froher als der Apotheker
In Ruh sein hartes Brod verzehrt.
Von Qualm und Dunst nicht angefochten,

Mit Jedermanns Gebrest verflochten,
Braucht er nicht mitten in Arznei'n
Zu Jedermanns Gebot zu sein."

Er machte hier, um Luft zu schöpfen, eine Pause, sah uns an und schien weiter deklamiren zu wollen. Als aber gar keine Aufforderung hierzu kam, ging er ein paar Mal verlegen im Zimmer auf und ab und griff dann ärgerlich nach seinem Hut. „Eigentlich wollte ich Sie auch fragen, ob nicht eine Stelle für mich auf Ihrer Redaktion offen ist", sagte er in halblautem Grunztone, „aber es wird wohl vergeblich sein. Und doch, was könnte Ihnen ein Mann, wie ich bin, nützen! Eine litterarische Urkraft, die nicht im nußknackerisch-scholastischen, kleinmeisterlichen, brillenäugig-magisterlichen Tone die Dinge beschreibt, sondern mit der elementaren Gewalt eines Wasserfalles dahinbraust und Alles mit fortreißt. Wo finden Sie eine solche Feder in der ganzen pharmazeutischen Litteratur? Lassen Sie noch zehn Konkurrenzblätter erstehen, ein Blatt, das mich zum Mitarbeiter hat, kann nicht untergehen, ich selbst repräsentire in meiner Feder ein Kapital von 1000 Abonnenten."

Er ging. Auf der Redaktion einer großen Zeitung, wo man täglich so vielerlei erfährt und persönlich und schriftlich erledigt, vergißt man auch leicht wieder, und so verfiel auch Faustus pharmaceuticus allmählich dem Schicksal alles Irdischen: er wurde vergessen. Darüber war der Winter vergangen, der Frühling hielt seinen Einzug, und schließlich brach auch der wunderschöne Monat Mai wieder einmal an. Im Säuseln des Lenzes war er dahergekommen, hatte artig und manierlich die Knospen und Blüthen in Gärten und Wiesen geküßt und zu neuem Leben hervorgezaubert, dann aber im jugendlich-ungestümen Drängen dem Sommer vorgreifend eine ganz afrikanische Hitze über unsere zivilisirten Gegenden verbreitet, bis die Reaktion in Gestalt von Windhosen, Wolkenbrüchen, Gewittern und Hagelschäden hereinbrach und Noth- und Hilfsschreie aus allen Gegenden Deutschlands ertönten. Regnerisch war und blieb der Sommer, bis ihn endlich ein milder und schöner Herbst ablöste, der mitleidsvoll die Menschen dafür entschädigen

zu wollen schien, daß sie wieder einmal, wie schon so oft, um den Sommer gekommen.

Da, in diesen Tagen, traf plötzlich eines Morgens ein Brief bei der Redaktion ein, in dessen Aufschrift wir die große charakteristische Handschrift unseres Freundes aus der Winternacht sofort wiedererkannten. Der Brief trug den Poststempel einer uns bekannten, idyllisch gelegenen dörflichen Ortschaft des schlesischen Riesengebirges und erzählte in der originellen, kernigen Ausdrucksweise des Briefschreibers, aber statt des früheren bitteren Sarkasmus mehr mit lächelndem Humor gewürzt, eine launige Geschichte. Unser Freund sei schon seit langer Zeit verheirathet gewesen und seine Schwiegermutter habe mit ihrem einzigen Sohne daselbst eine sehr nahrhafte Gastwirthschaft betrieben. Dieses Frühjahr habe aber sein Schwager das Unglück gehabt, beim Beschneiden der Obstbäume im Garten von der Höhe eines solchen herunterzufallen und todt zu bleiben, und dies habe seine Schwiegermutter dermaßen erschüttert, daß sie bald darauf ebenfalls gestorben sei. Dadurch seien aber seine Frau und er plötzlich Universalerben eines ansehnlichen Besitzthums geworden. „Da schmiß ich den ganzen Pillenkram, alle litterarischen Schnurren und die Hoffnung auf eine Konzession, mit denen ich mich bisher getragen hatte, den ganzen gelehrten Dünkel, aber auch zugleich alle Bitterkeit und Trübsal langer Jahre über Bord, zog mit Weib und Kindern hierher und lebe jetzt als Gastwirth in Käppchen und Hausschuhen glücklicher als der bestsituirte Apothekenbesitzer der Residenz. Wenn Sie in die hiesige Gegend kommen, so bitte recht sehr, mich aufzusuchen, und sich selbst zu überzeugen, wie glücklich ein alter Provisor werden kann, wenn er noch rechtzeitig seinen wahren Beruf entdeckt." —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0260-1

XXV. Ein Manuskript.

Sagten wir am Anfange unserer Betrachtungen, daß die deutsche Litteratur keinen Roman besäße, der zwischen den Kästen und Büchsen der Apotheke seine Wurzelfasern emportreibe und, von dem eigenthümlichen Geruche seines Geburtsortes durchweht, uns in die Poesie und Prosa einer pharmazeutischen Offizin oder eines Laboratoriums einführe, so bedarf dies einer kleinen Berichtigung.

Vor mir liegt der Anfang einer solchen Geschichte, eines „pharmazeutischen Epos", betitelt „Christian". Der Autor, Herr Dr. Böttger, ist leider auf halbem Wege stehen geblieben, wenigstens in dem mir vorliegenden Manuskripte, und das ist zu bedauern; führt uns doch dieses Epos zum ersten Male das Leben und Treiben in Offizin und Laboratorium in natura vor Augen. Leider war es mir auch nicht immer möglich, alles Niedergeschriebene zu entziffern. Die Handschrift des Arztes, wie ein jeder der Herren Kollegen weiß, und diejenige eines Redakteurs und Schriftstellers, wie der Setzer dieses mir bezeugen wird, erinnern nicht immer grade an die Lithographie einer Visitenkarte.

Die Wahrheit meiner ersten Behauptung behandelt in recht drastischer Weise ein Gedicht in den „Fliegenden Blättern", betitelt: „Das Wunder". Obgleich nicht ganz in den Rahmen meiner Betrachtungen gehörig, hoffe ich doch manchen der Herren Kollegen, welche das Poëm noch nicht gelesen haben sollten, durch Abdruck desselben eine heitere Minute zu verschaffen. Es lautet:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0261-7

„In die Löwenapotheke
Tritt ein altes Mütterlein,
Händigt grüßend dem Provisor
Das Rezept des Arztes ein.

Doch mit aufgeriss'nen Augen
Blickt der Mann auf dieses Blatt,
Das ihm etwas zeigt, was niemals
Er zuvor gesehen hat.

Vor Erstaunen wie versteinert
Steht er da; mit einem Mal
Blickt ihm über seine Schulter
Der gestrenge Prinzipal.

Doch auch der, als er den Zettel
Liest, ist stumm und fast erstarrt,
„Wach' ich," brummt er, „oder werd' ich
Nur von einem Traum genarrt?"

Nein, er wacht; und alle Andern,
Die in seinem Dienste steh'n,
Kommen zu ihm, seh'n und wollen
Vor Verwund'rung schier vergeh'n.

Und noch lange, lange währt es,
Bis sich ihr Erstaunen hebt;
Denn das Wunder, das sie schauten
War ein — leserlich' Rezept!" —

Indessen zurück zu unserem „Manuskript"!

Soweit der Anfang desselben mir geläufig ist, wäre es wohl zu wünschen, daß dasselbe auch seiner Vollendung entgegensähe. Vielleicht gestattet mir Herr Dr. Böttger gelegentlich die Weiterführung seiner Arbeit, vielleicht auch nimmt sich ein Berufenerer einmal derselben liebevoll an.

In einem Vorwort verbreitet sich der Verfasser über die Pharmazie im Allgemeinen und kommt unter anderem zu dem Schlusse:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0262-3

„Die Pharmazie ist also weder ein Amt noch eine Industrie, denn der Apotheker, obwohl er sich eidlich verpflichten muß, Niemanden zu vergiften und unter der Kontrolle Sr. Gestrengen des Herrn Kreisphysikus steht, dem er, wenn ihn seine Tante im Nachbardorfe auf Sonntag Nachmittag zur Kirmeß eingeladen hat, diese Einladung anzeigen muß, ist doch kein besoldeter Staatschemiker, wie z. B. der russische Regierungsapotheker, der in Mantel und Schwert stolz einhergeht, und obwohl der Apotheker, wenn er sonst Lust hat, allen Besen- und Bürstenbindern des Reichs Konkurrenz machen darf und auch hie und da mit Verschiedenem handelt, was sich nicht gerade unter der Rubrik „Arzneiwaaren" unterbringen läßt, so sind doch die Zwecke der Pharmazie mehr als industrielle und der Handel allein ist nicht gerade die Aufgabe des Pharmazeuten. Aber auch die Kenntnisse der Chemie, der Botanik, der Physik und Pharmakognosie allein machen noch nicht den Apotheker. Alle diese Kenntnisse hat der Arzt in geringerem Maßstabe auch, (er soll sie wenigstens, während er das Tentamen physicum macht, haben), kann aber trotzdem noch nicht die Geschäfte eines Apothekers wahrnehmen. Wilhelm Meister sagt, daß man jede Wissenschaft, der man sich widmen will, mit dem Handwerk anfangen soll, und, so sich selbst widersprechend, wie die Behauptung auch klingen mag, ist sie doch wahr. Auch der Apotheker fängt seine Wissenschaft mit dem Handwerk an und wird dadurch ein praktischer Mensch, der mit der Unbeholfenheit der übrigen Gelehrten nichts gemein hat. Während dieser Zeit lernt er nicht blos die Zeichen der chemischen Körper, sondern die Körper selbst kennen, er lernt nicht nur ihre theoretische Darstellungsweise, sondern auch ihre praktische; die Kenntnisse der Drogen und Kräuter erwirbt er sich durch tägliche eigene Anschauung und gewinnt nebenbei Fertigkeit und Sicherheit in der Ausübung der dem Apotheker zunächstliegenden Geschäfte." Das scheint mir eine sehr gelungene Definition des Apothekers resp. der Pharmazie im Allgemeinen.

Den Arzt betreffend, meint Böttger sehr richtig, wie solches denn auch heute schon von vorurtheilslosen Mitgliedern dieses Standes gefordert wird:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0263-8

„In die Apotheke, dem vermittelnden Institute zwischen Arzt und Patienten, wo der dem Papiere anvertraute Gedanke des Ersteren zu Nutz und Frommen des Letzteren seine getreue Verwirklichung findet, sollte auch der Arzt erst eintreten und mit dem Handwerke anfangen, ehe er seine Wissenschaft, die Medizin, beginnt . . . . . " ꝛc. „Versäumt er dies, so wird es ihm gehen wie Mephisto, der das Rezept zur Hexensuppe zwar geben, die Suppe selbst aber nicht kochen konnte."

Das sind Worte, welche der Verfasser in seinem Vorworte dem jungen pharmazeutischen Anfänger Christian mit auf den Weg giebt.

„Jetzt weißt Du's, Christian", sagt er; „wenn Du ein tüchtiger Apotheker werden willst, so werde zunächst ein tüchtiger Chemiker und ein tüchtiger Botaniker; dann ein intelligenter, aber redlicher Kaufmann, ein pflichttreuer gewissenhafter Beamter!"

Christian ist nun im ersten Kapitel im Begriff, als Lehrling einzutreten und zwar in einen Stand, „vor dem sein Vater, der Dorfschullehrer ist, von jeher einen großen Respekt gehabt hat".

Sehr schön schildert uns Böttger hier die Kurpfuscherei, wie sie in Christian's Heimathsdorfe betrieben wird.

„Man behauptet sogar, daß des Vaters Liebe zu diesem Stande, der, wie ich gleich rundweg erklären will, der Apothekerstand ist, so weit ginge, daß er sich zur praktischen Ausübung desselben, Hand in Hand mit dem der Medizin, bisweilen hinreißen ließe: indeß kann ich mich darüber nicht ganz genau aussprechen, zumal man den Aussagen der Hebamme des Dorfes, die mir die Beschuldigung hinterbracht hat (und zwar in ihrer Eigenschaft als muthmaßliche Konkurrentin des Lehrers, da sie mit Sabina, Mutterkorn und Brechweinstein ein ganz einträgliches Geschäft treiben soll) also, zumal man diesen Aussagen nicht unbedingten Glauben schenken kann. Gegen Christian's Vater treten nun allerdings noch zwei andere Belastungszeugen auf und zwar der Schäfer des Dorfes und der Schankwirth. Aber auch die Angaben dieser Zwei sind mit Reserve aufzunehmen, da der Schäfer Pillen erfunden hat, die den Biß toller Hunde

kuriren . . . . . und der Andere einen Bundesschwesterliqueur fabrizirt, der, „patentirt", gegen alles hilft."

Das nebenbei, um in die Sprache des Epos einzuführen.

Im zweiten Kapitel weht uns gleich „Apothekenluft" entgegen. Es beginnt:

„Kennst Du das Haus? Ein Adler schirmt das Dach,
Es glänzt die Offizin; von Fach zu Fach
Sind marmorweiße Büchsen aufgestellt . . . ." ꝛc.

Da fühlen wir uns gleich heimisch.

„Mit heimlichem Gruseln" sagt Böttger und erinnert uns lebhaft an die Empfindungen in unserer eigenen Jugendzeit, „betritt das Kind und auch der erwachsene Laie das Lokal, in welchem menschliche Weisheit die geheimnißvollen Kräfte der drei Reiche der Natur zusammengetragen hat, um sie im Dienste der Kranken zu verwenden. Sie wirken so sonderbar auf das Gemüth, diese langen Reihen stiller Büchsen und Flaschen mit ihren lateinischen Inschriften, diese verschlossenen Schränkchen, deren Inhalt die auf die Flügel gemalten Todtenköpfe errathen lassen, dieser seltsame Geruch, der das Ganze immer und ewig einhüllt. Und dazu der ernste und schweigsame Apotheker hinter seinem abgegitterten Tische, hinter dem er nur von Zeit zu Zeit seinen Kopf hervorsteckt, um die stereotype „halbe Stunde" den Rezeptbringern zuzurufen oder eine Arznei zuzureichen — wie beklemmend wirkt nicht das auf Herz und Gemüth des befangenen Patienten. Man geht nicht gerne in die Apotheke und man bleibt nicht gerne darin; der Verkehr des Publikums mit dem Apotheker ist gezwungen wie der mit dem Steuereinnehmer hinter seinen Repositorien in der aktengeruchschwangeren königlichen Amtsstube."

Diesem natürlichen Augenblicksbilde sei das nicht minder gelungene Konterfei des alten Provisors angefügt, welches der Verfasser folgendermaßen ausmalt:

„Der alte Rezeptar in der Stadt- und Rathsapotheke, in die Christian gestern Abend mit dem vom Vater ausgestellten Frachtbriefe schüchtern eingerückt war, hatte so etwas von einem aktenstaubigen königlichen Beamten an sich. Es konnte ihm die gute Laune des ganzen Tages verderben, wenn ein Rezept vor

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0265-0

8 Uhr Morgens gebracht wurde, und so wahr es jeden Tag auf der Thurmuhr des gegenüberliegenden Rathhauses zwölf schlug, so wahr trat er, wenn der letzte Schlag der Uhr verklungen war, hinter seinem Rezeptirtische hervor und setzte sich trotz aller Lamentationen der in der Apotheke etwa Wartenden zu Tische. Er wußte, daß der Prinzipal nach der Suppe sich hinausschleichen und die angefangenen Rezepte, auf die gewartet wurde, fertig machen würde; ob ihm das angenehm oder unangenehm war, erfuhr man nicht, da er sich nie dafür bedankte oder darüber beschwerte. Gleich nach Tische liebte er ebenfalls keine übermäßige Bewegung; eine alte Gesundheitsregel der Engländer lautet: „after dinner sit a while“ und diese suchte er möglichst zu befolgen. Um zwei Uhr arbeitete er wieder, nachdem er sich vorher mit Jedem, der ihm in den Weg kam, so lange herumgezankt und herumgeärgert hatte, bis er eine zur Beförderung der Verdauung hinreichende Quantität Galle abgesondert zu haben glaubte. Wehe dem Unglücklichen, der ihn nicht Abends 6 Uhr ablöste, wenn dies der Tag mit sich brachte! Wie der Jesuit im angefangenen Buchstaben auf Geheiß des Oberen, so hielt er inne im Pillenmachen oder Pulverdispensiren beim letzten Schlage der Glocke, ging in sein Zimmer, kleidete sich um, spazierte, gleichviel bei welchem Wetter, bis sieben, kam zurück, aß Abendbrot, ging abermals auf sein Zimmer, kramte herum bis zehn Uhr und legte sich dann schlafen. Das geschah Woche für Woche, Sommer und Winter; niemand hatte den alten Rezeptarius an Wochentagen anders spazieren gehen sehen als von sechs bis sieben, an Sonntagen Vormittags von elf bis zwölf. In Wirthshäusern hatte ihn noch Niemand aus der Stadt angetroffen. Leute, die ihn näher kannten, wollten behaupten, daß der Alte trotz seines menschenscheuen, abstoßenden Wesens ein weiches, mitfühlendes Herz habe, ja, trotz seiner Pedanterie, Kunst und Poesie liebe und sogar in früheren Zeiten selbst gedichtet habe. Seit sich jedoch ein junges Mädchen aus der Stadt, in die er sterblich verliebt gewesen war, an einen Anderen verheirathet hatte, waren keine Gedichte mehr unter der Chiffre X, hinter der er sich zu verbergen pflegte, im Intelligenzblatte des Ortes erschienen.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0266-5

Eine köstliche, lebenswahre Zeichnung des alten „Faktotum" der Stadt- und Rathsapotheke — wer hätte ein ähnliches mit größeren oder kleineren Variationen nicht schon hie oder da angetroffen!

Und last not least der Prinzipal!

„Der Prinzipal war ein anderer Mann. Der rannte gefällig und geschäftig den ganzen Tag wie Quecksilber im Hause herum, half in einem Athem der Frau beim Anziehen und dem Hausknecht beim Pulversieben, fuhr dann wie ein Irrlicht durch die Apotheke, begrüßte die Kunden und vor der Thüre den Nachbar, sprang eine Minute später in den Keller hinab, um zu sehen, ob die Tinctura Rhei aquosa, die er nach einer ganz neuen Vorschrift eigner Erfindung gemacht hatte, sich noch klar hielte, und dann auf den Boden hinauf, um die dort zum Trocknen liegenden Kräuter zur rechten Zeit umzuwenden, schloß sich dann in sein Zimmer ein und arbeitete an einem Rentabilitäts-rechnungsschema für Apotheker, an einer von einer ausländischen Akademie gestellten physikalischen Preisaufgabe sowie einem Statut der städtischen Schützengilde zu gleicher Zeit und verschwand ebenso rasch wieder aus Zimmer und Haus, um bürgerlichen Pflichten auswärts obzuliegen. Denn er bekleidete mehrere städtische Ehrenämter, war Rathsherr, Schiedsmann, Major der Schützengilde sowie Hauptmann des Turnvereins und der Feuerwehr des Ortes und flog so immer von einem Geschäft, von einem Berufe zum andern."

Das also waren die zwei Vorgesetzten unseres Christian — wird er sich bei ihnen wohl fühlen? Indeß wie alles in der Natur sich nach der Bodenbeschaffenheit und nach der Umgegend richtet, nehmen doch sogar Thiere wie Rehe, Vögel ꝛc. die Farben der Bäume, Sträucher und Wiesen an, — so auch gewöhnt der Mensch sich gar bald an seine Umgebung.

Ueber das Verhältniß der Drei zu einander berichtet der Autor:

„Zwischen diese Zwei trat nun der gutherzige, kindliche, etwas träumerische Christian. Am ersten Tage sauste der Prinzipal nach seiner Manier mit ihm im Fluge durch das ganze Haus, zeigte ihm die Gift- und die Kräuterkammer, die

Materialstube sowie den Keller und in seiner Zerstreutheit auch das Schlafzimmer seiner Frau nebst der Speisekammer, that die Wunder des Laboratoriums vor ihm auf und führte ihn an den großen Pulvermörser, um ihn einige Stöße probiren zu lassen, lehrte ihn, wie das Sieb aufgesetzt und gehalten werden müsse, und zeigte ihm heimlich im Winkel eine Flasche mit Schnaps und Brechweinstein, die er auf den Hausknecht aufgestellt hatte. Dann überlieferte er ihn wieder dem alten Rezeptar Sommer, da er zu einer Rathssitzung gehen mußte, griff aber vorher noch rasch in einen Schub, um ein Ries Signaturen herauszuholen und sie Christian zum Schneiden zu übergeben."

„Und so nahm Christian die Scheere und begann seine erste pharmazeutische Thätigkeit mit Emsigkeit und Würde."

Einige Absätze später finden wir Christian vor der Pharmakopoe sitzen, die damals noch nicht „Deutsches Arzneibuch" hieß und noch in dem ihr eigenthümlichen Latein abgefaßt war.

„Der alte Sommer", heißt es in unserer Erzählung an dieser Stelle, „betrachtete sich eine Weile den vor ihm sitzenden Christian, dann ging er ihn plötzlich an:

„Verstehen Sie denn, was Sie da lesen?"

„Nicht alles", sagte Christian.

„Na ja", fuhr der Alte fort, „wie sollen Sie denn wissen, was sartago, cucurbita, excipulum und alle solche Dinge sind, wenn Sie sie niemals gesehen haben. Aus der Pharmakopoe können Sie gar nichts lernen, höchstens, daß es neben dem ciceronischen Latein noch ein zweites giebt; die Pharmakopoe ist nun einmal kein Lehrbuch. Aber so sind jetzt die Prinzipäle, immer hübsch bequem; darum geben sie dem Lehrlinge die Pharmakopoe in die Hand, wie dem Kinde den Lutschbeutel — „nun amüsirt euch und laßt mich zufrieden!" „Später wird der kleine Stöckhardt gekauft und ein bischen Spielerei mit Chemie getrieben, ab und zu mal botanisirt — vielleicht mit hübschen Mädeln im Walde draußen —, endlich ist der Gehilfe fertig. Da war's zu meiner Zeit anders. Dafür wurden wir auch tüchtige, praktische Apotheker, Laboranten, die zuzugreifen verstanden."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0268-7

Christian hat die beste Absicht, es seinem Vorgesetzten, der sich selbst als tüchtiger, praktischer Apotheker bekennt, gleich zuthun. Er meint, „daß sich sein Vater sehr freuen würde, wenn sein Sohn ein ebenso tüchtiger Apotheker werden würde. Herr Sommer versprach ihm, dazu das Seinige thun zu wollen; da er aber nur Rezeptar sei, könne er seine Ausbildung nur in einer Richtung fördern. Uebrigens sei es zweifelhaft, ob er noch sehr lange hier bleibe, er sehne sich auch nach Selbstständigkeit, auf die er in seinem Alter Ansprüche habe."

Wie wir aus dieser Anspielung errathen dürften, macht Herr Sommer baldigst Anspruch auf eine Konzession.

„Seit jenem Abend", erzählt Böttger weiter, „etablirte sich eine gewisse Intimität zwischen Herrn Sommer und Christian. Wenn er den Lehrling Rezepte lesen oder irgend welche pharmazeutische Manipulationen ausführen ließ, vergaß er seine Griesgrämigkeit und knüpfte ein lehrreiches Gespräch mit ihm an, das auch, besonders wenn gerade Geschäftsstille herrschte, auf andere Themata sich lenkte. Der Alte war, wie so viele Apothekergehilfen, weit in der Welt herumgewandert, in der Schweiz, in Frankreich und Holland gewesen und hatte manches Nachahmenswerthe hie und da gesehen."

Herr Sommer ist von der Tüchtigkeit der deutschen Apotheker (d. h. der Besitzer) oder von dem „Unfehlbarkeitsglauben an ihre Ueberlegenheit" gegen fremde Apotheker nicht so sehr überzeugt, wie es heute wohl ein jeder Kenner der Verhältnisse ist.

„Wir haben", sagt er unter anderm, „tüchtige Apotheker in Deutschland, aber — sie sind knapp. Die große Mehrzahl zieht bald nach dem Ankauf die Schlafmütze tief über die Ohren, sagt sich von aller Wissenschaftlichkeit los und ist froh und stolz, sich nach jahrelanger „klebriger Beharrlichkeit", wie Heine sagt, mit dem Titel Rathsherr oder Stadtrath ausgezeichnet zu sehen. Unser Alter — Herr Sommer pflegte den Chef so zu nennen, obgleich er 20 Jahre jünger war als sein Gehülfe — liest aus Neugierde wohl alle Zeitungen und Journale, auf welche er abonnirt ist, aber er findet z. B. die pharmazeutischen Zeitungen nur dann interessant, wenn sie einmal

wieder von irgend einem seiner übernommenen Ehrenämter berichten, sonst schimpft er regelmäßig, daß nichts Interessantes darin sei. Andere Apotheker verlieren sich mit ihrem bissel Grips in gelehrten Spezialitäten, die dadurch wenig gefördert werden. — An die Pharmazie selbst und ihre Entwicklung denken wenige."

„Das wundert mich", sagte Christian, „die Pharmazie ist doch so interessant!"

„Gewiß!" sagte Herr Sommer, „indeß es läßt sich nicht bestreiten, daß unsere Rezeptur etwas monoton ist, und da die gegenwärtigen Apotheker fast nur rezeptiren, so kommt es, daß sie alle mit der Zeit dieser maschinenmäßigen Beschäftigung müde werden, ja sie sogar hassen . . . . . ."

Solche und ähnliche Gespräche führten in stillen Feierstunden Herr Sommer und sein Lehrling Christian. „Der Prinzipal freute sich über des alten Gehülfen Interesse an dem jungen Manne und bekümmerte sich, da er ihn in guten Händen wußte, ferner gar nicht mehr um ihn."

Wie viele haben wohl ähnliche Erfahrungen während der Lehrzeit gemacht? Waren sie nicht meistens gut genug, den Gehülfen praktisch zu ersetzen, aber wo blieb die Zeit für theoretische Beschäftigung? Und doch stand es mit fetten Lettern in der Annonce der Zeitungen: „Tüchtige Ausbildung zugesichert!"

So auch hier: „Wenn der Chef Christian's Herrn Sommer hin und wieder ablösen mußte, sah er, daß Christian im Laufe der Zeit schon viel gelernt hatte und sich recht nützlich zu machen wußte, und da er neben seiner Apotheke noch manches Andere zu verwalten hatte . . . . ., so geschah es, daß Christian, wenn Herr Sommer ausgegangen war, meist allein blieb. Zuerst hatte der Prinzipal, wenn er in sein Zimmer gegangen war, zu Christian gesagt: „Wenn Jemand kommt, rufen Sie mich!", später beim Weggehen: „Wenn ein Rezept kommt, rufen Sie mich!" und zuletzt: „Wenn ein Rezept bezahlt werden soll, rufen Sie mich!" —

Christian macht sich einmal über die genaue Verschreibungsweise der Aerzte lustig, als er bemerkt, daß drei Aerzte an

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0270-7

einem Patienten kuriren und der Eine ihm 1/6, der Zweite 1/8 und der Dritte 1/10 Gran Morphium verschreibt. Er meint, daß jeder Arzt doch nun der Meinung sei, daß der Kranke nur die ganz genau gewogene von ihm verschriebene Dosis Morphium, kein Atom mehr, haben dürfe und sonst Zeter und Mordio schreien würde. Er wendet sich an Sommer mit der Frage, ob es da nicht ganz egal sei, ob er nun 1/6 oder 1/8 Gran nehme.

Doch im letzten Punkte widerspricht ihm Sommer ernstlich. „Aber", heißt es in der Erzählung, „es war mehr sein pharmazeutisches Pflichtgefühl als seine wissenschaftliche Ueberzeugung, die ihn so sprechen hieß, denn im Grunde haßte er die zopfige ärztliche Pedanterie mehr als irgend Einer. Namentlich waren es die jungen Aerzte, deren unbeholfenes Rezeptschreiben bei aller gelehrten Anmaßung ihm zu vielen Malicen gegen dieselben Veranlassung gab. Indeß bei alledem wachte er ehrlich darüber, daß der Lehrling sich niemals Abweichungen von den Vorschriften des Rezeptes gestattete."

Hat nun Herr Sommer seinen jungen Eleven mit lobenswerthem Eifer und Erfolg in die Geheimnisse des Rezeptirens eingeführt, so haben wir doch andererseits über seine Fortschritte im Laboratorium bis jetzt nichts vernommen.

Im nächsten Kapitel heißt es:

„Als Christian sein erstes Lehrjahr hinter sich hatte und es wieder Sommer geworden war, sagte der alte Sommer eines Tages zu ihm: „Hat Ihnen der Alte noch nichts gesagt, daß er bald anfangen will, im Laboratorium mit Ihnen zu arbeiten?"

„Ja", sagte Christian, „er sprach kürzlich davon, daß wir —"

„— Stibium sulfuratum aurantiacum machen würden, nicht wahr? Und dann Sulfur praecipitatum und dann Phosphorsäure", schaltete Herr Sommer ein.

„Ganz recht", sagte Christian, „das wollten wir machen."

„Das macht er nämlich mit einem jeden Lehrlinge, das heißt, er will" lachte Herr Sommer. Bei der Herstellung des ersten kommt er immer glücklich bis zum „Schlippeschen Salze" und dann bleibt die Geschichte ein paar Tage liegen; dann fängt er das Sulfur praecipitatum an, füllt das Dekokt auch

glücklich auf Flaschen und die bleiben abermals stehen; endlich verschreibt er sich eine Retorte zur Destillirung der Phosphorsäure, überhitzt dabei in seinem Eifer regelmäßig und die ganze Bescherung fliegt in die Luft — dann ist die Ausbildung des Lehrlings vollendet."

„Aber warum bleiben denn die ersten zwei Präparate immer liegen?" fragte Christian.

„Weil er aus lauter Geschäftigkeit nicht dazu kommen kann", sagte Herr Sommer. „Er hat zu viel im Kopfe, der Alte; er sollte nicht so viele städtische Aemter übernehmen. Es bleibt im Laboratorium überhaupt vieles liegen . . . . . ."

Indeß es war dem Chef Ernst mit seiner Arbeit, wenigstens mit dem Anfange derselben.

„Einige Tage darauf", heißt es, „als Christian früh in die Apotheke kam, sah er den Prinzipal bereits in voller Thätigkeit sich in der Offizin herumbewegen. Er theilte ihm sofort mit, daß sie heute Stib. sulf. aurant. im Laboratorium darstellen würden, und —" und — nun und hier ist vorläufig die Geschichte zu Ende — des Verfassers Aufzeichnungen reichen nicht weiter.

Wie herrlich würde sich die Gestalt des „Alten" weiter ausbilden lassen, wie humoristisch ließe sich die Schilderung der Arbeiten der Zwei im Laboratorium anlegen, bei denen natürlich zuletzt das herauskommt, was Herr Sommer prophezeit hat. —

Wer wagt's? Das weitere Zusammenleben der drei Fachgenossen, vom Verfasser wohl selbst miterlebt, es wäre werth, ausführlicher geschildert zu werden. Haben wir hier doch pharmazeutische Gestalten vor uns, wie sie leiben und leben, ohne daß deshalb der Roman für den Nichtfachgenossen des Interesses entbehrte. Wer malt uns Christian's Erlebnisse während seiner Gehilfen-, Studium- und späteren Jahre weiter aus, auf daß wir ihnen im Geiste zu folgen vermögen und wir endlich das bekommen, was der Litteratur bis heute gefehlt hat: einen rein „pharmazeutischen Roman"?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0272-8

XXVI. Herr von Moser und die Pharmazeuten.

Apotheker Paul Hofmeister in Moser's Lustspiel „Krieg im Frieden". —

Da haben wir wieder den ungeschliffenen, oft geradezu kindlichen, täppischen Vertreter unseres Faches, wie er mir, Gott sei Dank, im Leben auf dieser Erdkugel nie begegnet ist und wie, sollte man glauben, ihn Moser sich vielleicht auf dem Monde gedacht hat, wenn auch die ganze Handlung auf unserer lieben Erde vor sich geht. Indeß selbst angenommen, daß die Lustspielfirma Moser & Schönthan in irgend einem verborgenen Winkel ein ähnliches Exemplar eines Apothekers, wie sie es uns vorzuführen beliebt, entdeckt habe, — warum in aller Welt immer wieder mit Gewalt die Ausnahmen auf die Bretter schleppen, welche die Welt bedeuten, und warum nicht frisch-fröhlich die Gestalten nach Goethe'schem Rezept aus dem vollen Menschenleben gegriffen?

Ich habe mich bemüht, von den Verlegern der verschiedensten Werke wie: „Apotheker Heinrich", „Phosphorus Hollunder" 2c., die entsprechenden Kritiken einzufordern, und habe solche auch dankend erhalten, indeß in keiner einzigen der Rezensionen wurde merkwürdiger Weise ein Wort über die fast stets eigenthümliche Behandlung der Apotheker laut, bis denn doch schließlich Moser mit obigem Lustspiel und dessen Fortsetzung „Reif-Reiflingen" gewissermaßen dem Fasse den Boden ausschlug und eine Replik und Duplik über diesen Gegenstand herbeiführte, welche ich am Ende dieser Betrachtung anfügen werde.

Ein Mann, der in den feinsten Familien verkehrt und schließlich des Herrn Stadtrath Töchterlein zur Frau erhält,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0273-4

der nach dem Ankaufe der Löwenapotheke bei seinen Antrittsvisiten überall dieselbe auswendig erlernte Rede vom Stapel läßt, oft mit zwei- bis dreimaligem Anlauf, um immer wieder stecken zu bleiben, nachdem er glücklich herausgebracht hat, daß er seine Kinderjahre in seiner Geburtsstadt an den schönen Ufern des Rheins oberhalb der Neckarmündung verlebte, der vom Militär keine blasse Ahnung hat und bei einem Feste, zu welchem er aus irgend einem Grunde Militärmantel und Mütze von seinem Freunde, dem Stabsarzt, angelegt erhalten, den General durch Abnehmen der Mütze grüßt ꝛc. ꝛc., eine derart läppische Figur bietet Moser dem Publikum in seinem Lustspiel „Krieg im Frieden".

In dem anderen Schwanke „Reif-Reiflingen", welcher uns Hofmeister als Elsas Gatten vorführt, finden wir den Herrn Apotheker als Pantoffelhelden vom reinsten Wasser wieder. Er muß sich in Gesellschaft von seiner Frau sagen lassen: „Mein Mann konnte mir beim Packen nicht helfen, der ist viel zu unpraktisch —" was gerade von einem Apotheker kein Mensch glauben wird. Ihres Mannes Zimmer hat Frau Hofmeister lederfarben anstreichen lassen, „weil er so viel raucht — zu häßlich das Rauchen — ich werde es ihm aber schon abgewöhnen" ꝛc. ꝛc. Ueberhaupt ist Elsa, welche im ersten Schwanke wie ein Vöglein nach Hofmeister's Liebe girrt, im zweiten kaum wiederzuerkennen, aber sie hat ihren Mann gezogen, und das verdankt sie ihrer Mama, die da gesagt hat: „Wenn Du Deinen Mann in den ersten Jahren Deiner Ehe nicht ziehst, dann gelingt es Dir nie. Ich habe meine Schuldigkeit gethan — es ist auch zu seinem Glück."

Auch glaube ich behaupten zu können, daß wohl jeder unserer jüngsten Fachgenossen der Dame seines Herzens seine Gefühle mit mehr Geschick verrathen wird als unser armer Hofmeister, der das ganze Theaterstück hindurch die schwere Last seines Herzensgeheimnisses mit sich herumschleppt, um schließlich, als der Stabsarzt ein Alleinsein mit Elsa herbeigeführt hat, seine Liebeserklärung in folgender geistreichen Weise einzuleiten:

„Hm! hm! — Wenn ich nur wüßte, was ich sagen sollte. —"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0274-9

Die Uhr schlägt. Hofmeister zählt die einzelnen Schläge mit. Wieder sehr geistvoll: „Wenn ich mich nicht verzählt habe, hat es 11 geschlagen."

Hofmeister: Es war doch sehr schön gestern Abend.

Elsa: Ach ja, die schöne Musik.

Hofmeister: Und die herrliche Sommernacht.

Elsa: Ich war ganz poetisch gestimmt.

Hofmeister (schnell): Ich auch, ich habe sogar noch ein Gedicht gemacht, als ich nach Hause kam.

Natürlich! Dichten zum Ueberfluß muß unser Held auch noch, das hat er mit „Phosphorus Hollunder", sowie dem Lehrling in Heiberg's „Apotheker Heinrich" und vielen anderen der hier behandelten Collegen gemeinsam und das liegt bei der äußerst poesievollen Beschäftigung, welche unser Fach mit sich bringt, auch allzu nahe!

Zum Ueberfluß nun bringt Moser in Hofmeister's Provisor Theobald Blum im zweiten Schwank einen neuen Vertreter unseres Fachs auf die Bühne, welcher sich, was Karikatur und Uebertreibung anbelangt, in nichts von seinem Herrn Prinzipal unterscheidet. Moser läßt ihn gleich durch die Mitte eintreten mit schwarzem Regenmantel, sehr bescheiden und schüchtern.

Da der Chef nunmehr verheirathet ist, muß Blum natürlich den Verliebten abgeben; er liebt Bertha, des Förster's Hartmann Tochter, und Hofmeister hat ihn zu diesem gesandt, um Patronen für seine Lefaucheux-Flinte zu holen. Natürlich ist Hofmeister auch Jäger — von dieser Seite läßt sich ihm ja leicht wieder eins versetzen. Also Hofmeister hat keine Patronen. „Pillen thun es da freilich nicht", stichelt Hartmann, und unserm Provisor wird der abgeschmackte Witz in den Mund gelegt: „Aber der Herr Prinzipal bittet, Sie möchten ja nicht zu viel Pulver hineinladen."

Hartmann entgegnet: „Meine Patronen sind nach richtigem Rezepte gemacht, darauf kann sich der Herr Apotheker verlassen", und entfernt sich, um die Patronen herbeizuschaffen.

Die geschraubten Redewendungen, mit welchen Blum nunmehr seine Angebetete erfreut, lassen uns errathen, daß Blum an der „Dichteritis" leidet.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0275-5

„Die Erwartung, Sie zu sehen, leuchtete mir wie der Abendstern und lieh meinen Füßen Flügel", sagt Blum.

Aber gerade diese Redeweise scheint es Bertha angethan zu haben: „Wie hübsch Sie das wieder ausdrücken können", meint sie.

„O wenn ich Sie sehe", fährt Blum fort, „ist es, als hauchte mir die Muse einen Kuß auf die Stirn. Ihr Anblick begeistert mich".

Nachdem sich Blum empfohlen hat, meint Hartmann: „Da siehst Du, was das für ein Mensch ist — gar keine Bildung." Und als Bertha ihren angebeteten Provisor und Poeten dazu entschuldigen will, behauptet Hartmann, der Tochter die Backen streichelnd:

„Du kannst einen besseren Mann bekommen, als solchen Giftmischer." —

Eine folgende Scene zeigt uns wiederum Hofmeister als Ritter von der traurigsten Gestalt und als Pantoffelhelden comme il faut. Seine Frau hat ihn rufen lassen und er tritt auf, Schutzärmel über den Rock gezogen, einen kleinen Porzellannapf mit Reibkeule in der Hand — rührend.

Es entspinnt sich zwischen Hofmeister und Frau Gemahlin folgendes Gespräch.

Hofmeister: Ich habe augenblicklich gar keine Zeit — doch Du hast befohlen.

Elsa: Ja, aber stelle erst einmal das häßliche Zeug fort — es riecht ja abscheulich.

Hofmeister: Es ist nur Kampher, mein Herz.

Elsa: Den Geruch kann ich gar nicht ausstehn. — (Mit dem Taschentuch abwehrend.) Geh nur — geh'!

Hofmeister: Wie Du wünschest — (will gehen).

Elsa: Nein — Du sollst hier bleiben — ich habe mit Dir zu reden.

Hofmeister (reibend): Ja, das muß fortgerührt werden — ich werde es hinuntertragen und gleich wiederkommen.

Bertha, welche gerade zugegen, meint: „Bitte, das kann ich ja thun". Sie erhält von Hofmeister den Auftrag, den Napf selbst dem Provisor zu übergeben, was sie begreiflicherweise von Herzen gerne ausführt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0276-1

Wie Frau Hofmeister den Pantoffel zu schwingen weiß, zeigt uns folgendes:

Elsa: Du willst freilich nur immer selbst kommandiren.

Hofmeister (kläglich): Ach, Du mein Gott.

Elsa: Ich glaube gar — Du thust — als wenn Du unter dem Pantoffel stündest?

Hofmeister: Ja! —

Elsa (böse): Wie?

Hofmeister: Ich meine — nein —

Elsa: Also die Sache mit dem Ball ist abgemacht —

Hofmeister: Nein — —

Elsa (böse): Wie?

Hofmeister: Das heißt — ja — mein Herz.

Elsa: Du drückst Dich heute sehr undeutlich aus. —

Eine Duellscene eigenthümlicher Art zwischen Blum und Reif sei der Kuriosität halber ebenfalls hier erwähnt.

Blum, welcher sich von Reif betrogen glaubt, tritt in düsterer Stimmung ein:

Mein Herr, fährt er den erstaunten Reif an, kennen Sie die Geschichte vom Uria?

Reif: Uria?

Blum: Es war ein reicher Mann, der hatte viele hundert Schafe, und ein armer Mann — der hatte nur ein einziges Schaf — das bin ich.

Reif: Was wollen Sie denn jetzt mit der Schafgeschichte?

Blum: Ich stehe als ein armer Mann hier. — Sie sind der König David.

Reif: Mein bester Provisor — Sie scheinen sehr guter Laune — ich bin augenblicklich gar nicht aufgelegt, Witze zu machen. Leben Sie wohl.

Blum (ihn haltend): Gestatten Sie, wir sind noch nicht fertig. (Nimmt zwei Pulver aus der Tasche.) Hier sind zwei Pulver.

Reif: Bon!

Blum: Eins ist Brausepulver, das andere ist Arsenik.

Reif: Da seien Sie nur recht vorsichtig damit!

Blum: Eins für mich — eins für Sie!

Reif: Da bitte ich um das Brausepulver.

Blum (indem er die Pulver in der hohlen Hand schüttelt): Ich schüttele sie durcheinander — so — bitte. — (Präsentirt Reif die Pulver.) Wählen Sie!

Reif (ein Pulver nehmend): Zu gütig. (Steckt das Pulver in die Tasche.)

Blum (feierlich): Morgen wenn die Glocke 12 schlägt.

Reif (ihn nachahmend): Wenn die Glocke 12 schlägt —

Blum: Dann nimmt jeder sein Pulver, einer verliert das Leben.

Reif: Sie scheinen den Verstand verloren zu haben, bester Provisor. (Geht nach hinten.)

Blum (feierlich): Um 12 Uhr — um die Mittagsstunde —

Reif: Wünsch' Ihnen wohl zu speisen! — —

Na, die Hauptsache ist auch hier: sie kriegen sich, Reif seine Friska, Blum „seine Muse", „seinen Abendstern", und alles löst sich zum Schluß in Wohlgefallen auf.

Die Art und Weise, in welcher sich Herr v. Moser in der Verwerthung des Apothekers, und zwar im Sinne einer komischen Figur, auf der Bühne gefällt, rief nun auch endlich die gerechte Entrüstung und Zurückweisung seitens größerer Tageszeitungen hervor.

Ueber den Provisor Klein im „Krieg im Frieden" sagt R. v. Gottschall in der „Leipziger Ztg." vom 14. April 1878:

„Eine kuriose Rolle ist der sentimentale Provisor Klein mit seiner lispelnden Sprechweise und seinem edlen Herzen. Wir wissen nicht, ob wir uns des wackern Jünglings freuen oder über Gefühle lachen sollen, die in so merkwürdiger Weise „dem Gehege der Lippen" entfliehen. Herr Stöckel vermied mit Recht den derbkomischen Farbenauftrag, der hier so nahe liegt; aber der platonische lispelnde Provisor hat berechtigte Ansprüche auf unsere warme Theilnahme, welche eine maßvolle Darstellung zur Geltung bringt."

Im gleichen Sinne äußerte sich der „Schwäbische Merkur" in seiner Nr. 216 vom Jahre 1882:

„Am wenigsten haben die Apotheker Grund, sich bei Herrn v. Moser für dieses neue Opus zu bedanken.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0278-2

Denn nicht genug, daß der aus „Krieg im Frieden" bekannte Herr Paul Hofmeister auch im „Reif-Reiflingen" fortfährt, diesen Stand nicht eben würdig zu repräsentiren, in dem neuen Lustspiele tritt auch noch ein Provisor in der Apotheke auf, der als ein so pitoyabler Liebhaber erscheint, daß man sich zu glauben veranlaßt sieht, Herr v. Moser bringe die Hasenfüße mit dem Studium der Chemie und Pharmazie in eine keineswegs gerechtfertigte Verbindung. Uebrigens wurden die beiden Angehörigen des Apothekerstandes ganz im Sinne des Autors und auch zur vollen Zufriedenheit des Publikums gegeben. Ueberhaupt schien sich die Zuhörerschaft im großen Ganzen sehr gut bei dem Stück zu unterhalten, das eine lächerliche Situation auf die andere häuft. Eine andere Frage ist es, ob aus solchem Wirrwarr der Geschmack des Publikums irgend einen Gewinn ziehen kann und ob er nicht umgekehrt mehr und mehr herabgedrückt wird."

Und eine Berliner Kritik schrieb unter anderm über das Stück:

„Der Apotheker Paul Hofmeister ist noch immer Provisor geblieben und wird von Reif spöttisch als „pharmazeutischer Fähnrich" bezeichnet. Eine Eifersuchtsscene zwischen den beiden führt zu einem drolligen amerikanischen Duell: der Provisor nimmt aus der Westentasche zwei Pülverchen, von welchen er das eine als Brausepulver, das andere als Arsenik bezeichnet. Das Loos muß entscheiden, wer das Gift zu nehmen hat. Es ergeben sich darum allerlei komische Situationen, an welchen das Stück überhaupt nicht arm ist. Nach der Meinung von Unbefangenen wird es auf Possenbühnen am leichtesten auf Erfolg rechnen können."

Zu guter Letzt wetzt auch die „Kölnische Ztg.", welche sich durch einen Roman von Otto Müller den Zorn der Apotheker und deren Fachgenossen zugezogen hatte, die Scharte wieder aus mit folgender Kritik der Moser'schen Lustspiele:

„Was mögen dem Herrn Gustav v. Moser wohl die Pharmazeuten zu Leide gethan haben, daß er sie in fast allen seinen Stücken zum Gegenstande seiner billigen Scherze macht? Wenn die Naturgeschichte des Apothekers, welche aus Moser's Schwänken zu entnehmen ist, zutreffend wäre, so würde sich mindestens

folgendes ergeben: Der Apotheker — schauta pavida medicinalis — ist außer mit einem störenden Sprachfehler mit zu großen Nasenlöchern und zu großer Verliebtheit behaftet; seine geselligen Umgangsformen lassen so viel zu wünschen übrig wie die Gesundheit seiner Hirnthätigkeit, er wirft mit Vorliebe Stühle und Vasen um, verwechselt Mägde mit der Dame des Hauses und setzt sich auf fremde Hüte; er ist furchtsam wie ein Hase und eifersüchtig wie ein Hirsch, mit Schießgewehren weiß er niemals und auch mit Giften nicht immer ganz zuverlässig umzugehen; seine Nahrung besteht Tage lang nur aus Versen, Zitherspiel und Mondschein; infolge dessen gelingt ihm ohne fremde Hülfe nie die Eroberung eines Weibchens, ist ihm dieses aber endlich zugeführt, so wird er bald sehr zahm und der letzte Rest seines unbequemen Wesens sinkt zu einfältiger Harmlosigkeit herab. — Abgesehen davon, daß ein Urbild dieser sonderbaren Menschenklasse schwerlich zu finden sein wird, will es uns des gewandten Bühnendichters nicht recht würdig erscheinen, daß er in seinem neuesten Schwank „Reif-Reiflingen" diese abgeschmackten Karikaturen um zwei neue vermehrte."

Daß sich das Stück, nachdem der Reiz der Neuheit verschwunden, nur noch auf „Possenbühnen" halten wird, ist auch unsere Meinung.

Trotzdem wollen wir nicht verkennen, daß uns Moser mit seinen Schwänken manchen vergnügten Abend bereitet hat und auch jedenfalls noch bereiten wird, wenn der letzte Akt vom Schauspiele seines Lebens längst ausgespielt ist. Wir bedauern es auch deshalb trotz alledem, daß die vor wenigen Wochen begangene Feier des 70. Geburtstages des greisen Dichters an dem deutschen Volke ziemlich spurlos vorübergegangen ist. —

Wie charakterfest indeß die „Kölnische Zeitung", nachdem sie Herrn v. Moser ziemlich energisch den Text gelesen hat, vorgeht, möge uns die Nr. 262 des Blattes aus dem Jahre 1885 zeigen, in dessen Feuilleton sich ein Roman von Friedrich Friedrich „Das Pflegekind des Junggesellen" befindet.

Wir haben diesen Roman schon früher ausführlicher behandelt. Wie sich der Leser erinnern wird, kommt in demselben

ein Apotheker Philippi vor, über dessen Beruf und Persönlichkeit der Autor dritten Personen folgende Worte in den Mund legt:

„Die Mitglieder des lustigen Klubs der Ledigen hatten mehrere Sitzungen gehabt, ohne daß Sand theilgenommen. Philippi hatte jedes Mal an die Versammelten die Frage gerichtet, wo nur der Doktor bleibe, und jedes Mal hatte Conti ihm geantwortet, er möge, wenn er seine Neugierde nicht bezähmen könne, Sand aufsuchen und an ihn selbst die Frage richten.

„Ich bezweifle zwar, daß er Ihnen genaue Rechenschaft ablegen wird," fügte er hinzu, „denn ein Arzt hat mehr und wichtigeres zu thun als ein Apotheker, der nur unnütze Tropfen zusammenmischt und dafür ein sündhaftes Geld nimmt, aber Sie haben dann doch die Genugthuung, daß Sie nicht mehr wissen als wir, obschon Sie versucht haben, an der Quelle zu schöpfen."

Philippi protestirte eifrig gegen diese Geringschätzung seines Berufes.

„Bitte, ich begreife nur nicht, weshalb Sie bei solcher Ansicht selbst in wiederholten Fällen solche unnütze Tropfen von mir gekauft haben", entgegnete er. „Ich bereite übrigens die Medizinen nur nach den mir vorgeschriebenen Verordnungen der Aerzte."

„Bester Freund, Sie begreifen das nicht!" rief der Maler lachend. „Ich habe in meinem Leben so viel Thorheiten begangen, daß ich auch diese offen eingestehen kann. Ich habe aber noch einen anderen Grund. Mein Wahlspruch ist: Leben und leben lassen! Ich bestreite zwar die Nothwendigkeit und den Nutzen der Apotheker, da dieselben indessen einmal vorhanden sind, so hat meine Gutmüthigkeit mich getrieben, Sie zu unterstützen. Sie denken weniger edel, denn noch haben Sie sich von mir nicht malen lassen, und doch habe ich längst darauf gehofft, weil ich bei Ihrer kleinen Gestalt ganz erheblich an Leinwand und Farben sparen würde."

„Ich bin nicht eitel genug, um mich malen zu lassen", entgegnete Philippi.

„Lieber Freund, Sie nicht eitel!" fiel Conti ein. „Sie lassen sich alle vier Wochen photographiren und ziehen bei jeder Auf-

nahme Lackstiefel an, obschon auf keinem Bilde Ihre Beine zu sehen sind. Sie tragen täglich frischgewaschene Vatermörder, und wenn das Haus Ihres Nachbars in Flammen stände und Sie denselben benachrichtigen wollten, so würden Sie doch vorher ein Paar feine Glacéhandschuhe anziehen". —

Auch in einer der von Ernst Eckstein unter dem Kollektivnamen „Sturmnacht" herausgegebenen Novellen findet sich eine seltsame Anspielung auf unseren Stand und seine Mitglieder, über welche Auslassung im Juni 1878 ein privatisirender Kollege an die Redaktion der „Pharmazeutischen Zeitung" berichtet:

„Zu meinem Zeitvertreibe lese ich eben „Sturmnacht", neue Novellen von Ernst Eckstein, 1878. Im zweiten Bande, in der Novelle „Vittorio" pag. 129 al. 2, findet sich in der zweiten Hälfte folgender Passus:

„Die Nacht ist so wonnig, daß ich keine Lust verspüre, mich wie ein Apothekergehilfe in die dumpfigen Decken meines Bettes zu wickeln."

„Jedenfalls", bemerkt der Herr Einsender, „ist das Kompliment weder für die Herren Gehilfen, welchem Stande ich einst anzugehören mir heute noch zur Ehre rechne, ein schmeichelhaftes, noch für die Besitzer, denn ein gut gelüftetes, nicht dumpfiges Bett wird wohl jedem Herrn geboten. — Ist es nicht möglich, dem großen Schriftsteller dies unter die Nase zu reiben?"

Der Herr Kollege hat dann noch dem betr. Passus des Buches, welches im dortigen Leseverein zirkulirte, eine Randbemerkung beigefügt, welche zwar ein wenig „stark", aber darum doch nicht ganz ungerechtfertigt war.

Jedenfalls können wir obiger Versicherung, daß einem jeden Herrn heutzutage ein gutes Bett zur Verfügung steht, nur beistimmen, und das hätte auch der kluge Schriftsteller Ernst Eckstein wissen können.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0282-4

XXVII. Herr von Moser macht Schule.

Ein Trifolium Moser'scher Apothekergestalten! Ad 1: Der verehrte Herr Kollege in der Berliner Posse „Einer von unsere Leut'", der schon im 2. Kapitel dieses Buches erwähnt wurde. Zweitens: Herr Piepenberg, Apotheker in Kyritz, welcher in der Gesangsposse „Kyritz-Pyritz" auftritt und der Kompagniefirma Wilken & Justinus sein Dasein verdankt, sowie als Dritter im Bunde: Herr Apothekenbesitzer Knurhahn, Hauptheld der einaktigen Posse „Apothekerleiden oder der erste April", der neuesten Schöpfung Albert Ritter's.

Dem immerfort auf der Bühne umhertänzelnden und, obgleich verheirathet, eine „gleichgestimmte und mitfühlende Seele" suchenden schmachtlockigen Kollegen Piepenberg muß jede innere Wahrscheinlichkeit abgesprochen werden.

Im siebenten Auftritt verkündet Piepenberg seinen Freunden in vollem Ernste, daß Theudeline, seine Frau, keine Seele habe!

„Deshalb suche ich anderen Anschluß und habe ihn gefunden", sagt er. „Natürlich nur theoretisch."

„Vor einiger Zeit", verräth uns unser Don Juan, „fand ich in einer Berliner Zeitung das Inserat einer jungen Frau, die mit einem poesievollen Herrn in Briefwechsel zu treten wünschte. Dieser poesievolle Herr bin ich geworden. Wüßtet Ihr, wie ihre Seele sich an meine schmiegt! Natürlich nur brieflich." Worauf sein Freund, mit bezeichnender Geste auf die Stirne deutend, ausruft: „Briefliche Schmiegelei! Piepmatz!"

Piepenberg unterzeichnet sich in seinen Briefen „Wolfgang Goethe", während die gleichgestimmte Seele „Bettina das Kind"

sich später als leibhaftige Frau unseres etwas überspannten Kollegen entpuppt. —

Bekannt ist, wie Piepenberg mit seinen Freunden nach Berlin fährt, angeblich, um eine Audienz beim Oberpräsidenten wegen Verlegung eines Kanals nachzusuchen, thatsächlich aber des Amusements wegen. Die Frauen der Mitglieder der lustigen Gesellschaft haben indeß von dem wahren Grunde der Reise Kunde erhalten und reisen ihren Männern nach, woraus sich die komischsten Scenen und Verwicklungen ergeben.

Piepenberg ist einer von denjenigen, die, etwas angerissen, krakehlsüchtig werden.

„Ganz Berlin ist lächerlich!" ruft er nach einer durchwachten Nacht. „Ein großer unterbuddelter Leichtsinn!"

Als man ihn darauf aufmerksam macht, daß er nicht so schreien möge, da die Leute noch schliefen, meint er: „Die Berliner sollen nicht schlafen, ich streite ihnen das Recht ab!"

Und nun kommt die unwahrscheinlichste Scene:

Unser Held hat im Café Bauer einen dicken Studenten abgemuckt. „Er machte sich lustig über meine unbekannte Bettina und sagte zu mir: „Flederwisch!" Da hättet Ihr mich sehen müssen. „Degen oder Pistolen, rief ich, wählen Sie! Hier stehe ich, eine deutsche Eiche!" Bei diesen Worten stolpert der tapfere Duellant und fällt auf einen Stuhl.

Der Kellner bringt einen Brief des betreffenden Studenten und Piepenberg ruft, nachdem er den Brief gelesen, sehr erregt: „Na, das sollte mir einfallen! Nicht um die Welt!" ballt den Brief zusammen und wirft ihn an die Erde. Und nun entwickelt sich zwischen dem Apotheker und dem Bäckermeister und Gewürzkrämer, den Reisegenossen Piepenberg's, folgendes Gespräch:

„Was ist denn los?"

„Der dicke Student, der Herr von Klopphammer! Da könnte Jeder kommen!"

„Was will er denn von Dir?"

„Duelliren will er sich! Ich werde mich hüten, hinzugehen!"

„Du hast ihn ja selbst rausgefordert!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0284-5

Piepenberg aber schreit: „Braucht denn so'n Mensch das gleich anzunehmen? Wie ist das überhaupt mit so'n Duell?"

Indem er versichert, daß er durchaus keine Angst habe, tritt der Kartellträger Klopphammer's ein:

„Wollte mich nicht lange aufhalten, damit die kleine Angelegenheit erledigt werden kann", meint derselbe. „Klopphammer hat krumme Säbel gewählt, ist es Dir recht? Sonst, wenn Du Pistolen vorziehst, ihm ist es Wurscht!"

„Wurscht? Mir ist es auch Wurscht. Ich komme gleich wieder", stottert Piepenberg und verschwindet in ein Nebenzimmer. Als man den Tapferen später hier aufsuchen will, ist er verduftet. Statt seiner findet man auf dem Tische einen Zettel vor, des Inhalts: „Lebt wohl, Freunde, das Mitleid treibt mich fort, ich kann keinen Menschen tödten!"

Müssen wir uns schon darüber wundern, daß Klopphammer zum Kartellträger einen Mann nimmt, der mit Piepenberg auf dem Duzfuße steht, so ist es geradezu unsinnig, einem Apotheker, der ein viersemestriges Studium hinter sich hat, die Worte in den Mund zu legen: „Wie ist das überhaupt mit so'n Duell?" Daß unsere studirenden Fachgenossen Mitglieder der besten Verbindungen, Corps und Burschenschaften und durchaus nicht die lässigsten und schlechtesten auf der Mensur sind, hätten die Herren Wilken und Justinus wohl wissen können. Dann aber richtet sich obige Scene von selbst. —

In der dritten der oben genannten Possen schildert uns Albert Ritter die Wirkung des ersten Apriltages auf die Thätigkeit des Apothekers. Ein dankbarer Stoff, zu welchem ein jeder der Herren Kollegen wohl mehr oder minder reichhaltiges Material liefern könnte. Ritter hat nicht allzu viel aus demselben gemacht.

Der erste der in die Apotheke und in den April Geschickten ist ein Schusterjunge:

„Nen Gruß vom Meester und ich hätte gern für'n Jroschen Affenöl."

„Affenöl?"

„Janz recht, er braucht et zum Verjolden."

„Du willst mich wohl foppen, he?"

„Keene Ahnung, Herr Abdecker."

„Na, dann sage Deinem Meister, er solle sich 'ne Ader schlagen lassen, dann hätte er Affenöl genug."

„Dat ist ja hier 'ne nette Bedienung!"

„Was sagst Du da?"

„Ick meinte man, ob Sie det Affenöl nicht hätten, der Meester sagte doch, bei dem Affen in der Affenabdeke könnte ick det Zeug am besten kriegen."

Knurhahn ergreift jetzt den Schusterjungen am Kragen und wirft ihn mit den Worten: „Verfluchte Pechseele!" zur Mittelthüre hinaus, in welcher gerade der Hausknecht erscheint mit einer Anzahl Flaschen, die zur Erde fallen.

Der zweite der Aprilnarren ist abermals ein Schusterjunge, Fritz, welcher von dem „Herrn Praviser" für 10 Pfennige „Haarsamen" verlangt. „Denn", spricht er, „unserem Altjesellen jehen alle Haare flöten!"

Knurhahn lacht ärgerlich: „Schön, mein Junge! — Schon wieder solch ein Ulkvogel, na warte!" und gießt aus zwei Gefäßen eine Flüssigkeit in Fritzens Flasche.

„So, mein Sohn, grüß' mir den Altgesellen und sag' ihm, er müßte sich aber erst die Kopfschwarte aufackern lassen und von allem Unkraut befreien, sonst könnte der Haarsamen keine Wurzeln schlagen."

Derartige, kaum des Lachens werthe Witze ersetzen die Handlung des Stückes, bis Knurhahn erst am Ende desselben erkennt, daß ja heute der erste April ist, „der für jeden Apotheker seine Leiden hat".

Das Stück, ohne jegliche Pointe, dürfte wohl nur das Licht einiger weniger Vereinstheater erblicken.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0286-6

XXVIII. Schluß-Kapitel.

Den Stoff zum Schluß meiner Betrachtungen legt mir soeben der Briefträger auf meinen Schreibtisch, und zwar in Form des 27. Heftes der Zeitschrift „Das Buch für Alle", in welchem zwischen einer Fülle von Geschichten und sonstigem nützlichen Lesestoff ein gar liebliches Liebes-Idyll versteckt ist. „Vier Sünder" betitelt sich die heitere Geschichte von Alwin Römer.

Nelli Schwalbe und Provisor Heinrich Baumann — o wie schalkhaft lächeln uns ihre Gesichter aus den schwarzbedruckten Seiten des Buches entgegen! Daß Beide bis über die Ohren in einander verliebt sind, ohne daß sie es selbst wissen oder sich eingestanden haben, wird der geneigte Leser ja nunmehr gleich errathen haben, und weshalb sollten wir es den Beiden verübeln? „Die so unschuldig dreinblickende hübsche Nelli", das zwanzigjährige Töchterlein des Gerichtssekretärs Schwalbe, und Heinrich Baumann, der Provisor der Engelapotheke des benachbarten Städtchens Ellerode — sind sie nicht wie für einander geschaffen?

Also die Buchenmühle, die böse Buchenmühle! Da haben sie sich getroffen, oft getroffen, nachdem sich die Beiden auf dem Schützenfeste in Ellerode zum ersten Male gesehen haben.

„Sie hatten sich," wie uns die Geschichte erzählt, „gegenseitig sehr liebenswürdig und sympathisch gefunden, ohne sich das natürlich mir nichts dir nichts ins Gesicht zu sagen. Doch hat die Jugend kaum merkliche Anzeichen, aus denen sie erkennt, ob Einer den Andern leiden mag, und nach etlichen sehr staub-, aber trotzdem sehr genußreichen Tänzen im Schützensaale war man darüber einig gewesen, sich am nächsten Sonntag auf der

Buchenmühle zu treffen, ohne eigentlich etwas verabredet zu haben."

Also verliebt ist unser Kollege, das ist über allen Zweifel erhaben. Daß er es mit seiner Liebe ehrlich meint, zeigt uns der Schluß der Geschichte. Herr Heinrich zeigt sich uns ferner als feuriger Tänzer und, wie wir bald weiter sehen werden: er reitet Roß. Das klingt vielleicht etwas eigen, indeß warum soll man nicht gerade so gut sagen: „er reitet Roß" wie: „er fährt Rad?" Also er reitet Roß, aber, wie der Verfasser erzählt, „keines von jenen, das vertrocknete Rechenmeister als „fressendes Kapital" bezeichnen; es brauchte nicht Heu, noch Hafer und konnte weit länger als das vielgepriesene Schiff der Wüste ohne Wasser fertig werden, wenn es nur hin und wieder ein paar Tröpflein Oel bekam."

Heinrich Baumann wohnt nun in Ellerode, Nelli Schwalbe in Brauweiler und die Buchenmühle liegt — man bedenke! — gleich weit von beiden Orten entfernt. Dort soll heute das Rendez-vous stattfinden. Freilich, Nelli's Vater darf um keinen Preis etwas erfahren. „Er mußte", heißt es in der Historia, „vorbereitet werden, langsam und vorsichtig, wie die meisten Väter, wenigstens der Meinung ihrer Töchter nach."

Heinrich war, wie das ja nun einmal bei den meisten unserer jüngeren Fachgenossen nicht anders sein kann, durchaus kein Krösus, wenn auch nicht ohne einiges Vermögen, zum Apothekenkauf aber, wir wissen es alle und brauchen es uns von einem nichtpharmazeutischen Schriftsteller nicht erst sagen zu lassen, gehört Geld, und nochmals Geld und abermals Geld.

Der Verfasser erzählt über die Vermögensverhältnisse unseres jungen Fachgenossen:

„Obwohl Heinrich nicht ohne Vermögen war, so fehlte ihm doch seiner eigenen Aussage nach eine ganz bedeutende Summe, um eine Apotheke übernehmen zu können."

Wir haben es demnach bei Heinrich mit einem offenen wahrheitsliebenden Menschen zu thun, welcher die Tochter des Gerichtssekretärs ohne jegliche Flunkereien in seine jetzige und zukünftige Lage einweihte, ohne sich vielleicht als reicher Leute

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0288-8

Kind aufzuspielen, um sich so der Liebe Nellis desto sicherer zu vergewissern.

Daß nun Herr Schwalbe vermögend ist, und das wäre in diesem Falle nicht nur äußerst erwünscht, sondern geradezu nothwendig, bezeugen uns die Worte:

„In Geldsachen war Herr Schwalbe geradezu unausstehlich, trotzdem er es ganz und gar nicht nöthig hatte. So dachte wenigstens Nelli. Aber unter diesem Kummer seufzen leider viele der heirathslustigen Mädchen . . ."

Eine Passion hatte Nelli mit Heinrich gemein: auch sie fuhr Rad. Ob in gleich schneidiger Weise wie Letzterer wird uns nirgends erzählt. Von Heinrich aber heißt es:

„Herr Baumann, der Provisor aus der Engelapotheke in Ellerode, war gleich nach dem Mittagessen" (er hatte also wohl seinen freien Nachmittag) „aufgebrochen. Natürlich war er auch Radfahrer, und so sahen ihn denn seine Mitbürger gegen zwei Uhr in sehr eleganter Haltung aus dem Brauweiler Thor fahren, mitten in die Herrlichkeit des goldenen Sommertages hinein."

„Einer der überall gedeihenden, vorlauten kleinen Straßenjungen rief ihm johlend nach: „Fritz, bleib hier, Du weißt ja nicht, wie's Wetter wird!"

„Doch verdarb ihm das die Laune nicht im Geringsten. Er lächelte höchst vergnügt vor sich hin und spitzte dann unwillkürlich die Lippen." (Ueber das Warum? ist wohl eine der verehrten schönen Leserinnen so gütig, dem Verfasser dieses gelegentlich eine kleine Aufklärung zukommen zu lassen.)

Natürlich Heinrichs wegen hätte es blitzen und donnern können, sobald er nur erst in der Buchenmühle war. „Stand doch am Himmel seines Lebens heute die Sonne der Liebe!"

Etwas gedämpft wird seine gute Stimmung allerdings, als er kurz vor dem Ziele über ein Hufeisen wegfährt. Nicht daß Heinrich abergläubisch gewesen wäre, indessen das Hufeisen hat ihm den Luftreifen des Vorderrades zerschnitten.

Nachdem er in einer Laube lange vergeblich auf Nelli gewartet, tritt er auf die Landstraße, um nach dem Ziele seiner Sehnsucht Ausschau zu halten.

Dabei begegnet ihm Else, das Töchterlein des Buchen-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0289-6

müllers, die mit ihren hellen Augen längst dahintergekommen ist, daß sich der Elleroder Provisor für ihre Freundin Nelli lebhaft interessirt.

Also kurz und gut: das hübsche Wirthskind bietet dem beglückten Provisor ihr Damenrad leihweise an, damit dieser Nelli entgegenfahre. Wir sausen im Geiste eine Strecke Weges mit, um unterwegs an der Thüre der Gastwirthschaft „Zur goldenen Gans", in welche Heinrich eintritt, um sich ein wenig zu stärken, Abschied von diesem zu nehmen.

Schauen wir uns unterdeß ein wenig in dem Häuschen des Gerichtssekretärs Schwalbe um. Zwei der Sünder unserer Geschichte haben wir nunmehr kennen gelernt, wenngleich ihr Verbrechen einzig darin besteht, daß sie ihr Liebesverhältniß, über welches Beide indeß gegeneinander nicht ein Wort verloren haben, den Eltern bisher verheimlicht haben. — Die beiden anderen hartgesotteneren Sünder nennen sich Georg und Willy und legitimiren sich als Brüder Nellis. Letztere hatte bereits ihr Rad im Garten bereitgestellt. Dieses sehen und in einem gar sicheren Verstecke, nämlich — man bedenke abermals! — in dem Bette Nellis zu verbergen, um der Schwester ein Schnippchen zu schlagen, ist das Werk eines Augenblickes für die bösen Bruderseelen.

Händeringend berichtet später Nelli dem gestrengen Herrn Papa, daß ihr Rad gestohlen sei, und schon bald darauf sind 10 Mark auf die Ergreifung des Diebes gesetzt und sämmtliche Diener der Obrigkeit fahnden auf das entschwundene Damenrad, Marke „Aurora".

Soweit die Schürzung des Knotens. Die Verwickelung kann sich der Leser leicht denken. Das Damenrad „Aurora" wird vor dem Gasthause „Zur goldenen Gans" gar bald entdeckt, Heinrich als der natürlich unrechtmäßige Besitzer des Rades eruirt und, trotz allen Protestes zur Wache geführt, hinter die „eisernen Gardinen" gesetzt.

Ueber das Verhör Heinrichs und seine Leiden und Freuden auf der Wache, woselbst ihm auch sein Schwiegervater in spe gegenübertritt, will ich dem freundlichen Leser Römer's heitere Schilderung nicht vorenthalten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0290-2

Beleidigt fährt unser Unglücksvogel, der sich vielleicht jetzt des Verses erinnern wird: „Fritz, bleib' hier, Du weißt ja nicht, wie's Wetter wird!", den Polizeiwachtmeister an:

„Aber erlauben Sie mal, was habe ich denn verbrochen?"

„Ja, ja," meinte der erfahrene Krause, „das kennen wir, Freundchen! Aber der Beweis ist greifbar vorhanden. Ein Damenfahrrad, Marke „Aurora"! Auf Seitenwegen aus der Stadt geschafft! Hinten unter der Linde versteckt: es klappt Alles!"

„Ich habe das Rad geborgt!"

„Hahahaha, geborgt! Sehr gut!" lachte der Wachtmeister.

„Aus der Stadt kann ich es nicht geschafft haben, da ich direkt von Ellerode komme!"

„Das behaupten Sie. Leider glaube ich das nicht!"

„Herr!" wüthete der Provisor. Aber der dicke Polizeimann lächelte nur kalt dazu.

„Folgen Sie mir nach dem Rathhause!" forderte er ihn barsch auf, und es blieb dem Unglücklichen trotz all' seiner Proteste nichts weiter übrig, als diesen Marterweg anzutreten. Mißtrauisch schritt Krause ihm zur Seite. Der Hausknecht von der „Goldenen Gans" folgte mit dem verhängnißvollen Rade. Natürlich schloß sich die gesammte Jugend Brauweilers, soweit sie laufen, humpeln oder kriechen konnte, diesem Triumphzuge des Wachtmeisters an, und allerlei Ehrennamen tönten dem Opfer, das kopfschüttelnd über sein Verhängniß nachgrübelte, ins Ohr. Plötzlich bemerkte er, wie der Hausknecht mit dem Fahrrad von der Hauptstraße abbog.

„Wo will denn der mit dem Rade hin?" fragte er ängstlich. „Ich mache Sie darauf aufmerksam: es ist nicht meines!"

„Wissen wir sehr gut, alter Sohn! Es wird wieder hingebracht, wo es hergekommen ist!"

„Aber erlauben Sie mal . . ."

„Seien Sie still und machen Sie das mit dem Kommissar ab!" beschied ihn der Wachtmeister.

Leider war der Kommissar nicht gleich anwesend, und Heinrich mußte daher hinter die „eisernen Gardinen", noch ganz verblüfft über die tückische Wendung seines Schicksals.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0291-7

Im Hause des Gerichtssekretärs herrschte eitel Jubel und Freude über das von der Polizei zurückgebrachte Fahrrad. Vater und Tochter hatten es nach allerdings nicht sehr eingehender Prüfung als das verschwundene anerkannt. Und wenn auch Nelli noch ein paar heimliche Seufzer über das zu Wasser gewordene Stelldichein gen Himmel sandte, so überwog doch das Gefühl der Freude über den Wiederbesitz des theuren Rößleins schließlich ihren Herzenskummer.

Vater Schwalbe machte sich alsbald auf, um dem Verhör des Bösewichtes beizuwohnen. Er kam gerade noch zur rechten Zeit.

„Machen Sie keine Flausen," sagte der Kommissar zu dem erregten Provisor, „gestehen Sie's ruhig ein! Das Rad ist heute um zwei Uhr hier verschwunden. Es ist ein Damenrad, die Marke stimmt auch, die Besitzerin hat es als das ihrige anerkannt. Leugnen hilft also nichts!"

„Aber ich sage Ihnen nochmals: ich habe es mir auf der Buchenmühle von der Tochter des Wirthes geliehen, weil meines entzweigegangen ist. Um zwei Uhr war ich ja noch in Ellerode! Sehe ich denn überhaupt aus wie ein Spitzbube?" jammerte der Provisor.

„Darnach geht's nicht!" entgegnete der Kommissar. „Ich habe übrigens schon Spitzbuben unter den Händen gehabt, die noch viel nobler herumliefen als Sie!"

„Ich auch!" bemerkte der Sekretär. „Die Hauptsache bleibt doch, daß Sie mit dem Rade ertappt sind. Und es wäre doch ein seltsames Zusammentreffen —"

„Aber so telegraphiren Sie doch nach der Buchenmühle! Sie werden sehen, daß ich unschuldig bin."

„Wir haben keine Verbindung dorthin. Und die Geschichte ist doch wirklich recht unwahrscheinlich. Ich will morgen früh hinausschicken, mehr kann ich nicht thun. Wenn Sie mich aber angelogen haben —"

„So telegraphiren Sie wenigstens an meinen Chef in Ellerode, damit der sich zur Nacht einrichtet!"

„Ja sind Sie denn wirklich Provisor in der Engelapotheke dort? Sie reiten sich nur noch mehr hinein, wenn Sie uns anschwindeln!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0292-3

„Der Herr Kommissar hat Recht!" bemerkte der Sekretär. „Sagen Sie lieber die Wahrheit, junger Mensch!"

„Ich habe die Wahrheit gesagt!" tobte der Provisor, über die beiden Zweifler in Wuth gerathend. „Und das kann ich Ihnen sagen: sowie ich wieder auf freiem Fuße bin, beschwere ich mich über Sie, und wenn ich von Pontius zu Pilatus laufen müßte!"

„Das steht Ihnen frei!" sagte kalt der Kommissar, und der Sekretär murmelte empört:

„Ist das ein frecher Kerl!" —

Daß unser Held, trotz der nicht angenehmen Situation, daran denkt, den Herrn Chef wegen des Nachtdienstes benachrichtigen zu lassen, macht seinem Pflichtbewußtsein alle Ehre, zeugt aber auch andererseits davon, wie gründlich sich der Verfasser der Geschichte in die Person des Provisors hineinzudenken verstanden hat.

In Brauweiler haben nun inzwischen die zwei kleineren Sünder, von Reue gequält, ihren losen Streich eingestanden. Der Herr Sekretär eilt natürlich, nachdem er ein paar schallende Ohrfeigen ausgetheilt hat, spornstreichs nach dem Rathhause, um dem unschuldig verdächtigten Provisor Erlösung zu bringen.

Lösung des Knotens: Heinrich muß unbedingt zu Schwalbes, große Vorstellung: „Herr Provisor Baumann aus Ellerode! — Meine Frau — meine Tochter!", Abendessen, bei welchem sich der kleine Schäker Nelli so still und kühl verhält, daß sogar der Papa ihr die Weisung giebt, nicht so stolz zu thun.

„Du sitzest ja wie ein Eisklumpen!" sagt der arme verblendete Herr Sekretär verdrießlich. „Kannst Du Deinem Vater zu Liebe nicht auch einmal nett sein?"

Als aber der mit Blindheit geschlagene Herr Schwalbe einmal das Zimmer verlassen muß und zurückkehrend, die Beiden in dem Momente überrascht, als sie das erste Geständniß ihrer reinen Liebe mit einem süßen Kusse besiegeln, da muß es auch dem bisher ahnungslosen Papa wie Schuppen von den Augen fallen und es kann ihm kein Geheimniß mehr sein, daß der kühne Jünger Aeskulaps zwar nicht das Rad, statt dessen aber das Herz seiner Tochter gestohlen hat.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0293-9

Schluß: sie kriegen sich; und welche Geschichte, liebe gefühlvolle Leserin, wäre schön zu nennen, wenn sie sich zum Schlusse nicht „kriegten"? Doppelte Freude macht es mir deshalb, daß ich meine Arbeit mit einem so herzerfreuenden Faktum beschließen kann, denn: Ende gut, Alles gut! —

Und so will ich nun, mit einem Ueberblick über mein Pensum, Abschied nehmen von meiner Arbeit, mit dem herzlichen Wunsche an meine älteren Herren Kollegen, daß, wenn sie längst dorthin gepilgert sein werden, wo Krankheit und Gebrechen nimmer der Hilfe der Aerzte und Apotheker bedürfen, eine Beschreibung ihres Lebens und ihrer Thätigkeit ebenso erbaulich zu lesen sein möge, wie diejenige unseres vorangegangenen Kollegen Martius. Ich wünsche meinen Fachgenossen eine bessere Revision als diejenige bei dem „Apotheker-Sonderling" in Eiler's gleichnamiger Erzählung, allen liebenswürdigen Apothekertöchtern aber einen Fürsten von Dessau zum Ehegemahle. Möge unseren heutigen Besitzern die Darstellung von Stib. sulf. aur. leichter von Statten gehen als dem alten Besitzer in Böttger's Manuskripte, und mögen sie sich zu einem etwaigen Nachfolger in ihrem Geschäfte ebenso gut zu stellen wissen, wie unser „musikalischer" Kollege Breuning zu seinem jungen Nachfolger Siegfried Berger. Sollte dabei die Kenntniß auf dem Klaviere über drei Tonstücke hinausreichen, so wäre das das Schlimmste nicht!

Kämpfen wir alle muthig den Kampf gegen widrige Geschicke, auf daß sie uns nicht zu Pessimisten und Atheisten stempeln, wie den unglücklichen, mit sich selbst zerfallenen Hannes Schlüter, doch jagen wir auch nicht schillernden Truggebilden nach, um wie Meister Thomasius zu spät zu erkennen, daß sich Glück und Gold nicht mit irgend einem Stein der Weisen „machen" lassen, sondern daß wahre Zufriedenheit nur bei Arbeit, Pflicht und Redlichkeit wohnt und alles Andere nur ein „böser Traum" ist! —

Den jüngeren Fachgenossen gönne ich von ganzem Herzen ein ebenso liebes Bräutchen, wie es sich Provisor Heinrich Baumann errungen. Möge ihnen zur Erlangung desselben ihr Schwiegervater in spe gleich thatkräftige, wenn auch unbewußte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0294-5

Hilfe leisten, wie Herr Gerichtssekretär Schwalbe seinem späteren Schwiegersohne geleistet hat. Mit der Bekanntschaft der „Eisengardinen", wenn auch nur, wie bei Heinrich Baumann, auf einige Stunden, möge allerdings ein jeder der liebesdurstigen Kollegen verschont bleiben! Lieber im heiligen Ehestande später einige schmollende sanfte Gardinenpredigten, welche es, nach genauer Erkundigung bei einigen älteren verheiratheten Fachgenossen, die es ja wissen müssen, allerdings gar nicht einmal geben soll, trotzdem böse Menschen mit kühner Stirne das Gegentheil behaupten . . .

Und nun: „Gott befohlen!" lieber Leser. Lege nicht zu scharf das Sezirmesser der Kritik an manche Wunde meiner Arbeit und bedenke, daß es ein lateinisches Sprichwort giebt, welches da sagt:

„Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0295-1

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0296-6
DFG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0300-3
DFG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-13065-p0301-9
DFG